Reiseerinnerungen aus Rußland

von

Dr. Ferdinand Weber,
ev.-luth. Pfarrer in Neuendettelsau.

Mit einer linguistischen Beilage aus der russisch-jüdischen Jargon-Literatur.

Leipzig,
Verlag von Justus Naumann.
1873.

Reiseerinnerungen aus Rußland

von

Dr. **Ferdinand Weber,**
ev.-luth. Pfarrer in Neuendettelsau.

Mit einer linguistischen Beilage aus der russisch-jüdischen Jargon-Literatur.

Leipzig,
Verlag von Justus Naumann.
1873.

Vorwort.

Die Reiseerinnerungen, die ich dem Publikum hier darbiete, bewegen sich zumeist auf einem dreifachen Gebiete. Zunächst suchte ich Beobachtungen zu machen im Bereiche des russisch-jüdischen religiösen Lebens; zweitens führte mich mein Weg in die Centralpunkte der russischen Kirche, endlich hatte ich Gelegenheit auf den Colonien Südrußlands, wie in Petersburg und den Ostseeprovinzen evangelisches Leben und Streben zu studiren. Daß es eben nur einzelne Bilder sind, nicht aber erschöpfende Darstellungen, die hier erwartet werden dürfen, versteht sich von selbst, wenn man bedenkt, daß die Reise von Anfang März bis Mitte Mai dieses Jahres währte.

Um meine eigenen Wahrnehmungen zu ergänzen, habe ich Mittheilungen aus den Originalberichten der russischen Bibelgesellschaft gegeben; fast fürchte ich, daß mich die Freude, die ich über dieselben empfunden habe, verleitet hat, des Guten darin zu viel zu thun. Ebenso übersetzte ich einen Abschnitt aus der im Jargon geschriebenen Selbstbiographie, die den Titel „das polnische Jüngel“ führt, und gab das Original mit sachlichen und sprachlichen Erläuterungen als Beilage. Vielleicht haben sie einiges linguistische Interesse. Jedenfalls stellen sie das russisch-

jüdische Leben namentlich in Bessarabien, Volhynien und Podolien dem Leser vor Augen wie es leibt und lebt. Genaue Kenner bestätigen die Treue der Schilderungen.

Ich habe in diesen Reiseerinnerungen natürlich weder den theologischen, noch den nationalen Standpunkt verleugnet. Indeß wird man mir zugestehen, daß ich ein Herz für alle fremden religiösen und kirchlichen Erscheinungen habe, die irgend Hoffnung erweckend sind, und neben dem Schatten das Licht wie im Bereich der eigenen Kirche, so auch außerhalb derselben zu erkennen suche.

Mögen nun diese Blätter freundliche Aufnahme finden und die Lectüre derselben an dem Leser nicht ganz ohne gesegnete Frucht bleiben.

Neuendettelsau, im November 1872.

Dr. Weber, Pfarrer.

Inhalt.

Reiseerinnerungen aus Rußland.

I.

Von Leipzig bis Kischinew.

— — Endlich sind wir soweit. Die Reise nach Rußland erfordert manche besondere Vorbereitung. Vor allen Dingen darf man es nicht wagen, sie anzutreten, ehe man nicht einen Paß in Händen hat, der von der heimathlichen Polizeibehörde ausgestellt worden ist und dann noch das „bon pour la Russie“ einer russischen Gesandtschaft oder eines russischen Generalconsulats erhalten hat. So liberal man in Rußland den Reisenden behandelt, wenn er einmal innerhalb des Reiches sich befindet, so peinlich verfährt man mit ihm noch immer beim Uebertritt über die Grenze. Während dem Reisenden sonst nunmehr fast alle Landesgrenzen offen stehen, so bewacht Rußland seine Grenzen noch sehr streng. — Außer dem Paß bedarf der, welcher sich nach Rußland begiebt, einen verlässigen — Pelz als treuen Reisegefährten. Nicht überall lädt das Schild eines Wirthshauses oder die Firma des Hotels den müden Wanderer ein, auf bequemem, warmem Lager seine müden Glieder auszustrecken. Es kann kommen, lieber Freund, daß die Mutter Erde dich in ihren Schooß aufnimmt zu nächtlicher Ruhe, oder daß eine harte Bank, oder ein dreibeiniger Stuhl das einzige ist, was dir für die Nacht angeboten wird, und wie wohl thut dann dem müden Wanderer der weiche Pelz. Vielleicht fahren wir auch ein Wenig über die Steppe, über welche oft gar rauhe Winde hinfegen, oder wir sind Stundenlang dem Regen preiß gegeben, ohne ein Obdach zu gewahren, und in diesen Lagen wird sich der Reisepelz als unentbehrlicher Schutz erweisen. —

Außer Paß und Pelz fordert die Reise nach Rußland noch — Papier. Ich meine nicht Brief= oder Schreibpapier, was ja allenfalls überall zu bekommen ist, sondern jenes Papier, das heute und schon seit dem Krimkrieg in Rußland die Stelle von Gold und Silber im Verkehr vertritt. Beim Einwechseln wird man gut thun zu merken, daß der Cours sich immer auf das Verhältniß zu 90 Rubel bezieht. Gegenwärtig z. B. bekommt man für 82—83 Thaler 90 Rubel in Kassenscheinen.

Das alles wäre denn glücklich besorgt, nämlich Paß, Pelz und Papier und was sonst drum und dran hängt, auch persisches Insektenpulver nicht zu vergessen, für den, der den niederen Schichten des Volkes sich nähert. Wir steigen ein und wählen uns die 3. Klasse. Es ist nicht allein die Ersparniß, die uns dazu bewegt, sondern die Rücksicht darauf, daß wir eine Studienreise zu machen gedenken. Jeder, der da öfters reist, weiß recht wohl, wie viel mehr in der dritten Klasse zu sehen und zu hören ist, was einen aufmerksamen Beobachter interessirt als in der zweiten. Hier ist man unter den Leuten der niederen Klassen, wie man sich auszudrücken pflegt. Während in der zweiten Klasse die Convention herrscht, waltet hier die Freiheit, oftmals freilich auch die Frechheit. Hier thut man manchen Blick in das Dichten nnd Trachten, in das Denken und Leben des Volkes und die Wirklichkeit der Dinge enthüllt sich hier oft nackt genug dem Auge.

* *
*

Freilich der Anfang war schlimm genug. Alle Gespräche der Reisegefährten, die nicht von Geschäften handelten, hatten die unverschämte Fleischeslust zum Gegenstand. Wer viel mit dem Volk zusammenreist, das sich an diesem Orte findet, bemerkt, daß es sich demselben wie von selbst versteht, daß Fleischeslust das höchste Gut des Lebens ist, und das Ziel alles Strebens bildet. Warum findet man auch in den Bücherkästen auf den Bahnhöfen überall so viele unzüchtige

Bücher zum Verkaufe ausgestellt, wenn nicht vorausgesetzt wird, daß das Publicum im Allgemeinen sich nichts besseres wünscht, als auf diese Weide zu gehen? Dieser Schade ist verzweifelt böse. Was wird noch aus dem Sumpfboden eines in Fleischeslust versunkenen Volkslebens hervorwachsen?

* * *

In Breslau wurden noch die letzten Vorkehrungen zur Reise getroffen, dann ging es weiter, und die erste Tour sollte die österreichisch-russische Grenze zum Ziele haben. Es war Freitag Mittag als ich von Breslau wegfuhr. Bis nach Oswiecim waren die Coupés besetzt, von da an aber wurde es einsam in denselben, und so blieb es auf der ganzen Fahrt bis zur russischen Grenze. Heute fuhren eben keine Juden, weil sie Sabbath hielten, und die Juden sind in Galizien der weitaus größte Theil der Reisenden. Scheint es doch, als wären hier wie in Südrußland die Eisenbahnen nur für sie gebaut, um ihnen für ihren Unternehmungssinn und Wandertrieb immer größere und bequemere Reisegelegenheit zu schaffen. Aber die wenigen Begleiter, die ich auf der Fahrt durch Galizien bis zur Grenze hatte, gewährten mir hinlänglich Unterhaltung und Belehrung. Da eben die Frage auf der Tagesordnung steht, wie die österreichische Regierung dem Selbstständigkeitsverlangen der Galizier Genüge leisten soll, ohne die Einheit des Reiches zu verletzen, so interessirte michs, einen Einblick in die politischen und nationalen Strebungen, noch mehr aber in die wirklichen Verhältnisse Galiziens zu gewinnen. Dazu bot sich während der Fahrt sehr reichliche Gelegenheit. Ich hatte während der Nacht vom Freitag zum Samstag einen eifrigen Ruthenen, am Tage selber aber einen polnischen Galizier zum intimen Reisegenossen, also Vertreter der einander entgegengesetzten national-politischen Strömungen Galiziens. Beide waren gebildete junge Männer, jener weich, sentimental, zur Schwärmerei geneigt, dieser besonnen, scharf, bitter. Hatte er doch den polnischen Aufstand im

Jahre 1862—63 mitgemacht und dann von der russischen Regierung, nachdem er gefangen genommen worden, einen unfreiwilligen Aufenthalt in Sibirien angewiesen erhalten. Hier am Baikalsee hatte er Manches nüchterner ansehen lernen, aber die glühende Sehnsucht nach der Wiederherstellung Polens hat das kalte Sibirien nicht auslöschen können.

Wenn ich nun den Inhalt unsrer Gespräche kurz skizzire, so will ich zuvor an einiges Bekannte erinnern, weil es zum bessern Verständniß dient. Galizien zerfällt in eine westliche und östliche Hälfte; Westgalizien hat zu seinem Mittelpunkt Krakau, Ostgalizien aber das schön gelegene Lemberg. Westgalizien hat eine durchaus polnische, Ostgalizien aber überwiegend ruthenische Bevölkerung;*) das Bürgerthum und der Adel sind übrigens auch in Ostgalizien polnisch oder wenigstens polonisirt. Politisch activ sind besonders die Polen. Die galizischen Polen sind in erster Linie Polen, und erst in zweiter Oesterreicher. Der Traum eines selbständigen polnischen Reiches, welches nach ihrer Ansicht berufen ist, die Vormauer gegen die „moskowitische Barbarei" zu bilden und das europäische Gleichgewicht gegenüber Rußland zu verbürgen, ist noch lange nicht ausgeträumt. Noch phantastischer aber ist die Idee eines „ruthenischen Reiches", die in den Köpfen nicht weniger Ruthenen spukt. Doch sind diese „Reiche" nur die letzten Ziele der Polen und Ruthenen in Galizien, und Beide sagen sich, daß der Weg zur Verwirklichung ihrer Hoffnungen und Wünsche ein sehr langer ist. Die Polen betrachten als ersten Schritt zu dem künftigen polnischen Reiche ein autonomes Galizien. Wie Ungarn meinen sie, so soll Galizien ein selbständiges Königreich in der vom Hause Habsburg beherrschten Gesammtmonarchie bilden; und wie in Ungarn das magyarische Element über die übrigen Nationalitäten dominirt, so verlangen sie für Galizien die Herrschaft des

*) Galizien zählt im Ganzen etwa 4,600,000 Einwohner, davon sind 47 Proc. Ruthenen, 41 Proc. Polen, 9—10 Proc. Juden und 2—3 Proc. Deutsche.

polnischen. Die Unterrichtssprache in allen Schulen und höheren Bildungsanstalten soll polnisch sein, wie es denn auch in den letzten Jahren so geworden ist; Ämter und Gerichte, wie alle öffentlichen Anstalten sollen sich ausschließlich der polnischen Sprache bedienen. Die Landesverwaltung sei eine durchaus selbständige. Ein galizisches Ministerium verwalte selbständig das Land; keine Steuer ohne Bewilligung des Landtags, Fürsorge zunächst nur für galizische Interessen, und nur ein verhältnißmäßiger Beitrag zur Bestreitung der gemeinsamen Reichsbedürfnisse an die Centralkasse in Wien. Die Armee eine galizische, sodaß galizische Landeskinder nur in Garnisonen ihrer Heimath kommen; die Führer nur aus den Polen, die Commandosprache die polnische. Über Krieg und Frieden hat Galizien seine Stimme abzugeben, wie Ungarn. Der ruthenischen Bevölkerung will man ihre ruthenische Sprache für die Kirche und das Haus belassen, aber sie müssen sich als Polen fühlen lernen, und sich erinnern, daß sie einst (von 1340—1773) einen Theil des polnischen Reiches bildeten. — Wie ganz anders wieder die Ruthenen! Sie wünschen sich Ostgalizien als gesondertes „Ruthenien" mit der Hauptstadt Lemberg. Doch sind sie wieder unter sich gespalten. Manche fühlen es, daß dieses „Ruthenien" ein schwärmerischer, unerreichbarer Gedanke ist. Um ihre Nationalität gegen die Deutschen, wie gegen die Polen sicher zu stellen, ersehnen sie die Vereinigung mit Rußland. Ob ihre Führer in russischem Solde stehen, wie die Polen ihnen vorwerfen, wer kann es wissen.

Hier spielt übrigens auch das kirchliche Element seine Rolle. Die Ruthenen sind griechisch unirt, d. h. sie haben griechischen Ritus mit slavonischer Kirchensprache, erkennen aber im Papst ihr Oberhaupt. Dieses Verhältniß zu Rom ist ihnen schon seit lange antipathisch. Die ruthenische Kirche gravitirt zur russischen. Anstatt unter dem Papste wünscht man unter dem heiligen Synod von Petersburg zu stehen. Die Führer der nationalruthenischen Partei sind die Popen. Früher machten die höchsten kirchlichen Würdenträger der Ruthenen offen

Propaganda für den Anschluß an Rußland, die österreichische Regierung hat sie durch österreichisch gesinnte Männer ersetzt, die den niederen ruthenischen Pfarrclerus in seinen russischen Sympathieen nicht mehr offen begünstigen. — Es giebt aber wieder andere Ruthenen, welche schwärmerisch genug sind, um von einem Ruthenenreiche zu träumen, das bis an den Dnieper reichen soll, weil die Bevölkerung der Ukraine — ruthenisch ist. Sie trugen eine Zeit lang als nationales Costüm die Tracht der Kosaken, machten sich aber damit so lächerlich, daß dieses Costüm jetzt wieder verschwindet. — Die Verständigeren unter den Ruthenen neigen sich zur Vermittlung mit den Polen. Ihre Wünsche und Hoffnungen bewegen sich in folgendem Gedankengang. Erst ein autonomes Galizien, von dieser Basis aus Herstellung des alten Polenreiches, und zuletzt mit Hilfe desselben die Constituirung des ruthenischen Reichs. Dann wollen Polen und Ruthenen zusammen gemeinsam gegen die Oesterreicher und Russen kämpfen, um ihre Nationalitäten gegen beide sich zu sichern.

Es ist Österreichs Schuld, daß viele edle Kräfte sich in solchen Träumereien verzehren. Als die galizischen Polen im Jahre 1846 sich erhoben, schuf die Regierung selber die national-ruthenische Parthei, wie sie später in Ungarn die nationalen Bestrebungen der Slowaken und Croaten begünstigte, um sie gegen die revolutionären Magyaren zu benutzen. Es ist die alte schlechte österreichische Maxime gewesen, eine Nationalität gegen die andere zu hetzen, um leichter zu regieren, aber die Geister, die sie rief, die wird sie nun nicht los. Einmal aus den Gräbern aufgerüttelt, wollen sie sich nunmehr dem Wiener Centralismus zu Liebe nicht wieder schlafen legen. Oesterreich hat dann zu Anfang der fünfziger Jahre eine Zeitlang einen andern Weg eingeschlagen, um die verschiedenen Völker, über die es herrscht, zusammenzuhalten, indem es versuchte sie alle zu germanisiren. Gebildete Männer, deren Gymnasialcursus in die Zeit jener Germanisationsversuche fiel, sprechen noch jetzt ganz leidlich deutsch,

während bei der jüngeren Generation in Galizien die Kenntniß des Deutschen schon wieder in Abnahme gekommen ist. So war der polnische Reisegefährte, der schon in etwas reiferen Jahren stand, des Deutschen sehr wohl mächtig, während es dem Ruthenen, dessen Bildung in das letzte Jahrzehnt fiel, schwer wurde sich deutsch auszudrücken.

* * *

Der Eindruck, den derjenige empfängt, welcher mit offenem Auge durch Galizien fährt, und zu dem, was er sieht und hört von sachkundigen Eingebornen einen Commentar erhält, ist kein erfreulicher. Man passirt überhaupt sehr wenige Städte, und diese wenigen Städte sehen vielfach mehr großen Dörfern ähnlich, als Städten. Ueber die Landschaft hin breiten sich lange Streifen kleiner strohgedeckter und weißangestrichener Hütten, die durch ein hervorragendes Gebäude, das unter diesen Hütten das Herrenhaus vorstellt zu einer Einheit verbunden werden. Neben dem Herrenhause zeichnet sich noch die Arenda aus. Sie spielt eine große unheilvolle Rolle. Die Befugniß, auszuschenken ist ein Vorrecht, welches dem Pan oder Gutsherrn zusteht und von diesem wiederum in Pacht gegeben wird. Der Pächter der gutsherrlichen Branntweinbrennerei und Schenke, den man auch Arender nennt, ist so ziemlich überall ein Jude, weil dieser aus der Arenda den höchsten Gewinn zu ziehen versteht und somit auch den höchsten Pacht zu geben vermag. Der Jude ist selbst kein Trinker, aber er macht sich kein Gewissen daraus, den Bauer auf alle Weise zum Trinken zu verleiten, denn dadurch bekommt er ihn in seine Gewalt und hat an ihm gewissermaßen einen Leibeigenen. Die Arenda ist das Elysium, wie des slavischen Bauern überhaupt, so des galizischen insbesondere. Bei ärmlicher Lebensweise bietet der Schnaps Ersatz für alles. Im Schnaps ertränkt der galizische Bauer seine Sorgen. Sagt doch ein slavisches Sprüchwort: Für den Traurigen ist es gut zu trinken. Und der Arender schenkt auch dann ein,

wenn der Bauer kein Geld hat. Freilich verschreibt er ihm dafür seine Produkte, die er nach der Ernte ganz oder nach Abzug des allernöthigsten eigenen Bedarfs an ihn abliefert, um nach Abzug seiner Schnapsschulden den Betrag für den Rest nach einem, gewöhnlich schon vorher festgesetzten Preise zu erhalten. Da der Arender auch die andern Lebensbedürfnisse verkauft, so kommen zu den Schnapsschulden auch noch andere, und der Bauer empfängt von dem Juden für den Ernteertrag wenig genug heraus. Übrigens wendet sich der Bauer hier in allen Angelegenheiten an den Juden, und ist so wie so in der Regel sein Leibeigener. Slaven und Juden, Juden und Slaven scheinen für einander geschaffen, weshalb denn auch der weitaus größte Theil der Juden, die es giebt, unter den Slaven wohnt, und wenn die galizischen Patrioten in den Juden den größten Schaden für ihr Volk sehen, so hat das insofern eine gewisse Berechtigung, als die Juden die Landbevölkerung Galiziens unter dem Druck der Armuth niederhalten und es nicht emporkommen lassen.

Sollte dieses niedrige dumpfe Volksleben der Galizier je sich heben, so könnte es nur durch eine Kirche geschehen, von welcher große sittliche Kräfte ausgehen, die veredelnd und befreiend wirkten. Solche Kräfte läßt weder die katholische Kirche des polnischen Theiles, noch die griechische des ruthenischen Theiles von Galizien verspüren. Die Kirche hat dem Volke keine christliche Bildung gewährt, hat ihm keine Schule gegeben. Es giebt ja in größeren Dörfern da und dort schon Schulen, aber die Lehrer sind unwissende, stets mit Nahrungssorgen kämpfende Menschen. Die kirchlichen Gebäude, deren nicht gerade wenige sind, stehen in ihrem Umfang in keinem Verhältniß zu der Volksmenge, die in ihnen die Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu suchen haben, und so scheint es fast, als ob auch die Ruthenen ihrerseits die Kirche nicht allzufleißig besuchten, da sonst die kirchlichen Gebäude, sowie sie jetzt sind, nicht genügten.

Hört man die patriotischen Ziele und hochfliegenden Hoffnungen, wie wir sie oben aus dem Munde unsrer Reisegefährten mitgetheilt,

und richtet man dann den Blick auf die Beschaffenheit der Bevölkerung, so entsteht ein Contrast, der nur peinlich berühren kann. Die Patrioten wissen es, daß die Bevölkerung erst eine andere werden müßte, wenn sie fähig werden sollte, die hochfliegenden nationalen Ideen zu verwirklichen. Sie suchen die Erneuerung des Volkes in der „Aufklärung". Eine Schulbildung nach modernem Zuschnitt scheint ihnen das Heil zu bringen; Seminarien, Volksschulen nach moderner Façon wollen sie dem Volksthum aufpfropfen und die Aufklärung ist das große Zaubermittel, mit dem die Freunde des Volkes hier wie anderwärts in slavischen Ländern eine neue große Zukunft schaffen wollen. Es ist sehr wohl möglich, daß gerade hier, wo ein in Ceremonien aufgehendes Kirchenthum den Volksgeist nicht mit einem wahrhaft religiösen Geist durchdringen konnte, auf den Aberglauben der nackte Unglaube folgen und diese slavische Masse als Material für die negativste antichristische Richtung sich erweisen wird. Möglich daß das Judenthum hier, wenn es von den Reformideen sich hat durchdringen und seines religiösen Gehaltes berauben lassen, sich mit Junggalizien verbindet, dann eine große Rolle in der Aufklärung und Entchristlichung des Volkes spielt und sich so als eine Macht des Verderbens in noch ganz anderer Weise als bisher erzeigt.

Bis jetzt ist das Judenthum in Galizien in socialer Beziehung ein vom übrigen Gemeinwesen sich absonderndes Element. Nur die Reichsten unter ihnen werden, wenn sie in die Reihe der großen Grundbesitzer eintreten, vermöge ihres Reichthums als Geldaristokraten dem Adel gleichgestellt, und erlangen einen intimeren Verkehr mit demselben, während die breite Masse der Juden in Stadt und Land in Sprache und Sitte gegen die übrige Bevölkerung sich abschließt. Ihre großen Mittelpunkte sind Lemberg und Brody; letzteres nennt der Galizier das Jerusalem des galizischen Kanaans.

* * *

Doch wir sind in Wolocyska, der ersten russischen Station, zu welcher uns von der österreichischen Grenzstation Podwolocyska ein

Separatzug herübergeholt hat, da die Geleise auf russischem Gebiete etwas breiter sind, als die des übrigen Europas und also von den österreichischen Zügen nicht befahren werden können. Vom Wagen aus treten wir, an einer Reihe von Gensdarmen vorüber, zunächst in den Revisionssaal. Der Paß erhält ein Visa, welches für's ganze russische Reich gültig ist. Die Verständigung geschieht, wenn man des Russischen nicht mächtig ist, in französischer Sprache. Auffällig ist uns die große Menge des Personals, die anscheinend wenig beschäftigt ist. Wir finden diese Überfülle von Personal auch sonst in Rußland wieder.

Die Fahrt von Breslau bis hieher hat immerhin 30 Stunden in Anspruch genommen, und so wird es billig sein, daß wir hier eine Pause machen. Ohnedem geht der nächste Zug erst am folgenden Morgen ab. Aber wo übernachten? Ich erkundigte mich schon in Krakau und Lemberg sehr angelegentlich nach einem Hotel in Wolocyska, aber Niemand vermochte darüber eine tröstliche Auskunft zu geben. Es gab eben hier in Wirklichkeit kein Hotel. Auf der Karte als ein großer Punkt bezeichnet, stellt sich Wolocyska als ein einsam gelegener großer Bahnhof dar. Eine Stunde vom Bahnhof liegt ein großes Dorf, von welchem die Station ihren Namen hat, aber in diesem Orte findet sich nur eine jüdische Schenke, und es ist sicher weit besser, im Wartsaal eine Unterkunft zu suchen, als in einer jüdischen Schenke in Rußland. Die Unterkunft war auch ganz leidlich. Eine ganze Bank ward bewilligt um auf ihr die müden Glieder auszustrecken, der Pelz erwies sich zum ersten Mal in seiner unschätzbaren Wichtigkeit für eine russische Reise, indem er die Stelle des Deckbettes vertrat, und am Morgen konnte ich mir Glück wünschen, die erste Nacht auf russischem Gebiet so wohl verbracht zu haben.

* * *

Es ist Sonntag Morgen. Freilich hier ist nichts vom Sonntag wahrzunehmen. Ich höre keine Glocken läuten und sehe kein Volk

zum Hause Gottes wallen. Die Russen gehen heute gekleidet wie gestern. Auch für mich ist heute kein Sonntag, da ich nicht noch einen ganzen Tag auf dieser Einöde verleben will. Um 9 Uhr geht der Zug nach Odessa ab, mit dem ich bis nach Radselnaja (Rasjilna) fahre, um von dort aus auf einer Zweigbahn nach Kischinew zu gelangen. Heute ist der Bahnhof schon vom frühen Morgen an belebt. Sabbath ist vorüber, die Juden kommen in Haufen herbei, um in die Ukraine zu fahren, wo an einem Punkte, dessen Namen ich nicht mehr weiß, ein großer Viehmarkt abgehalten wird. Die Waggons füllen sich mit Juden. Der russische Beamte, der das Gepäck besorgt, hat mich mit meinem Verlangen, mein kleines Reisegepäck zu expediren, mit großer Grandezza ohne ein Wort zu verlieren, durch eine Handbewegung schon mehrmals zur Ruhe verwiesen, endlich aber doch befriedigt. Ich nehme nun Platz in dritter Klasse, natürlich unter lauter Juden.

Da dieser Waggon für die nächsten 22 Stunden meine Heimath sein wird, so darf ich ihn wohl etwas genauer besichtigen und beschreiben. Der russische Eisenbahnwagen ist ungleich länger und etwas breiter als der deutsche. Die Zugänge bestehen aus Thüren nach Art von Zimmerthüren, die an der Vorder- und Hinterseite angebracht sind; von einer Thür zur andern führt ein Gang, sodaß man den ganzen Wagen durchgehen kann. Da die einzelnen Waggons mit einander verbunden sind, so können die Beamten den Zug während der Fahrt vom ersten bis zum letzten bequem durchschreiten; sie verrichten ihre Funktionen alle während der Fahrt. Die Sitze sind so eingerichtet, daß je zwei Passagiere rückwärts und vorwärts eine Bank einnehmen. In der Mitte des Wagens befindet sich ein Ofen und ein Abort, eine für so lange Fahrten unentbehrliche Einrichtung. Gegen die strenge Kälte ist man durch Doppelfenster, wie durch eine sehr ausgiebige Heizung wohlgeschützt. Nachdem sich der Zug bereits in Bewegung gesetzt, erscheint ein Konducteur, nebst einem Assistenten. Sie treten ganz in der Weise von Polizeibeamten

auf, und zeigen jene Grandezza, von der schon oben die Rede war. Über eine Weile schreitet der Schürmeister durch den Wagen, im stattlichen Pelzrock, nicht minder gravitätisch als die Conducteure. Er überzeugt sich, ob alle Fenster wohl geschlossen sind und legt fleißig Holz zu. Haben diese Beamten ihre Funktionen vollzogen, so verlassen sie den Waggon und schließen ihn sorgfältig ab. Drinnen aber entwickelt sich eine sehr bedenkliche Atmosphäre. Einer um den andern zieht aus der Tasche eine Dose mit feingeschnittnem Tabak, reißt aus einem Büchlein mit kleinen Blättchen von Fließpapier ein Blättchen heraus, füllt es mit einigen Fingerspitzen voll Tabak und dreht sich einen sogenannten Papyros, d. h. eine kleine Cigarette. Bald ist alles in Dunst gehüllt, Ofenhitze und Knoblauchsgeruch dringen ebenfalls heran, und so bleibt wirklich nichts andres übrig, als das Gesetz zu brechen und das Fenster zu öffnen. Wer nicht gewohnt ist, in solcher Atmosphäre zu leben, muß sich einen Fensterplatz sichern und mit dem Heizmeister wohl oder übel auf Kriegsfuß treten. Sobald er mit wuchtigem Schritte naht, wird das Fenster geschlossen, so bald er geht, wieder geöffnet. — Unter dieser Bedingung läßt sichs am Ende auch in dritter Klasse unter den Kindern Israel aushalten. Und ich will es gerne bekennen, daß mir der Dampf, in dem ich saß, weniger beschwerlich worden ist, als die vielen unzüchtigen Reden, die man bei uns zu hören hat, wenn man dritter Klasse fährt. Die Juden sind beschwerliche Fahrgäste, aber durch Schamlosigkeit in Wort und That belästigen sie den Reisenden nicht.

Und nun einen Blick auf unsre russisch-jüdische Reisegesellschaft. Man stelle sich diese russischen Juden nicht vor, wie unsre modernisirten deutschen Israeliten. Wie in ihrer Religion, so haben sie sich auch in ihrer äußeren Erscheinung ihr fremdartiges Gepräge bewahrt. Zwar sieht man nicht viele mehr im Kaftan, aber alle tragen einen kaftanartigen Überrock, der meist bis an die Knöchel reicht; das Angesicht wird vom Scheermesser nicht berührt, und hat den Schmuck des vollen Bartes, sowie der Peoth d. h. der Löckchen, welche vom

Vorderhaar in's Angesicht hereingehen. Der Körperwuchs ist fast durchweg ein stattlicher. So ist die Erscheinung der Männer im Ganzen eine edle, während von den Frauen dasselbe gilt wie von den orientalischen im Allgemeinen, daß ihre Schönheit frühe verblüht. Neben dieser stattlichen äußeren Erscheinung contrastirt allerdings der Zustand der Kleidung, der diese Juden als ein fahrendes Volk charakterisirt. Die Kleidung starrt in ihren unteren Partien vom Schmutz; Risse, Löcher und herabhangende Lumpen werden mit großem Gleichmuth von ihnen ertragen. Aber das wundert den nicht, der die Wege kennt, auf welchen sich dies Volk Woche aus, Woche ein herumtreibt. Es würde gewiß mit großen Kosten verknüpft sein, wollten sie strenger auf reine und unverletzte Kleidung sehen. Dazu kommt noch, daß der Jude nur dem Zweck lebt, und dieser erfordert es nicht, daß er in untadeligem Kleid erscheint, denn Geschäfte lassen sich recht wohl mit zerrissenem Rocke machen, wenn nur die Brieftasche den nöthigen Vorrath von Banknoten enthält. Auch die Nahrung ist dürftig. Ein Laibchen Brod nimmt er im Zwergsack mit, in Odessa hat er sich wohlfeile Apfelsinen erworben, außerdem etwas Käse, das ist alles, was er unterwegs auf noch so langen Fahrten genießt. Auf den Stationen wird er höchstens ein Glas Thee trinken, der in Rußland an die Stelle des Kaffee tritt. So genügsam ist dieses Volk, wenn es auf der Reise ist, denn hier handelt sich's nicht um Genuß, sondern um Erwerb. Übrigens legt auch das Gesetz ihm Schranken auf; doch davon später. Was würde aus diesem Volke werden, wenn es nicht einen Tag in der Woche hätte, an welchem es ruht und die Entbehrungen der Woche durch Ruhe und reichlicherem Genuß sich einiger Maaßen ersetzte. Am Sabbath legt der Jude, nachdem er zuvor in's Bad gegangen, sein Feierkleid an, setzt sich dreimal an den wohlbesetzten Tisch und pflegt der Ruhe. Der Sabbath ist der Quell, indem er sich immer wieder verjüngt, und ohne ihn würde das Volk schon lange nicht mehr sein, oder wenigstens nicht das sein, was es ist.

Unter sich verkehren die Juden im Waggon wie Genossen einer Familie. Auch solche, die einander weder verwandt, noch näher bekannt sind, sprechen sich ohne weiteres an. Sind sie doch Kinder einer Mutter und fühlen sich unter den Fremden als Glieder eines Hauses. Es mag vom Sabbath her noch sabbathliche Stimmung unter meinen Reisegefährten geherrscht haben, denn ihr Benehmen war nicht blos harmlos fröhlich, sondern zuweilen ausgelassen. Bald sah man da oder dort, wie einer dem andern im Scherze aus der Hand oder aus dem Zwergsack etwas wegnahm, einen Papyros, ein Stück Brod, eine Apfelsine, und dann begann eine kleine Balgerei, gerade wie wenn junge Hunde mit einander spielen. Übrigens auch ohne solche kleine Reibereien herrschte voller Communismus. Einer gab dem andern von seinem Vorrath. Ihre Gespräche, soweit der durch die hervortretenden Kehllaute, durch dunklere Vocalisation und eingemischte fremdsprachliche Elemente für uns so schwer verständliche jüdisch-deutsche Jargon mirs möglich machte, etwas zu erlauschen, bewegten sich um Geschäfte oder auch um Ereignisse in der Judenschaft. Sobald einer eine „Maase" (Geschichte) zu erzählen hatte, so liefen die andern aus dem langen Waggon herbei, und der Erzähler war von einer dichten Schaar Neugieriger umdrängt. Es war auch im Waggon ein ewiges Auf- und Niedersitzen, ein Hin- und Hergehen wie auf einem Jahrmarkt. Kam dann der „Conducter", so standen ihm die Juden gewöhlich im Weg. Er nahm aber den nächsten besten, hob ihn auf und setzte ihn auf seinen Platz, was sich sehr komisch ausnahm, übrigens nicht hinderte, daß bald der Durchgang des Wagens wieder besetzt war. Unanständiges kam nicht vor, und ich fühlte mich schließlich hier behaglicher als in der dritten Klasse eines deutschen Wagens, denn Papierosqualm, Lärm und alles was hier zu ertragen war, ist immer erträglicher als die sittliche Unsauberkeit der Atmosphäre, die sich bei uns unter der Reisegesellschaft dieser Klasse so oft zu entwickeln pflegt.

* * *

Es wurde Abend; die Gegend, durchweg monoton, bietet außer schönen Wäldern, durch die man fährt, dem Auge wenig Wechsel, jetzt um so weniger, als bis Bursila noch alles mit tiefem Schnee bedeckt war. Im Waggon wurde es mit einbrechendem Dunkel allmählich stiller und ich konnte nun mit den zunächstsitzenden Juden Gespräche anknüpfen, in dem ich mich ihrer Weise zu sprechen möglichst accommodirte. Ich begann mit der Frage nach den Karaiten in Odessa, jener jüdischen Secte, die den Talmud und viele Gebräuche verwirft. Das führte auf die Bedeutung der mündlichen Überlieferung. Doch will ich den Inhalt unsres Gesprächs an einer andern Stelle im Zusammenhang wiedergeben. Wir kamen auch auf andere Dinge zu sprechen, wovon später zu reden sich Gelegenheit noch geben wird, bis endlich die tiefe Nacht uns allen den Schlaf auf die Augen legte. Ich vermochte nicht zu rechtem Schlaf zu kommen, da kein Raum war, um die Glieder auszustrecken; die immerfahrenden Juden aber befriedigen dieses Bedürfniß in allen möglichen und unmöglichen Lagen. Als der Tag graute, langte Einer von ihnen den Zwergsack unter der Bank hervor und nahm aus demselben das Gebetbuch heraus, das viel umfänglicher und vollständiger war, als es bei deutschen Juden zu sein pflegt. Daraus las er erst die vorbereitenden Gebete, dann legte er es bei Seite, hüllte sich in seinen Tallis, den Gebetsmantel, legte die Tefillin (Gebetsriemen) an Stirn und Hand und hielt sein Morgengebet. Als er fertig war, nahm ein Anderer von ihm Tallis und Tefillin und betete, und so noch einige nach ihm. Des Morgens sah ich noch um 9 Uhr auf der Station, wo ich zu warten hatte, einen Juden im Wartsaal in seinen Tallis gehüllt und mit den Tefillin angethan. Niemand stört die Juden in ihrem Gebet. Man ist es hier überall gewöhnt, sie am Morgen in Tallis und Tefillin, Nachmittag und Abend ohne diese ihre Gebete verrichten zu sehen. Freilich wird bei den lang andauernden Gebeten die Andacht nicht bewahrt. Der Mann im Tallis und in den Tefillin läßt sich nichts entgehen, was im Waggon geschieht, er

kann auch wohl während des Betens zum Fenster hinaussehen, und wenn er auf eine Frage keine laute Antwort giebt, und sein Gebet mit keinem Worte unterbricht, so antwortet er wenigstens mit einer Geberde.

Doch der Zug hält in Radselnaja und ich muß mich von meinen jüdischen Reisegefährten verabschieden. Sie erwiedern den Abschiedsgruß mit freundlichem Händedruck und geben mir den Wunsch mit auf den Weg: Dein Weg sei zeluchah, d. i. Gott gebe dir Gedeihen zu deinem Wege! —

* * *

Radselnaja ist auf der Eisenbahnkarte wiederum ein großer Punkt, in Wirklichkeit aber ist es weder Dorf, noch Stadt, noch des etwas, sondern ein einsamgelegener Bahnhof, der seinen Namen davon hat, daß von hier aus eine Zweigbahn nach Kischinew abgeht, denn der Name bedeutet auf deutsch, wenn ich recht berichtet bin, Abzweigung. Hier bekam ich es zuerst mit der russischen Telegraphie zu thun. Dieselbe ist verhältnißmäßig schon ziemlich entwickelt. Überall laufen wenigstens den ungeheuer weiten Bahnstrecken entlang die Telegraphendrähte. Im Bureau fanden sich als Telegraphisten zwei junge Mädchen, den Papyros im Munde, trotzdem daß es kaum Morgens 7 Uhr war, scherzend und plaudernd und noch einigermaßen mit der Toilette beschäftigt. Ich fragte, ob ich das Telegramm französisch abzufassen habe, da ich russisch nicht verstände, darauf überfluteten sie mich mit russischen Antworten, doch merkte ich den schelmischen Mienen bald an, daß sie des Deutschen sehr wohl mächtig seien und schrieb mein Telegramm ruhig deutsch auf, worauf sie mir auf deutsch nun sagten, es müsse russisch sein, aber sie wollten es aus dem Deutschen in's Russische übersetzen. Ich habe dann öfters Mädchen die des Deutschen mächtig waren an Eisenbahnkassen oder in Telegraphenbüreaux angetroffen, was um so erklärlicher ist, als es in Rußland keinen Überfluß an brauchbaren Leuten für solche Berufsarten giebt.

So ging es denn endlich vollends nach Kischinew. Die erste Station auf der Zweigbahn nennt sich „Straßburg". Sie hat diesen Namen von einer in der Nähe befindlichen Colonie, welche ihre elsäßischen Begründer einstmals Straßburg genannt hatten. Welchen andern Anblick gewährt doch solch eine deutsche Colonie als die in der Nähe liegenden moldauischen Dörfer oder Städte. Während diese nichts weiter sehen lassen, als einen unregelmäßigen Haufen von strohgedeckten kaum über die Erde sich erhebenden Hütten, so zeigt sich hier eine lange Reihe stattlicher Gebäude mit einer den Ort krönenden schönen Kirche, und das Auge ruht auf dem Ganzen, wie auf einer Oase in der Wüste. Ja, sagten die Juden, die auch hier wieder meine Reisegefährten waren, Straßburg ist ein feiner Ort, aber die Deutschen sind auch fleißige Leute. Weiter führt uns die Bahn vorüber an Tiraspol und an der Festung Bender, wo Karl der XII. von Schweden einst so lange Gefangener gewesen war. Man wundert sich über die enorme Entfernung, in welcher die Städte von den Bahnhöfen liegen, und sieht hier wie anderwärts, daß in Rußland für den Eisenbahnbau keine andere Rücksicht gilt, als die auf die geradeste und kürzeste Linie. Diese Städte, die ersten, die sich dem erstaunten Auge des Fremden in Südrußland darboten, bestehen aus weit hin sich dehnenden Massen einzelner kleiner Hütten, die nur durch die sie überragenden Kirchen, einige größere Gebäude und Verkaufshallen (hier Bazar genannt) als Städte sich zu erkennen geben, sonst aber, wenigstens nach unsern deutschen Begriffen, nichts anderes als schmutzige Dörfer sind.

Doch wir sind nun endlich am Ziele. Nach 67stündiger Fahrt fahren wir in den stattlichen Bahnhof (Wogsal) von Kischinew ein, wo treue Freundeshand sich uns zu weiterem Geleite bald entgegenstreckt.

II.

Kischinew.

Als wir uns Kischinew näherten, stunden die Juden alle von ihren Sitzen auf um des Anblicks dieser Stadt zu genießen, und einer wandte sich zu mir und sagte: „a groiße un a feine Studt.“ Auch mir wollte es von ferne so scheinen, die Stadt dehnt sich auf Hügeln weit hin; sie ist weitläufig gebaut, die Häuser sind oft mit Gärten umgeben, und gewähren mit ihrem weißen Anstrich und den grünen Dächern einen freundlichen Anblick. Über der Häusermenge ragen zahlreich die Kuppelbauten der russischen Kirchen hervor. So bietet sich ein Anblick großartig und mit manchem Reiz für den Fremden. Wenn man nun aber vom stattlichen Bahnhof aus sich nach der Stadt zu in Bewegung setzt, und es läßt sich nichts von Pflaster oder einer chaussirten Straße wahrnehmen, dagegen hat das Fuhrwerk bald da bald dort durch tiefen Koth sich durchzuarbeiten, so tröstet man sich erst damit, daß man sich wohl noch vor der Stadt befinde und es in der Stadt selber besser werden würde, aber diese Hoffnung trügt. Ich hatte eben noch nicht den rechten Maaßstab für eine Stadt in Südrußland und wußte nicht, daß solch eine Stadt schon halb und halb orientalisches Gepräge trägt. Zu einer orientalischen Stadt aber gehört vor allen Dingen nicht, daß sie gepflastert ist, auch nicht, daß sie chaussirte Straßen hat, auch in dem Fall nicht, daß sie Sitz eines Gouverneurs ist, wie Kischinew. Fahren wir weiter durch die Stadt, so sinkt der Wagen dann und wann ein wenig tief ein und wir lassen uns sagen, wie traurig sich die Sachen

erst gestalten, wenn es eine Zeit lang geregnet hat, wie dann leicht die ganze breite Straße ein Sumpf werde, und wenn die Sonne dann wieder längere Zeit die Herrschaft führe, so würde man in Staubwolken eingehüllt. Angenehm ist's, daß die Straßen von ungemeiner Breite sind. Freilich würden die ursprünglich strohgedeckten Häuser, wenn sie zu nahe einander gegenüber lägen, bei entstehender Feuersbrunst zusammen ein Raub der Flammen geworden sein. Die Häuser haben blos ein Erdgeschoß, tragen einen weißen Anstrich und würden sich wenn sie nicht innen comfortabel eingerichtet wären, von ländlichen Wohnungen kaum unterscheiden.

Doch wir können den Weg vom Bahnhof durch die langen Straßen der Stadt vergessen, denn uns hat eine treue Freundeshand auf diesem Wege in trauliche Räume geführt, die uns im Geiste in die deutsche Heimath zurückversetzen. Wir sind mit dem deutschen Pastor, dem Divisionsprediger Faltin, der Riga, die echt deutsche Stadt an der Ostsee seine Heimath nennt, in das Pastorat gefahren und finden hier ein Haus mit deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutscher Ordnung und Sauberkeit, die es uns im fremden Lande bald heimisch werden läßt. Kaiser Nikolaus hat im Jahre 1828 der kleinen deutschen Gemeinde hier die Summe von 20,000 Rubeln bewilligt, und die Gemeinde hat davon ein würdiges Gotteshaus gebaut. Aus Beiträgen der Gemeindeglieder hat der Pastor eine Amtswohnung hergestellt, die allen Anforderungen entspricht; daneben befindet sich eine evangelische Gemeindeschule, eine Küsterwohnung, im Hintergrunde noch einen Gebäude für einen Adjunkten. Das ganze ist eingefaßt mit einem Zaun und mit Anlagen versehen, sodaß wir hier eine kleine Ansiedelung vor uns haben, die dem Auge wohlthut, nachdem es vom Bahnhofe an den Anblick der übrigen Stadt genossen hat.

* * *

Machen wir einen Rundgang durch die Stadt. In der Mitte derselben steht auf einem schönen freien Platz die erzbischöfliche Kathe-

drale, welche im Russischen Sapor genannt wird. Abgesondert von dem Kirchengebäude selbst steht der Glockenthurm. Der freie Platz ist mit Bäumen bepflanzt und faßt an Ostern eine große Menge Volks, welches rings um den Sapor andächtig auf die Priester wartet, die durch die Menge hindurchschreiten und die Speisen segnen. In der Nähe der Kathedrale befinden sich noch die Wohnungen des Bischofs, des Gouverneurs, das Gymnasium für die Söhne, das Gymnasium für die Töchter und andere Gebäude der Art. Sie erinnern uns, daß wir in einer Gouvernementsstadt uns befinden. Übersehen wir von einem höher gelegenen Punkte die Stadt, so überrascht es uns, in welch ungemeiner Länge sie sich von Osten nach Westen hinzieht und wie sie sich, an einer sanften Höhe terrassenförmig aufsteigend, allmählig in den Bergen verliert. Der Überblick ist schön, und wären die fatalen Straßen nicht gar zu schmutzig, gäbe es für die Fuhrwerke wenigstens eine Chaussee und könnten die Fußgänger auf Trottoirs die Straßen passiren, so würde ich den Aufenthalt in der belebten und doch stillen Stadt mit dem Gepräge der Einfachheit und Prunklosigkeit am Ende gemüthlicher finden, als eine europäische Großstadt mit dem sinnebetäubenden Gerassel seiner zahllosen Fuhrwerke und den in den schmalen Straßen und Gassen an einanderrennenden Menschen.

Die Bevölkerung der Stadt besteht ihrem Hauptbestandtheile nach aus Moldewanern. Die Moldau erstreckte sich vor Zeiten bis an den Dniester. Dieses Volk hat keinen guten Ruf, sie sind heimtückisch, räuberisch, faul und schmutzig und bringen es zu nichts, wie uns das Aussehen ihrer Dörfer schon früher belehrt hat. Früher Leibeigene der Edelleute, fallen sie jetzt den Juden in die Hände. Russen finden sich hier verhältnißmäßig nur wenig, sie repräsentiren den Beamtenstand und bilden die bessere Klasse. Deutsche sind gleichfalls nur wenige hier. Sie sind Industrielle, Lehrer, Beamte, Ärzte und bilden freilich nur einen sehr kleinen Bestandtheil der Bevölkerung. Fast die Hälfte der ungefähr 80,000 Einwohner von Kischinew

sind Juden. Sie bewohnen die niedriger gelegene Hälfte der Stadt. Ein Gang in diese Judenstadt in Kischinew gilt für ein Wagniß. Man warnte uns ernstlich davor, aber am Freundesarme wird es gewagt. Zeigen die Straßen in der obern Stadt hie und da eine sumpfige Stelle, so sind die Gassen der Judenstadt buchstäblich ein tiefer Sumpf. Die Häuser sind klein und sehen mehr Hütten ähnlich, als Häusern; an den Häusern entlang sucht man mit Noth vorwärts zu kommen, an den Kreuzwegen aber ist der Sumpf so tief, daß man auf großen Steinen die hinein gelassen sind, in die nächste Straße hinüberbalançirt, und wehe, wenn der Fuß hier gleitet. Nimmt man die Überfüllung der schmutzigen Hütten dazu, so begreift man, daß wenn hier eine Krankheit auftritt, sie gerne epidemischen Charakter annimmt, und wenn nicht die Lage dieser Judengassen den Winden freien Durchzug gestattete, so würde dieser Theil der Stadt gewiß nie frei von den schlimmsten Seuchen. Die Atmosphäre war übrigens trotz der durchstreichenden Märzwinde, die die obere Stadt schon zum größten Theil trocken gelegt, in dieser sumpfigen niedrigen noch eine sehr üble; was wohl auch daher kommt, daß die Straßen und Gassen zu allem Überfluß auch noch als Ablagerungsstätten vegetabilischer, wie animalischer Überreste dienen. Die Juden, die hier wohnen, führen ihr Leben den ganzen Tag über vor den Häusern. Das giebt denselben etwas überaus Belebtes und Munteres. Jedes Haus hat einen Laden oder eine Werkstätte. Wir finden hier allerlei Gewerbe vertreten. Es giebt Schuster, Schneider, Klempner, Sattler, Fleischer, Bäcker u. s. w. Die Leute sind meist von stattlichem Wuchse und kräftiger Gestalt. Sie tragen ihre langen Röcke mit bunten Gürteln und verleugnen ihr orientalisches Wesen nicht. Ihre Sprache ist hier wie überall der jüdisch-deutsche Jargon, aber durchspickt mit russischen und moldauischen Worten, sodaß sie äußerst schwer zu verstehen sind.

Besuchen wir noch ein jüdisches Bethhamedrasch. Es ist ein Haus, dessen oberes Geschoß aus einem großen Saale besteht und

aus einigen Seitengemächern. Hier verrichten die Juden ihr Morgen- und Abendgebet, und so finden wir denn einen Schrein für die Thorarolle und davor das Pult des Vorbeters. Rings umher aber stehen Tische, auf welchen Theile des Talmud oder des Sohar liegen, bestimmt für solche, die hier dem Studium obliegen wollen. Mehrere Juden sind anwesend und lernen, manche sitzen zusammen und discutiren über eine Stelle. Andere finden wir auf eine Bank hingestreckt und schlafen, wieder andere schmüsen miteinander. Es kommt auch vor, daß sie hier rauchen und trinken. Lernen, schmüsen, rauchen, trinken, schlafen, das alles wechselt hier miteinander. Für zureisende Juden ist das Bethhamedrasch auch eine Art von Herberge. Der Jude liebt das Bethhamedrasch mehr als die Schül, d. h. die Synagoge, weil er sichs hier nicht so bequem machen darf, wie denn ein Witzwort im „Sterntüchel" sagt: „Wer geht immer in die Schül? Antwort: der Regen, der durch das schlechte Dach hereindringt, aber nicht der Olam, d. h. das Publicum." Es besucht lieber das Bethhamedrasch.

* * *

Nahe dem Juden-Viertel in Kischinew steht ein Haus, welches für uns von besonderem Interesse sein muß. Es enthält Werkstätten, in welchen Proselyten aus Israel arbeiten, die entweder noch zur Taufe vorbereitet werden, oder dieselbe bereits empfangen haben, die Aufsicht über sie führt ein Proselyt, der über dem noch ein Lehramt bekleidet. Er bietet auch heilsbegierigen Juden Gelegenheit, das alte Testament zu lesen und über mancherlei Zweifelhaftes sich mit ihm zu besprechen. Dies führt uns auf die Judenmission von Kischinew.

Der Name Kischinew hat ja in den Ohren vieler Missionsfreunde in Deutschland einen guten Klang. Mein verehrter Freund Pastor Faltin wird nichts dagegen zu erinnern haben, wenn ich aus seinen Mittheilungen hier eine Skizze von dem Entwicklungsgang der Mission in Kischinew entwerfe. Zuvor aber ein Wort über Mission

in Rußland überhaupt. Die Mission, wenn man sie faßt als Propaganda, die mit allen möglichen Mitteln betrieben wird und aggresiv vorgeht, ist ein Privilegium der russischen Staatskirche. Diese beutet dieses Privilegium aus, indem sie sowohl Juden, als Heiden auf mancherlei Weise zum Eintritt in die russische Kirche zu veranlassen sucht. Die Vorbedingungen sind gering, das Katechumenat sehr kurz, der Vortheile, die der Übertritt zur Staatskirche mit sich bringt, sind, wie es in der Natur der russischen Verhältnisse nicht anders liegen kann, sehr bedeutend. Und so erfolgen denn alljährlich nicht wenig Übertritte seitens der Juden zur russischen Staatskirche. Der Rechenschaftsbericht, den der Oberprocureur des allerheiligsten Synod Sr. Majestät dem Kaiser pro 1869 vorgestellt hat, zählt 472 Juden auf, die zum Christenthum bekehrt und in die russische Kirche aufgenommen worden sind. Unsre Kirche befindet sich in einer weniger günstigen Situation. Gleichwohl ist ihr die Mission unter Israel in Rußland nicht zur Unmöglichkeit gemacht. Das Kirchengesetz der evangelisch=lutherischen Kirche in Rußland, welches einen Bestandtheil der Reichsgesetze bildet, verordnet, daß Juden, welche bei einem evangelisch=lutherischen Pastor sich zum Unterricht in der Heilslehre anmelden, von demselben unterrichtet werden sollen. Sobald dieser Unterricht beendigt und vor dem Propst das Examen abgelegt ist, so ist dem Minister des Innern mit dem Lebenslauf des Proselyten ein Gesuch einzureichen, damit der Befehl zur Taufe des Katechumenen ertheilt werde. Ist dieser Befehl eingelangt, so ist die Taufe in einer Stadtkirche und zwar in einem öffentlichen Gottesdienste vorzunehmen. Hierauf erhält dann der Christ gewordene Jude einen Interimspaß zugleich mit dem Auftrag dafür zu sorgen, daß er innerhalb neun Monaten Glied einer christlich=bürgerlichen Gemeinde werde, da er aus dem jüdischen Gemeindeverband, dem „Hebräer=Oklad“, mit der Taufe ausgeschieden ist.

Es ist ja klar, daß diese Bestimmungen manches Beschwerliche haben, aber die Hauptsache ist doch, daß es unsrer Kirche in Rußland

gestattet ist, Juden zu unterrichten und in ihren Schooß aufzunehmen. Dies darf allerdings nur durch Personen geschehen, die Glieder des kirchlichen Organismus sind, aber es können das auch Adjunkte der Pastoren sein, und die Mission hat somit eine kirchliche Basis, die ihr wiederum zum Segen dienen kann.

In Kischinew ist der thatsächliche Beweis geliefert, daß auch auf solcher Basis etwas zu leisten ist. Der Divisionsprediger Faltin, der im Jahre 1859 nach Kischinew kam, hatte damals keine Gedanken an Judenmission. Es bot ihm sein nächster Beruf Arbeit genug, da er neben der Gemeinde in Kischinew nicht wenige zerstreute Gemeindeglieder in den verschiedenen Garnisonen von Bessarabien zu bedienen hat. Bedenkt man, daß er bei der kärglichen Dotation der Stelle genöthigt ist, nebenbei noch viel Unterricht in den beiden Gymnasien von Kischinew zu geben, so begreift man, daß er, auch ohne sich mit Mission zu befassen, eine große Bürde trägt. Aber der Herr legte ihm die Arbeit gewissermaßen vor die Füße. Ein junger Israelit hatte sich in Jassy von dem dortigen brittischen Missionar taufen lassen. Sein Vater mißhandelte ihn, aber der Sohn blieb ihm trotzdem in kindlicher Pietät und Liebe zugethan. Seine Briefe in diesem Geiste geschrieben brachen dem alten Mann das Herz. Er nahm den Glauben seines Sohnes an und ließ sich von Faltin unterrichten und taufen. Dieser Fall lenkte seine Gedanken auf die Arbeit an Israel; manches Wort der Ermunterung zu dieser Arbeit kam ihm von einer greisen Frau, einer Hanna, die viel um Israels Bekehrung in der Stille betete. Sie erinnerte ihn oft an die 40,000 Juden in Kischinew, für deren Bekehrung die Kirche so gar nichts thue. Aber festere Gestalt gewann die Sache der Mission hier erst mit der Bekehrung des früheren Rabbiners und nunmehrigen Stadtvicars in Mitau Rudolph Gurland.

Nachdem dieser sein theologisches Studium in Berlin absolvirt und die Ordination erlangt hatte, trat er Pastor Faltin als Hilfsgeistlicher zur Seite. In einem Nebengebäude des Pastorats woh=

nend, empfing er nun eine Menge Juden, die von selber kamen, zunächst von Neugierde getrieben, um den Rabbiner zu sehen, der Christ, und nun vollends ein Prediger geworden war. Aber wenn auch zunächst die Neugierde diese Juden in Gurlands Wohnung trieb, so boten diese Besuche doch reichlich Gelegenheit dar, den Samen des Evangeliums in die Herzen auszustreuen. Nachdem im Jahre 1864 3 Seelen aus Israel aufgenommen waren, 1866 wieder einer getauft worden, stieg die Zahl der Getauften im Jahre 1868 auf 12, im Jahre 1869 waren es wiederum 3, im Jahre 1870 ebensoviele, und im Jahre 1871 waren ihrer 6. Ganz anders würden sich die Zahlen stellen, wenn man darauf ausgegangen wäre, möglichst viele Proselyten zu machen, und man sich ihrer noch mehr hätte leiblicher Weise annehmen wollen und können, als es nach Maaßgabe der vorhandenen Mittel geschah. Aber wenn auch die christliche Liebe da und dort dem lieben Pastor Faltin kräftigen Beistand leistete, so waren die Mittel zur Übung der Proselytenpflege eben doch nur gering, und es gehörte immerhin für nicht wenige von denen, die sich zum Unterricht meldeten, ein großer Entschluß, um alles zu lassen gegenüber so geringen Aussichten auf Hilfe bei den Christen. So sind viele, die eine Zeit lang sich unterweisen ließen, dann wieder ausgeblieben und derer, die sich taufen ließen, waren im Verhältniß zur Zahl der sich Anmeldenden immer nur wenige. Aber die 28 Seelen, die vom Jahre 1864 an in der Kirche von Kischinew getauft worden sind, ohne daß im Grunde mehr geschah als daß man suchenden Israeliten Gelegenheit zum Unterricht anbot, sind jedenfalls ein Beweis, daß es in Rußland unsrer Kirche auch unter den obwaltenden Gesetzesverhältnissen nicht unmöglich ist, dem Herrn aus Israel Seelen zuzuführen.

Unter den Aufgenommenen haben etliche durch ihren nachfolgenden Wandel große Betrübniß verursacht. Aber im Allgemeinen ist von diesen Proselyten zu sagen, daß ihr Wandel den Ernst der Gesinnung bei ihrem Übertritt bestätigt hat. Der Mission ist nachher keiner

von ihnen zur Last gefallen, sie haben sich alle selber ihrer Hände Arbeit genährt, wenn auch für nicht wenige der Übergang in neue Lebensverhältnisse durch die Fürsorge der Mission geschehen mußte, und noch geschehen muß. Gerade diese Fürsorge für die Proselyten ist Faltins persönliche Aufgabe, während er die unterrichtliche Thätigkeit früher durch Pastor Gurland und jetzt durch seinen Gehülfen, den Lehrer Frakmann besorgen lassen muß. Diese Pflege der Proselyten, oder die Fürsorge für ihr weiteres Fortkommen fordert eine Liebe, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet. Nach der Frühlingszeit des Katechumenats und der Taufe bricht der schwere Kampf zwischen dem alten jüdischen und dem neuen christlichen Wesen in der Regel noch einmal mit großer Macht hervor. Die jüdische Natur ist so wenig einfach, so complicirt, so zerrissen. Ein tiefer religiöser Zug, der zum natürlichen nationalen Gepräge gehört, findet sich gepaart mit mammonistischem Sinne, mit grober Selbstsucht und ihren Bundesgenossen, der Lüge und Unredlichkeit. Der lange Druck hat die feine Sensibilität zur krankhaften Empfindlichkeit und unleidlichem Mißtrauen gesteigert. Das Bewußtsein, als Volk Gottes vor allen Völkern begnadigt zu sein mit Gaben des Geistes, mit Erkenntniß, mit Fähigkeiten aller Art, legen die Versuchung zur dünkelhaften Eitelkeit nahe und begünstigen ihre Entwicklung oft bis zum Größenwahn. Diese Coruptelen der jüdischen Natur hat die Taufe nicht ausgelöscht. Sie brechen, nachdem die großen Eindrücke des Katechumenats vorüber sind, wieder hervor, und von der lichten Höhe der Taufzeit gehen die armen jüdischen Proselyten dann immer wieder in die Tiefe des Kampfes mit der alten jüdischen Natur. In dieser Kampfeszeit bedürfen sie einer seelsorgerlichen Hand, die sie mit Verständniß ihrer Noth und großen Schwachheit barmherzig aufhebt und mit Geduld und Sanftmuth zurechtweist, die viel zu tragen vermag, in der Gewißheit, daß die Kräfte des Evangeliums alle Seelenkrankheit ausheilen, wo nur immer ein Fünklein redlichen Willens vorhanden ist, sich heilen zu lassen. Wir glauben in Kischinew bei Faltin diesen

Sinn gefunden zu haben, und wenn manche diese Art als „Optimismus“ nicht zu würdigen vermögen, so scheint er uns gerade das zu sein, was derjenige haben muß, der sich mit der Bekehrung und Leitung der armen Juden befassen will. Der Unverstand stößt sich an den manichfachen Schwachheiten und Unlauterkeiten, die man an Proselyten wahrnimmt, indem er von Proselyten sofort aparte Heiligkeit und Vollkommenheit erwartet; den Gegnern der Judenmission sind sie ein willkommener Vorwand, ihre Abneigung gegen die Sache und die Unterstützung derselben damit zu decken. Pastor Faltin hat beiden Richtungen gegenüber Stand gehalten und damit bewiesen, daß ihm der Herr selbst Gabe und Beruf, sich Israels anzunehmen, verliehen hat. Er steht nun auch mit seiner Liebe und dem Verständniß für Israels Noth in Kischinew selbst und bei den evangelischen Glaubensgenossen in Bessarabien und Cherson nicht mehr allein. Wackere christliche Männer, die kennen gelernt zu haben, mir immer eine Freude bleiben wird, tragen mit ihm die Sorgenlast, welche die Judenmission ihm auferlegt, in den Colonien lassen sich Amtsbrüder und Gemeinden willig finden, Proselyten aufzunehmen, um zu ihrem weiteren Fortkommen zu helfen, und wir können nur wünschen, daß die Aufgabe, auf welche Gottes Finger in Kischinew gewiesen hat, immer mehr erkannt und Kischinew ein immer leuchtenderer Punkt in Südrußland werden möchte.

* *
*

Eine Basis für die Zukunft hat die Judenmission in Kischinew dadurch gewonnen, daß eine Stätte gefunden ist, von der schon oben die Rede war, wo Proselyten beschäftigt werden, damit sie während der Vorbereitung auf die Taufe nicht müßig gehen und nach geschehener Taufe noch eine Zeit lang zu ihrer Bewährung unter Aufsicht stehen, nöthigenfalls auch ein wirkliches Gewerbe hier erlernen, das sie nährt. Diesem Proselytenhause steht als Hausvater Lehrer Frackmann vor, der am 10. Nov. 1868 sammt seiner Familie getauft

worden ist. Neben der Aufsicht über die Proselyten beschäftigt er sich auch mit den Juden, indem er sie einlädt, in einer Abendschule von ihm in gemeinnützigen Gegenständen Unterricht zu empfangen und diese Gelegenheit zu mancherlei Unterredungen, besonders aber zur Lectüre des alten Testaments benutzt. Diese ist um so nöthiger, als die Kenntniß des alten Testaments, speciell der Prophetie, bei den Juden vor der Beschäftigung mit dem Talmud sehr zurückzutreten pflegt. Versuchlich ist bei dieser Lectüre der auch dem Proselyten noch anhaftende Trieb mittelst rabbinisch hermeneutischer Principien allerlei Geheimnisse in Gestalt und Zahl der Buchstaben und den Anfängen der Worte u. s. w. zu finden. Lebt doch zum Beispiel in Kischinew ein alter Jude, der keine andere Beschäftigung mehr hat, als daß er ausrechnet, wann der Messias kommen werde. Er nimmt einen Spruch, berechnet den Zahlwerth der Anfangsbuchstaben und bringt auf solche Weise heraus, wann der Messias erscheinen müsse. Hat er dann nach seiner Meinung ein Resultat gefunden, so springt er unter Freudengeschrei auf die Straße und theilt es jedem mit. Gegen die Verkündigung des Evangeliums von dem, in welchem seine Sehnsucht ihre Erfüllung schon gefunden hat, hat er sich bis jetzt verschlossen. Solche Liebhaber von Geheimnissen giebt es in der jüdischen Welt in Rußland und auch in Kischinew nicht wenige. Wenn Proselyten als Katecheten selbst mit diesen Künsten vertraut sind, so liegt darin eine Versuchung für sie, mittelst solcher Künste den Beweis für die Wahrheit des Christenthums zu führen und mit der Übung solcher Künste auf die Liebhaber derselben unter den Juden eine gewisse Anziehungskraft auszuüben. Möchte die Mission in Kischinew, wo hiezu um somehr Versuchung vorliegt, weil gerade hier unter den vielen dem Chassidismus ergebenen Juden besondere Vorliebe für diese Geheimnißthuerei herrscht, dieser Weg der Ueberführung immer vermieden werden. Der einfältige Gang, den uns die Apostel so reichlich zeigen, ist doch der einzig richtige und gesegnete.

III.

Russisches Judenthum.

Es ist hier der Ort, an welchem ich die verschiedenen Eindrücke, die ich aus meinen Unterredungen mit Juden und jüdischen Convertiten während meiner Fahrten, so wie bei meinem Aufenthalt in Kischinew und Odessa empfangen habe, zusammenstellen darf, indem ich hoffe, durch meine Mittheilungen über die Mission in Kischinew das Interesse für das russische Judenthum überhaupt bei meinen Lesern rege gemacht zu haben. Ich greife damit allerdings in der Zeit vor, indem ich spätere Reiseerlebnisse hier schon verwerthe, aber es liegt mir daran, ein wenn auch nur skizzenhaftes Gesammtbild zu geben und den Leser der Mühe zu überheben, sich dieses Bild aus Fragmenten erst selbst zusammenzusetzen. Doch sei es mir gestattet, ehe ich auf das Einzelne eingehe, an einiges Geschichtliche zu erinnern.

Wenn wir von russischem Judenthum reden, so ist das geographisch betrachtet richtig, geschichtlich angesehen aber falsch. Das alte Großrußland, das jenseits der Düna im Norden und des Dnieper im Süden zu suchen ist, hat sich je und je gegen das Judenthum ausschließend verhalten. Die jüdischen Unterthanen, welche die russische Monarchie gegenwärtig in so großer Zahl besitzt, sind ein polnisches Erbe. Die älteste Einwanderung von Juden nach Polen geschah im Jahre 1096, als Flüchtlinge aus Böhmen hier ein Asyl suchten und fanden. Ihnen folgten andere Volksgenossen nach. Im Jahre 1264 erließ der Herzog Boleslaw für alle Juden in seinen Landen ein Gesetz, welches den Juden im Ganzen sehr günstig

war. König Kasimir aber bestätigte und erweiterte diese alten Rechte und räumte ihnen große Privilegien ein. Von da an wurde Polen erst recht das Asyl aller Flüchtlinge. Viele Tausende von solchen, die im 14. und 15. Jahrhundert und noch später in Deutschland ausgetrieben wurden, siedelten sich von nun an in Polen an, sodaß eine Selicha zum 20. Siwan beginnt: „Polen königliches Land, in dem wir sorglos wohnten in Ruhe von jeher." Die günstige sociale Lage der Juden in Polen hängt innig zusammen mit den politischen und socialen Verhältnissen des Landes überhaupt. Die römisch-katholische Geistlichkeit unterließ ja nichts, um die Ausbreitung des Judenthums in Polen zu unterdrücken. Aber der König, sowie die Großen des Landes zogen aus den kanonischen Beschränkungen*) vielmehr Nutzen, indem sie dieselben benutzten, um den Juden für den Nachlaß oder die Milderung derselben neue Abgaben aufzulegen, die kanonischen Regeln aber kamen trotz der Forderungen der Geistlichkeit nicht zum strengen Vollzug.

Der König sowohl wie die Großen des Landes bedurften der Juden, da es hier an einem intelligenten Mittelstande fehlte, welcher die Geschäfte der Verwaltung zu besorgen vermocht hätte. Diese Lücke mußten die Juden ausfüllen. Es gab keine Zollstätte, keine Steuer, die sie nicht verwaltet oder an deren Verwaltung sie nicht

*) Sie betreffen 1. das Verbot der Ehe zwischen Christen und Juden, 2. das Verbot mit ihnen zu essen oder Fleisch von ihnen zu kaufen, an ihren Festlichkeiten, besonders Hochzeiten und Beschneidungen theil zu nehmen, 3. das Verbot, daß Juden über Christen gesetzt werden, oder daß Christen den Juden Dienst leisten, wie auch Christen nicht jüdische Ammen und Kinderfrauen benützen sollen, 4. das Verbot Juden zu obrigkeitlichen Aemtern und zur Ablegung des Zeugnisses und der Militärpflicht zuzulassen, 5. das Gebot, Abgaben an die Kirche zu richten und deren Feiertage zu berücksichtigen, 6. das Gebot Abzeichen zu tragen, nämlich spitze Hüte, das gelbe Rad und dergl. mehr. Der Bau der Synagogen und der jüdische Cultus wurden nicht verboten, aber die Ausführung vielen Beschränkungen unterworfen.

Antheil gehabt hätten; es gab keinen Magnaten und Großen des Reiches, der seine Güter nicht durch Juden bewirthschaften ließ. So geschah es, daß sie volle Freiheit hatten im Königreiche Polen sich überall niederzulassen, weil man sie überall gebrauchte. Aber nicht blos dies. Als Ersatz für ihre nützlichen Dienste erhielten sie das Recht, ihre volle nationale und religiöse Eigenthümlichkeit aufrecht zu erhalten und zu bewahren. Sie hatten in socialer Hinsicht eine vollkommen exceptionelle Stellung. Gesetz und Recht, Sitte und Brauch schöpften sie allein aus dem Talmud; ihre Gerichtsbarkeit lag in den Händen ihrer Gesetzeskundigen, ihre Gemeindeangelegenheiten besorgten ausschließlich ihre eigenen Aeltesten und Vorsteher. Sie zogen einen Zaun um ihr Gemeinwesen, und bedienten sich unter sich selbst ihrer eigenen Sprache. So konnte sich hier das talmudische Judenthum durch die Jahrhunderte hindurch vollkommen conserviren, und dieses Judenthum hat nach der Theilung Polens Rußland, Oesterreich und Preußen als Erbe angetreten. In der preußischen und österreichischen Monarchie hat es sich durch den Zutritt einer civilisatorischen Atmosphäre wenigstens in der Peripherie schon mehr und mehr zersetzt. Dagegen verhielt sich das Russenthum, auch als die Polen seiner Monarchie nun einverleibt wurden, gegen dasselbe in seiner alt überlieferten exclusiven Stellung*). Und so geschah es, daß das alte Judenthum des polnischen Königreichs, soweit es unter russischer Herrschaft steht, bis in die neueste Zeit wenigstens vom Russenthum kaum berührt worden ist und in der Hauptsache sich völlig conservirt hat, und wenn das Judenthum nur in seiner tal-

*) Im Jahre 1742 hatte die Kaiserin Elisabeth in Folge früherer gesetzlicher Bestimmungen einige hundert Hebräer ungesäumt aus Kleinrußland ausweisen lassen, die sich dort unter verschiedenen Vorwänden einzuschleichen gewußt hatten. „Von solchen Feinden Christi des Erlösers — sagte die Kaiserin — kann man nur den größten Schaden für meine getreuen Unterthanen erwarten.“ Nur denen, die zum Christenthum übertraten, wurden Wohnorte in Rußland angewiesen.

mudischen Gestalt als eine selbständige religiöse Individualität gelten und auf Interesse Anspruch machen kann, so wird sich dieses Interesse ohne Zweifel hauptsächlich dem in der russischen Monarchie conservirten Judenthum zuzuwenden haben. So wird es gerechtfertigt sein, wenn wir dieser Erscheinung, und zwar wesentlich nach der religiösen Seite, unser Augenmerk zuwenden.

* *
*

Noch immer ist dieses Judenthum das Volk der Religion. Noch gilt ihm als höchstes Lebensziel die Gesetzeskunde und die darauf basirte Gesetzesgerechtigkeit. Es ist das Volk, welchem der Apostel Paulus Röm. 10, 2 das Zeugniß giebt, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand.

Das göttliche Gesetz können sie sich nicht anders denken, als in der Form, welche ihm die im Talmud niedergelegte Ueberlieferung gegeben hat. Als ich während der Fahrt von Wolociska nach Kischinew das erste Religionsgespräch mit meinen jüdischen Reisegefährten anknüpfte, that ich das mit der Frage, ob sie mir etwas über die karaitischen Juden mittheilen könnten. Sie bejahten die Frage, denn sie waren mit den Karaiten von Odessa her bekannt. Sie sprachen von ihnen mit großer Geringschätzung und wollten sie nicht als eigentliche Juden gelten lassen, weil sie, neben dem schriftlichen Gesetz, das im Talmud enthaltene, von Mose an mündlich überlieferte nicht annehmen. Dies führte uns auf die religiöse Geltung des Talmud. Ich erinnerte sie an den alten Satz, daß als Jude jeder anzuerkennen sei, der den Bund der Beschneidung hält, die Abstammung der Thora vom Sinai glaubt, und die Auferstehung der Todten und die zukünftige Welt festhält. Sie aber wandten mir ein, daß die geschriebene Thora sofort von Mose mündlich erläutert worden sei und gar keinen Werth haben würde, wenn die mündliche Erläuterung nicht feststellte, wie die allgemein gehaltenen Bestimmungen zu erfüllen seien. Dies bewiesen sie an einzelnen Geboten, und es

war ihnen abzufühlen, daß es ihnen damit voller Ernst sei. Noch immer gilt ihnen daher ein bloßes Schriftstudium für völlig ungenügend, und sie halten es denn auch im Jugendunterrichte so, daß verhältnißmäßig wenig Zeit auf das Erlernen der Schrift, dagegen die Hauptkraft, ja wenn es nur möglich wäre, die Kraft des ganzen Lebens auf das Studium des Talmud verwendet werden soll. Es war später auf der Fahrt zwischen Kiew und Kursk, als ich mit einem feingebildeten jüdischen Kaufmann vom Studium des Gesetzes sprach. Ich hielt ihm vor, daß die Juden ihre Kinder zu wenig Schrift und zu viel Talmud lernen ließen. Da wandte er mir ein, daß die Schrift doch nur „Historia“ sei, die sich ein Knabe in jungen Jahren bald einprägen könne, aber der Talmud sei ein Studium ohne Ende, denn eine Frage erzeuge hier die andere. Ich erwiderte, ob denn auch die Propheten eine Historia seien, er aber bejahte getrost auch diese Frage. Die Schrift wird eben zusammt den allgemein anerkannten Auslegungen namentlich von Raschi, die selber wieder auf talmudischer Ueberlieferung beruhen, von Jahrhundert zu Jahrhundert sich fortpflanzen und somit stereotyp geworden sind, wie ein historischer Stoff dem Gedächtniß eingeprägt, und diese gedächtnißmäßige Einprägung wird als genügend angesehen. Dagegen welch ein zäher ausdauernder Fleiß, welch eine Summe von Geisteskraft wird der Durchdringung des traditionellen Gesetzesstoffes, wie er im Talmud vorliegt, zugewendet.

Mir gegenüber saß ein andermal, es war auf der Fahrt nach Kiew, ein reicher jüdischer Mühlenbesitzer in Begleitung seiner Frau, seines Sohnes und dessen Braut. Der Sohn lang und hager, obwohl jetzt Gehülfe des Vaters im Geschäfte, sah doch eher einem Stubengelehrten gleich, als einem künftigen Mühlenbesitzer. Seine Erscheinung interessirte mich, und so erkundigte ich mich nach seinen talmudischen Studien. Nicht ohne Stolz erzählte der Vater, wie er dem Sohne mit großen Opfern von Jugend auf Lehrer gehalten, und der Sohn bis jetzt nur dem Studium obgelegen. So gründlich

hatte er es genommen, daß er mit dem Studium eines einzigen Traktates $1 \frac{1}{2}$ Jahre zugebracht, und trotz langjähriger Arbeit doch erst einen Theil des Talmud absolvirt hatte. Er hatte eben nicht blos den Text mit Commentaren und Supercommentaren, sondern auch die Rechtsgutachten späterer Weisen über die vorliegenden Materien studirt, um gründlich zu Werk zu gehen. Und er war von Anfang an nicht dazu bestimmt, Rabbiner zu werden, sondern sollte dem Vater im Geschäfte folgen! Besteht doch der höchste Stolz eines jüdischen Vaters darin, seinen Sohn bei feierlichen Gelegenheiten über irgend eine schwere Gesetzesfrage einen Vortrag halten zu sehen, durch welchen Schwierigkeiten aufgelöst, oder auch neue Schwierigkeiten aufgezeigt und mit dialectischer Gewandtheit dann vermittelt werden. Diese dialektische Routine, die sich dann im Handel und Wandel als nie verlegene Geschäftsgewandtheit reflectirt, ist eine jüdische Eigenthümlichkeit, die durch diesen talmudischen Bildungsgang aus der natürlichen Anlage heraus aufs höchste gesteigert wird. Sie ist ein schlimmes Erbe und bereitet dem Evangelio viel Hindernisse, da Religionsgespräche mit so geschulten Leuten, wenn das Verstandesleben nicht vom Gemüthsleben überwogen wird, so leicht in Klopffechterei ausarten.

Diese altjüdische Erziehungsweise schließt den Knaben und Jüngling in seine eigene Welt ein und umwallt ihn gegen die Einflüsse fremder Bildungselemente. Eine wirkliche Assimilation andersartiger Bildung ist für den, der eine ächt talmudische Bildung erhalten hat, überaus schwer. Selten wohl, daß neue Lappen auf das alte Kleid geflickt werden, ohne daß dasselbe reißt. Doch davon später.

* * *

Diese talmudische Art läßt sich auch in den socialen Verhältnissen der Juden in charaktervoller Weise erkennen, sie giebt denselben eine religiöse Färbung.

Das polnisch-russische Judenthum hat seine eigenthümlichen Glie-

derungen, es giebt einen niedern, mittlern und höhern Stand. Aber das unterscheidende Merkmal der verschiedenen Klassen ist nicht der Besitz, wenigstens nicht allein, sondern der Grad der Gesetzeskunde und der Ruf eines untadeligen gesetzlichen Wandels. Der Adel liegt in den Augen dieser Juden in dem eigenen Besitz dieser Eigenschaften oder in der Abstammung von Solchen, welche dieselben zu ihrer Zeit besaßen. Wer nur mäßige Gesetzeskunde hat, und nur im Ganzen und Großen gesetzlichen Wandels sich befleißigt, gehört dem Mittelstande an. Zum Pöbel aber rechnet man die, welche keine Kenntniß des Gesetzes haben und es mit der Erfüllung desselben nicht immer genau nehmen. Auch Reichthum schützt den Gesetzes-Unkundigen und Verächter der Religion nicht vor der stillen oder lauten Verachtung seiner Volksgenossen. Er ist Am-Horez und gehört dem Pöbel an. Er sucht eine gesellschaftliche Stellung durch Verheirathung mit einer besseren Familie, deren Nimbus seine Blöße deckt. Arme Töchter aus angesehener Familie werden zuweilen verurtheilt, solche rohe Parvenü's zu nehmen.

Nachdem wir dies vorausgeschickt, werden uns nun die nachfolgenden Züge aus dem polnisch-russischen Judenthum und seinem socialen Leben verständlich sein.

Jener Mühlenbesitzer, von dem ich oben erzählt, reiste in Begleitung seiner Frau, seines Sohnes und der Braut desselben. Ich vermuthete das Verhältniß zwischen den jungen Leuten aus der großen Zurückhaltung, die sie gegen einander zeigten, denn sie wagten es nicht einander anzusehen, geschweige mit einander zu reden. Da ich Antheil an dem Paare nahm, so erzählte mir nun der alte Herr mit großer Befriedigung, was er sichs habe kosten lassen, um für seinen Sohn diese Braut zu erlangen. Dieselbe sei ganz arm, dennoch habe er den Ihrigen große Geschenke gemacht, um deren Einwilligung zur Ehe zu gewinnen. So wird sie wohl, sagte ich zu ihm, einen schönen Jichus haben, oder aus guter Mischpuche sein, d. h. sie wird einen großen Gesetzeslehrer, der in Israel einen großen Namen

hatte, zu ihrem Ahnen haben. Der alte bestätigte das. Mit leuchtendem Angesicht sagte er mir: sie ist die Enkelin des großen Jecheskeel Landau in Prag, der den Seinigen zwar keinen Reichthum, aber den Namen eines Lichtes in Israel hinterlassen hat. Auf seiner Enkelin ruht noch etwas von dem Glanz, in dem er selber leuchtete, und die Familie, in welche sie hineinheirathet, nimmt nun an diesem Glanze Antheil und wird durch dieses Ereigniß gewissermaßen mitgeadelt. Eine ähnliche Erscheinung ist es, wenn ein reicher jüdischer Mann, welcher eine heirathsfähige Tochter hat, zum Rabbiner geht und ihn ersucht, daß er ihm aus seinen Schülern einen solchen nenne, der durch talmudische Gelehrsamkeit würdig wäre, von ihm zum Schwiegersohne angenommen zu werden. Man nennt so einen tüchtigen Talmudstudenten einen „feinen Bocher". Solch ein Jüngling wird in das Haus des Schwiegervaters aufgenommen, und erhält mit seiner Familie vom Schwiegervater auf Jahre hinaus noch Unterhalt, damit er Muße habe, seine talmudischen Studien noch eine Zeitlang fortzusetzen. Erst allmählig wird er in das Geschäft eingeweiht, und nimmt dann an demselben Antheil. Nach unsrer Anschauung dient theologische Gelehrsamkeit dazu, um dadurch den Eintritt in einen gewissen Stand und Beruf zu erlangen. Ganz anders hier. Hier verleiht die höhere Gesetzeskunde nur höhere gesellschaftliche Stellung innerhalb der Volksgemeinde, und zwar aus dem Grunde, weil der Gesetzeskundige als solcher den Charakter besonderer Heiligkeit vor Gott hat und für die Volksgemeinde eine Säule ist. Denn nur um der Weisen willen, die in ihr sind, ist Gott der Gemeinde gnädig und erhält sie mitten in der Drangsal.

So sehr die Juden dem Mammonsdienst ergeben sind, so wenig kann man sagen, daß der Mammon ihr höchstes und letztes Ziel ist. Er hat für sie Werth weil er ihnen ein Mittel ist, dadurch vor Gott Verdienst und in ihrem Volke eine höhere Stellung zu erlangen. Der Mammon findet hier noch nach einer andern Seite hin eine religiöse Verwendung, in sofern nämlich die Wohlhabenden außer-

ordentlich thätig sind in Werken der Barmherzigkeit. In Städten wie Berditschew bestehen wohlorganisirte Anstalten zur Speisung der Armen, zur Unterstützung der Studirenden, zur Ausstattung armer Bräute, zur Versorgung der Armen, zur Pflege der Kranken, zum Begräbniß armer Todten. Diese Anstalten sind nicht im Sinne der Humanität gestiftet, sondern sind Ausfluß einer religiösen Grundanschauung, welche die Gerechtigkeit vor Gott neben dem Studium und der Erfüllung des Gesetzes in solche Werke der Barmherzigkeit setzt. Durch sie wird Sühne geleistet für Uebertretungen, und ein Reicher hat gerade dadurch den höchsten Vorzug vor den Armen, daß er in der Lage ist, auf dem Wege der Uebung solcher Wohlthaten vor Gott und Menschen zu leuchten.

Indem Gesetzeskunde und Gesetzeserfüllung der höchste Vorzug des Juden sind, mildern sich und gleichen sich die Unterschiede, die sonst Geburt oder Reichthum setzen, leichter aus wie unter irgend einem andern Volk. Unter der Voraussetzung der nöthigen Befähigung wird es ja dem Aermsten ermöglicht, in den Besitz der Gesetzeskenntniß zu gelangen, und so den höheren Ständen eingegliedert zu werden. Je leichter die Unterschiede innerhalb des Volkes sich ausgleichen, desto schroffer aber ist der Gegensatz und desto niedriger die Würdigung ihrer christlichen Umgebung. Denn wo alle Bemäntelung fällt, da nennen die Juden die russische Bevölkerung einfach Gojim, indem sie höchstens den Evangelischen die Benennung Christen beilegen. Nach ihrer Ansicht sind die Menschen, unter denen sie leben, gewiß nur zu dem Zweck da, damit sie ihnen mit ihrer Arbeit und ihrem Vermögen dienen.

* *
*

Rechnet man den mammonistischen Sinn ab, der den Juden anhaftet, und der auch ihrem ganzen religiösen Wesen den Beigeschmack des Selbstsüchtigen und Berechneten giebt, und es so durchsäuert, so kann man im Uebrigen nicht leugnen, daß sich unter der

Zucht des Gesetzes, dem sie ergeben sind, Züge äußerer Ehrbarkeit in ihrem Leben erkennen lassen. Das Familienleben trägt einen strengen Charakter. Reist man mit Familiengliedern zusammen, so gewinnt man den Eindruck, daß das Familienhaupt patriarchalisches Ansehen genießt. Die Jungen schweigen in Gegenwart der Alten; sie werden dem Befehl der Alten nicht widersprechen. Sie werden keine Vorschläge machen, sondern den gegebenen Weisungen folgen. Die Kindesliebe ordnet der russisch-polnische Jude übrigens der Liebe zu seiner väterlichen Religion weit unter. Wenn sein Sohn zum Christenthum übergeht, so trauert er um ihn wie um einen Todten sieben Tage lang, dann aber erkennt er ihn nicht mehr als seinen Sohn, nimmt ihn nicht mehr in sein Haus auf und giebt ihm keinen Theil an seinem Erbe. Der Riß thut weh, aber er vollzieht ihn. Der Jude will lieber keinen Sohn, keine Tochter, wenn sie nicht im Gesetze wandeln. Er bringt, das ist wieder ein sehr bedeutsamer Zug im socialen Leben dieses Volkes, die größten Opfer, um seine Kinder durch frühe Verheirathung vor Fleischessünden zu bewahren. Ich hatte darüber mit einem Juden folgende Unterredung. Warum, so fragte ich ihn, verheirathet ihr Eure Kinder so frühe? Die Jünglinge werden sehr häufig schon nach dem 16. die Mädchen nach dem 14. Jahre verheirathet. „Ba aach, sagte er, ist Edelkeit der Natur, da uns nicht.“ Wie so denn, fragte ich weiter? Bei uns, meinte er nun, könnten Jünglinge und Mädchen ohne Gefahr allein spazieren gehen, und sie würden nichts Böses thun, denn die Edelkeit der Natur, womit er den durch Erziehung gewonnenen Anstand meinte, würden Unziemliches ferne halten. Hier dagegen würden sie Sünde thun, denn das Mädchen lernt nicht Thora und wächst ohne allen Unterricht auf. Sie weiß also nicht was böse ist und hat keinen Zügel. Um sie vor Uebertretung zu bewahren, muß man sie so bald als möglich verheirathen. Dies hat viel Uebels im Gefolge, denn nicht blos, daß bei schwächlichen jungen Leuten die leiblichen Folgen übel sind, so entsteht oft bald gegenseitiger Ueberdruß, die Wahl war eine

unverständige und das Zusammenleben endigt in Unfrieden. Hier zeigt sich nun freilich eine sehr dunkle Seite des jüdischen Lebens, nämlich die willkührlichen Scheidungen. Jedermann kann ja dort sein Weib entlassen, wenn er ihr nur einen formell untadeligen Scheidebrief ausstellt und ihr Heirathsgut, sowie ein Drittel darüber ausbezahlt. So gehen die Frauen oft von einer Hand in die andere. Der Formalismus des Rechtes und die Buchstäblichkeit des Gesetzeswesens gestattet hier die größten Härten. Zugleich aber erweist sich's hier, daß die Stellung des Weibes im Judenthum im Wesentlichen noch die alte vorchristliche ist. Das Verhältniß der Geschlechter zu einander hat nicht die Weihe, welche nur die Wiedergeburt und die Reinigung des Herzens durch den Geist Jesu Christi giebt. Als einmal in unserm Waggon mehrere jüdische Mädchen mitfuhren, fragte ich die Reisegefährten wie es komme, daß man diese Mädchen allein reisen lasse, da dies doch jüdischer Sitte zuwider sei. Die Antwort lautete: Ueber Feld dürften sie allein nicht gehen, aber der Waggon sei ja eine „Stube", wo immerfort Leute gegenwärtig wären und sie also auch immer Hüter hätten. Alle Gesetzesstrenge vermag die Herzensreinheit nicht zu schaffen, welche allein dem Verhältniß der Geschlechter den Schutz gewährt, der in der edlen Sitte und christlichen Wohlanständigkeit liegt. Hier zeigen sich die Grenzen einer auf gesetzlichem Boden stehenden Moralität.

* *
*

Doch wir wollen noch etliche Züge mittheilen, durch welche das strenge Gesetzeswesen in der Bewegung des Juden in der Außenwelt ersichtlich wird. Da ist es besonders zweierlei, wenn wir von der schon erwähnten Gebetsverrichtung absehen, was einem auffällt, nämlich die Strenge, mit der sie darauf halten, nur koschere Speisen zu genießen und die eifrige Sabbathserfüllung. Ich bin Tage und Nächte mit Juden gereist, mit Armen und Reichen, mit Vornehmen und Geringen, ich bin mit ihnen in die Restaurationen auf den

Bahnhöfen gegangen, aber ich habe nie einen derselben etwas genießen sehen von all den schönen Speisen, von den herrlichen Weinen, die in Fülle auf den Tischen dieser Restaurationen aufgespeichert waren. Sie ließen sich genügen an dem Brod und den kleinen Zuthaten, die sie selber mit sich führten. Ich ging mit einem reichen jüdischen Herrn in einer Restauration längere Zeit auf und nieder und fragte ihn arglos: Werden Sie hier nach so langer Fahrt nicht etwas genießen? Aber indem er alles musterte, sagte er mir in strenger Weise: Hier ist für einen jüdischen Mann nichts zu genießen. Nur eine Tasse Thee trank er mit mir zusammen. Er hatte noch eine weite Reise vor sich, bis er in sein Haus zurückkam. Aber die Juden können sich Tage lang gedulden, nur um nichts anderes, als was koscher ist zu genießen.

Ein anderes Merkmal strenger Gesetzlichkeit ist die Erfüllung der Sabbathsgesetze. Vom Freitag Nachmittag an ziehen sie sich nach Hause zurück, die Bahnhöfe sind wie ausgeblasen, die Juden fahren nicht mehr. Der Jude raucht gerne, aber um kein Feuer anzuzünden, versagt er sichs vom Freitag Abend an bis zum Ausgang des Sabbaths. Ich will noch einen Zug erzählen, der komisch ist, aber die ganze peinliche Gewissenhaftigkeit, zugleich aber auch das Wesen talmudischer Gesetzlichkeit, den Eifer und den Unverstand zu sehr charakterisirt, als daß ich ihn verschweigen dürfte. Ein alter Jude, von echt talmudischer Gesinnung, entschloß sich, ich weiß nicht aus welchem Grunde, mit schwerem Herzen am Sabbath auf der Eisenbahn zu fahren. Was that er, um sein wimmerndes Gewissen zur Ruhe zu bringen? Er brachte einen Kübel mit Wasser mit herein, steckte die nackten Füße in denselben, und in dieser Situation wollte er die ganze Fahrt machen. Die andern Reisenden finden das unanständig und rufen den Conducteur zur Abhilfe herbei. Da aber bittet der Jude inständig, man möge ihn so lassen, er müsse heute wider das Gesetz reisen; nun sei es aber nach dem Talmud erlaubt am Sabbath a u f d e m W a s s e r zu fahren; indem er nun die Füße in's Wasser

halte, fahre er gleichsam auf der See und sei für den Bruch des Sabbathgesetzes entschuldigt. Man ließ ihn nun gewähren.

* * *

Ob dieses talmudische Judenthum in seiner Gesetzeskunde und den gesetzlichen Werken so satt ist, daß es das Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit verloren hat? Als wir über die russischen Verhältnisse sprachen, jammerte ein alter jüdischer Herr darüber, daß nunmehr auch den Juden die Wehrpflicht drohe. Sonst kaufte sich jede Gemeinde durch eine gewisse Summe von der Rekrutenstellung los, nun sollen auch die Söhne der Juden in das Heer eingestellt werden. Der Alte seufzte tief und sagte dann: Wir sind im Golus, und Malchus hat Gewalt über uns. Der Sinn dieser Worte war: Wir leben im Lande der Verbannung und müssen fremden Herrschern dienen.

Die Hoffnung der Erlösung durch Messias, den Sohn Davids, und die Gewißheit der Wiederherstellung des jüdischen Volkes sind nicht erstorben. So wohl ist es dem Volke hier trotz dem, daß viele unter ihnen reich geworden sind, doch nicht geworden, daß sie darüber ihrer Vergangenheit und der ihnen geweißagten Zukunft vergessen hätten. Auf meine Frage an jenen alten Herrn: Glaubt ihr von Herzen, daß der Messias kommen wird, bekam ich die Antwort: Versteht sich. Die Frage klang dem Alten wie eine Beleidigung. Ich habe dieses Thema natürlich öfters angeregt. Einmal legte ich einem talmudisch sehr gebildeten Manne die Frage vor, wie er sich denn das zurecht lege, daß nach talmudischer Anschauung der Messias nicht eher kommen wird, als bis Israel durch vollkommene Gesetzeserfüllung seiner Ankunft würdig sein wird, und nun müsse er doch sehen, wie in seinem Volke, namentlich im Westen, der Abfall vom Gesetze immer stärker werde. Darauf erwiderte er, an einer andern Stelle im Talmud werde gesagt, wenn der Messias käme, so würde die eine Hälfte der Juden eifriger sein denn je in der Er-

füllung des Gesetzes, die andere Hälfte aber würde dann ganz vom Gesetze abgefallen sein.

Wie stehen diese russischen Juden zum Evangelium, das die Erfüllung der Weißagungen in JEsu Christo erkennen lehrt?

Ich habe dem Zweck meiner Reise entsprechend, der nicht Mission selbst, sondern das Studium der religiösen Stimmungen im Auge hatte, nie directe Propaganda zu machen gesucht. Aber ich konnte natürlich nicht umhin, unsre Unterredungen auf die Frage auslaufen zu lassen, ob sie das neue Testament kenneten, ob sie nicht prüfen wollten, wie sich dasselbe zum alten Testament verhalte? In voller Uebereinstimmung mit den Wahrnehmungen anderer muß ich sagen, daß die russischen Juden in völliger Unkenntniß des Evangeliums leben. Selten, daß einer oder der andere das neue Testament gesehen oder etwas von seinem Inhalt vernommen hat. Wie sollte es auch anders sein. Die Mission hat sie kaum an einigen Orten berührt, und gegen die russische Staatskirche, mit deren Angehörigen sie in Berührung kommen, verschließen sie ihr Herz schon um der in dieser Kirche herrschenden Bilderverehrung willen. Zudem dürften die Russen nach ihrem Bildungsstande kaum geeignet oder gewillt sein, mit Juden in belehrende Unterhaltung über das Evangelium einzutreten. Die Juden in Rußland wissen von der Person Christi nichts, als was sie etwa in einer jener alten Lästerschriften gelesen haben. Für sie ist er der Wunderthäter, der durch Zauberei die Kranken gesund gemacht und sein Volk vom Gesetz abwendig zu machen suchte. Mit Recht haben ihn die Väter an's Kreuz geheftet. Als ich bei Njeschte vor Kursk mit einem jüdischen Manne von der Person Christi sprach, erzählte er mir, er habe das neue Testament einmal auf einem Tische liegen sehen, aber hineingeschaut habe er nicht. Er wisse nur das Eine von ihm, daß „Er" — den Namen JEsus sprach er nicht aus — am Kreuze gebetet habe, der Vater im Himmel möge den Juden vergeben, denn sie wüßten nicht was sie thun. Die Mahnung, das neue Testament zu lesen und mit dem alten zu vergleichen nahm er

schweigend hin. Ich fürchtete ihn verletzt zu haben, aber beim Abschied ergriff er mich bei der Hand und bezeugte mir, daß ihn unsre Unterredung sehr beglückt, und es ihn schmerze, mich jetzt verlassen zu müssen. Würde er im Wartsaal einen seiner Glaubensgenossen finden, der desselben Weges reiste wie ich, so würde er ihn zu mir schicken, damit ich auch mit ihm mich unterredete.

O daß die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen, auch zu diesem Volke kämen, das im Schatten des Todes sitzt, und nichts weiß von dem, der auch für sie sein Blut am Kreuz vergossen hat!

* *
*

Inzwischen graben sie sich löchrichte Brunnen. Es gab immer solche unter ihnen, welche ein tieferes religiöses Bedürfniß haben und fühlen, daß alle talmudische Klopffechterei und alle Genauigkeit in der Erfüllung talmudischer Satzungen das Herz nicht stillen kann. Diese suchen das Erlösungsbedürfniß auf Wegen zu stillen, welche der Talmud nicht weist, die selbst nicht völlig mit dem Geist des Talmud in Einklang stehen und von strengen Talmudisten verworfen werden.

Das russische Judenthum ist in sich nicht einig. Es spaltet sich in zwei Richtungen oder Parteien, die Chasidim und Mißnagdim. Die Ersteren vertreten, wenn ich so sagen darf, die mystisch pietistische, die Letzteren die orthodoxistische Richtung auf dem Gebiete des Judenthums. Die ersteren nehmen zum Talmud auch den Sohar mit seiner tieferen Gotteslehre und glauben, in der Geheimlehre desselben den Weg zu innigerer Gemeinschaft mit Gott zu haben. In der Praxis üben sie mancherlei Askese und lehnen sich an Männer, die, wie sie meinen, Gott näher stehen durch ihre Heiligkeit und sie mit Gott versöhnen, auch durch ihr Gebet von allerlei Noth befreien können. Ihre Widersacher sind satt von Talmudstudium und gesetzlichem Wandel und verwerfen die Geheimlehre des Sohar. Dieser Gegensatz im Judenthum findet sich schon im Mittelalter; durch zwei

hervorragende Rabbiner aber, sagt Dr. Althaus, der selber als Chasid erzogen worden ist, und dessen Mittheilungen wir hier in Weiterem folgen, bekamen diese Parteien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen neuen Aufschwung. Es waren dies von seiten der Mißnagdim der Rabbi Elias von Wilna und von Seiten der Chasidim der Rabbi Salman in Lubawitzsch in der Nähe von Witebsk. Unter diesen Rabbinen brach ein heftiger Streit aus, der es bis zur äußersten gegenseitigen Verfolgung kommen ließ, in welchen jedoch Rabbi Salman, sowie sein Sohn und Nachfolger (Bar), mit ihren Anhängern, den Chasidim, als der minder zahlreichen Partei, beständig unterlagen, in Folge dessen ihre Häupter sagar längere Zeit im Gefängniß sitzen mußten.

Rabbi Elias that nämlich alle Anhänger des Rabbi Salman in den Bann und erklärte, es sei eine ebensogroße Sünde mit einem Chasid zu essen, und sich mit ihnen zu verschwägern, wie mit den Christen, weil sie von dem Talmud abtrünnig geworden seien und sein Studium durch die Kabbala zu verdrängen suchten. Hingegen behauptet Rabbi Salman, daß ein Israelit durch äußere Werke und Ceremonien, sowie durch blos talmudische Wissenschaft nicht selig werden könne, da Jehovah ein Geist sei und daher im Geiste angebetet werden müsse. Alle seine Worte und Gebote haben symbolisch tiefe Bedeutung, und er ziele in denselben darauf hin, daß der Mensch eine neue Creatur werden, seine Lüste und Begierden bekämpfen und die Welt verleugnen müsse. Unstreitig ist daher die Lehre der Chasidim tiefer, als die der Mißnagdim, da jene einen innerlichen Kampf mit sich selbst verlangen, diese aber sich mit nur äußerlichem Thun begnügen. Allein auch die Chasidim wissen von nichts anderem, als daß der Israelit diesen Kampf in eigner Kraft führen müsse und könne. Und so evangelisch ihre Lehre klingt, so bringt sie doch nichts anderes als pharisäische Selbstgerechtigkeit zu Wege.

Nach der Stelle im Prediger Salomonis Cap. 10, Vers 2: Des Weisen Herz ist zu seiner Rechten, aber des Narren Herz ist zu seiner

Linken — lehren die Chasidim, daß der Israelit zwei Seelen habe, eine göttliche, die in der rechten Herzkammer, und eine thierische, die in der linken Herzkammer ihren Sitz hat. Die göttliche Seele ist ihm ursprünglich anerschaffen, die thierische aber hat er durch die Erbsünde erhalten. Die göttliche Seele stammt aus Gott und hat auch die allergrößeste Sehnsucht, zu ihrem Ursprung zurückzukehren und sich in denselben zu verlieren, wie ein Funke in der Flamme. Während ihres Wohnens im Körper will sie nichts anderes als alle Sinnlichkeiten und Leidenschaften bekämpfen, Jehovah und den Nächsten (Israeliten) lieben und ihm alle Opfer in Selbstverleugnung bringen. Die thierische Seele hingegen ist ununterbrochen beschäftigt, den Menschen zur Sinnlichkeit zu verführen, weshalb sie mit der göttlichen Seele in beständigem Kampfe liegt. Ein guter Chasid, der einmal selig werden will, muß es in diesem Kampfe wenigstens so weit gebracht haben, daß die göttliche Seele in ihm die Herrscherin, die thierische aber die Untergebene geworden ist. Die höchste Stufe aber in diesem Kampfe wäre es, wenn die thierische Seele gänzlich vernichtet würde und also im Herzen gar keine Versuchung zur Weltlust mehr aufstiege, sondern die Gemeinschaft mit Gott schon bei Leibesleben vollkommen geworden wäre. Dies kommt selten vor, war indeß bei David der Fall, der Psalm 122 V. 9 sagt: „Denn ich bin arm und elend, mein Herz ist zerschlagen (hebr. chalal) in mir." Das Wort chalal übersetzen sie mit „todt" und sagen daher, die thierische Seele sei bei David im Kampfe todt auf dem Platze geblieben und nicht mehr lebensfähig gewesen.

Auch in einigen äußerlichen Gebräuchen unterscheiden sich die Chasidim von den Mißnagdim und thun wo möglich hierin ein Uebriges. Alle Juden gebrauchen beim Gebet die sogenannte Tefilin Rosches, die Schauriemen mit den Pergamentkästchen, in welchen sich die Abschrift folgender Schriftstellen befindet: 1. 2 Mos. 13, 1—10; 2. V. 11—16; 3. 5 Mos. 6, 4—10; 4. 5 Mos. 11, 13—22. Die Chasidim legen aber, nachdem sie das erste Paar

Schauriemen gebraucht, noch ein zweites Paar an, weil ein Rabbi behauptet hat, die Reihenfolge der Schriftabschnitte sei nicht richtig, Nr. 3 und 4 müssten umgewechselt werden. Und so gebrauchen die Chasidim ein Paar Tefilin mit der ersten Ordnung der Schriftstellen, und darauf ein zweites Paar mit der anderen Reihenfolge. — Am Laubhüttenfeste muß ein Palmzweig, Lulaw genannt, beim Gebet in der Hand gehalten werden. Die Mißnagdim begnügen sich mit einem trockenen Zweige, die Chasidim verschaffen sich aber jedenfalls einen grünen, wenn sie ihn auch mit 10 bis 15 Rubel bezahlen müssen. —

Die Gebete der Chasidim dauern oft Stunden lang, und die Seele wird durch die Versenkung in Jehovah dabei zu den heftigsten Rührungen gebracht, welche sich bis zu wildem Geschrei und Weinen, bis zum Tanzen und Singen, zum Klopfen und Singen, zum Klopfen mit Händen und Füßen steigern*). Bisweilen steht der Betende auch ganz still, das Gesicht zur Wand gekehrt und die Stirn auf den Arm gestützt, und läßt dabei rührende Töne laut werden.

Seine Werke bestehen neben dem Lernen des Talmud und seiner Auslegungen in dem Studium des Sohar, im Almosengeben und der Krankenpflege, wobei der Chasid eine heilige Freude empfinden muß, wenn er an die Belohnungen denkt, die seiner warten.

Die Chasidim, deren Zahl sich in Rußland auf 300,000 beläuft, sind von den Mißnagdim gänzlich getrennt. Sie haben ihre eigenen Synagogen und andere Gebetbücher. Rabbinen und Schlächter (Schochet) müssen aus ihrer Mitte sein. Es ist bei ihnen eine Art spezieller Seelsorge mit Beichte eingeführt. Letztere kann jedoch nur vor dem großen Rabbi Mendel abgelegt werden, der zu Lubawitzsch, 60 Werst von Witebsk wohnt. Jeder Chasid muß ein oder mehrere

---

*) Von dem Princip geleitet, daß die leibliche Erregung der Weg zu höherer Begeisterung werden könne, gestatten sich die Chasidim den Genuß geistiger Getränke und manche trinken oft reichlich Branntwein, ein Umstand, der sie strengen Talmudjuden um so verächtlicher macht. Doch ist das ein Auswuchs, der das Wesen der Sache nicht berührt.

Male bei diesem erscheinen, viele besuchen ihn aber alle Jahre. Die Pilger machen sich gewöhnlich zu einem der großen Jahresfeste auf den Weg, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße, wie es die Mittel erlauben und scheuen dabei keine Opfer an Zeit, Geld und Gesundheit. Manche kommen über 1000 Werst (140 deutsche Meilen) weit nach Lubawitzsch und lassen Weib und Kind ohne Nahrung zurück, um nur zum Rabbi zu kommen. Der Rabbi hat seine bestimmte Empfangszeit, und die Gäste werden einzeln bei ihm eingelassen. Der Chasid beichtet hier seine Jugendsünden und auch wohl andere, und überreicht dem Rabbi ein Schreiben mit seinem Namen und dem seiner Mutter, in welchem er denselben bittet, für sein Seelenheil zu Gott zu beten, und ist er bemittelt, so legt er ein Geldgeschenk bei. Die Bußstrafen, welche der Rabbi dem Beichtenden auferlegt, bestehen gewöhnlich im Fasten oder Nachtwachen einmal wöchentlich oder monatlich. Am Sabbath und an den Festtagen hält der Rabbi eine Predigt in einem großen Lokale, in welchem sich Hunderte der angereisten Pilger versammeln. Hier wird die kabbalistische Lehre ausgelegt, die Dogmen werden erklärt und es wird zur Frömmigkeit ermahnt. Unter den Zuhörern sind immer einige da, welche ein ausgezeichnetes Gedächtniß besitzen, so daß sie die Predigt fast wörtlich behalten können, und welche dann dieselbe vor kleineren Versammlungen wiederholen. Diese Wiederholungspredigt besucht jeder Chasid so lange, bis er sie fast auswendig weiß. In der Regel gibt aber der Rabbi seine Predigt schriftlich heraus, damit ein Jeder sie mit nach Hause nehmen und den Daheimgebliebenen von dem himmlischen Manna mittheilen könne.

Rabbi Mendel ist ein reicher Mann. Nicht allein bringen ihm die zureisenden Pilger ihre Geschenke, sondern er sendet selbst noch alle Jahre mehrere seiner vertrautesten Höflinge aus, welche ihm große Geldsummen heimbringen. Denn jeder Chasid hält es für eine Ehrensache, dem großen Rabbi sein Opfer zu bringen, wenn er dazu auch seiner Frau letztes Kleid verpfänden muß. Die Abgeordneten

vergelten diese Opfer damit, daß sie den Gebern die Predigten wiederholen, welche sie zuletzt aus dem Munde des Rabbi gehört haben. Sie unterlassen auch nicht zu sagen, wie wohlgefällig Gott solche Opfer seien, welche dem heiligen und mit dem Geiste Gottes begabten Rabbi dargebracht werden. Die gänzlich unbemittelten Pilger, die in Lubawitzsch anlangen, werden auf Kosten des Rabbi unterhalten, freilich sehr kärglich. Seine eigene Familie besteht aus 70 Gliedern.

Derjenige, dem wir diese Mittheilungen verdanken, gehörte selbst zu der Secte der Chasidim. Sein Vater war Rabbiner und Wiederholungsprediger und hat ihn von Jugend auf in den Lehren des Chasidismus unterrichtet. Bis zu seinem 29. Jahre blieb er ein eifriger und treuer Chasid und war als solcher zweimal vom kownoschen Gouvernement aus zu dem großen Rabbi gereist. Als er aber zu Lemberg Medicin studirte, wurde er am Talmud und am Chasidismus irre, und begann auch am alten Testament zu zweifeln. Nach Rußland zurückgekehrt, erhielt er die Aufforderung, bei Rabbi Mendel Hausarzt zu werden, und er nahm diesen Ruf mit großer Freude an, weil er hoffte, durch den Umgang mit dem Rabbi und seiner heilig gehaltenen Familie seine wankend gewordenen Ueberzeugungen vom Chasidismus wieder befestigen zu können. Allein er mußte sehen, daß die Grundlehren desselben von seinem eigenen Haupte vielfach übertreten wurden, indem Rabbi Mendel der Ehrsucht und der Geldgier leidenschaftlich ergeben ist. Er mußte sehen, wie der, welcher ein Mittler zwischen Gott und den Menschen sein will, von der Furcht vor Krankheiten und dem Schrecken vor dem Tode geplagt wird, mehr noch als dies sonst bei den Juden der Fall ist, die ohnehin im allgemeinen eine weit größere Furcht vor dem Tode haben als die Christen; wie trostlos er sich geberdet, wenn der Tod ein Glied seiner Familie wegrafft, ja wie die Einwohner von Lubawitzsch wenig oder gar keine Achtung vor ihrem großen Rabbi haben, wiewohl er der Großsohn des Rabbi Salman ist.

Im Ganzen findet sich aber bei den Chasidim doch ein edleres

Streben als bei den Mißnagdim, — dieses Zugeständniß macht ihnen unser verehrter Freund Dr. A. am Schlusse seiner Mittheilungen, obwohl er den Chasidismus selber von der schlimmsten Seite kennen gelernt, und ich kann doch nicht umhin zu bemerken, daß der Chasidismus wenigstens für nicht wenige Proselyten ein Durchgangspunkt zum Christenthum geworden ist, da er seine Anhänger, wenn es ihnen irgend welcher Ernst ist mit der Sache, nothwendig zu tieferer Selbsterkenntniß treibt und das Versöhnungsbedürfniß in höherem Maße erweckt, als das stolze in Wissensdünkel sich blähende und auf gesetzliche Vollkommenheit pochende Wesen der Mißnagdim.

* * *

Weit weniger Beachtung glaube ich, verdient, wenn man an die weitere Entwickelung des Judenthums und sein Verhältniß zum Christenthum denkt, die Secte der Karaiten. Ich habe in Odessa Gelegenheit gehabt, einem Sabbathsgottesdienste derselben beizuwohnen, habe mit angesehen, wie der Synagogenälteste einen um den andern zur Lesung eines Abschnittes aus der Parasche zur Theba (dem Pulte, das vor dem Gesetzesschrein steht) herbeirief und mit angehört, wie die Versammlung nach jeder Zeile die vorgelesenen Worte im Chor wiederholte, aber ich habe nicht wahrgenommen, daß die Vorlesung mit größerer Weihe oder tieferem Verständniß geschehen wäre, als es sonst bei den Juden der Fall zu sein pflegt. Sie erschien mir bei den Karaiten ebenso als ein todtes Werk, wie bei den andern Juden. Ich habe mich dann nach den unter ihnen gebräuchlichen und maßgebenden Schriften erkundigt und gefunden, daß sie im Ganzen nur wenig eigenthümliche Literatur besitzen, unter dieser Literatur aber befindet sich doch auch wieder ein neben der Schrift hergehendes Buch der Auslegungen, das den jüdischen Midrasch an Umfang weit nicht erreicht, aber doch für sie eine ähnliche Bedeutung hat wie für die anderen Juden der Midrasch. Es ist der Adereth Elijahu. Dem jüdischen Talmud entspricht bei ihnen der Sefer

mizwoth, das Buch der Satzungen. Sie haben manche Gebräuche, wie das Tefillin legen, nicht; wieder andere dagegen, z. B. die Mesusa an der Thürpfoste, haben sie angenommen. Ihr Judenthum ist nur weniger entwickelt, aber aus der Bahn des Pharisäismus ist es im wesentlichen nicht herausgetreten, denn auch sie kennen nur das Gesetz.

Ihre äußere Erscheinung unterscheidet sie vortheilhaft von den andern Juden. Sie stehen ihren christlichen Mitbürgern näher als die andern Juden, wie es denn eine bemerkenswerthe Thatsache ist, daß bei jener schrecklichen Judenhetze, die zu Ostern 1871 in Odessa stattfand, und die man heuer gerne wiederholt hätte, wenn nicht sehr bedeutende militärische Vorkehrungen getroffen worden wären, die Karaiten völlig unbehelligt blieben. Sie sind meistens gut situirt und genießen in Odessa den Ruf größerer Solidität als die übrigen Juden. Sieht man sie aber auf ihre Religiosität hin an, so ist jedenfalls der Chasidismus eine viel bemerkenswerthere Erscheinung, als der Karaismus und hat zum Christenthum ein näheres Verhältniß, als dieser. Das will ich noch bemerken, daß die Karaiten nicht wie die andern Juden des Deutschen mächtig sind, sondern man mit ihnen nur Russisch verkehren kann. Ihr nationales Gepräge erschien uns noch fremdartiger, noch orientalischer als das der übrigen Juden. Da die Krim ihr Hauptsitz ist, so haben sie in Sitte und Sprache viel von den Tataren angenommen, die in der Krim wohnen.

* *
*

Ich kann nicht umhin, zum Schluß dieser Mittheilungen noch mit einem Worte einen Punkt zu berühren, der für die Beurtheilung der Zukunft des russischen Judenthums von Bedeutung sein dürfte.

Wenn der Talmudismus im Allgemeinen diesem Judenthum entschieden sein Gepräge giebt, so sind doch verschiedene Potenzen thätig, welche versuchen auch hier zersetzend zu wirken. Unter den Mißnagdim, sagt Dr. A. in den Mittheilungen über den religiösen Zustand der Juden in Rußland, welchen wir das obige über den

Chasidismus entnahmen, fängt ein heimliches Reformjudenthum an sich auszubreiten, welches sich aber aus Furcht vor den orthodoxen Volksgenossen noch nicht hervorwagt. Diese Erscheinung geht gewiß darauf zurück, daß die russische Regierung den Juden in neuester Zeit den Zugang zu den öffentlichen Bildungsanstalten eröffnet hat, daß nicht wenige unter den Begütertsten in neuster Zeit sich in den großen Städten wie Moskau, Petersburg, Riga niederlassen und hier mit moderner Bildung in Berührung kommen. Ich habe manche Klage darüber gehört, daß die jüngere Generation, seit sie zu den Schulen zugelassen wird, die moderne Bildung auf Kosten der talmudischen sucht, daß in dieser Generation gründliche talmudische Kenntnisse seltener werden, und Dr. A. erzählt von einem jungen Manne, der sichs zur Aufgabe machte, unter den Talmudstudenten in Valosin soviele als möglich zum Abfall von ihrem väterlichen Glauben zu bewegen. In kurzer Zeit hatten von den 150 Studirenden auf sein Zureden 25 die Talmudschule verlassen, um sich der weltlichen Bildung zu widmen. Von Bedeutung nach dieser Seite hin ist auch jene humoristische Literatur im jüdisch-deutschen Jargon, welche in Form von Novellen die altjüdische Bildung, altjüdische Sitte und Weise lächerlich macht, und im Dienste einer völlig negativen und destruktiven Aufklärung arbeitet. So machte zu der Zeit, als ich in Südrußland war, ein Buch besonderen Rumor unter den altgläubigen Juden, welches den Titel führt: Das polnische Jüngel. Es ist mit soviel Witz geschrieben, daß es namentlich von den jüngeren Leuten begierig gesucht und gelesen wird. Aber es ist süßes Gift. Der Verfasser lebt in Odessa und namentlich die Chasidim haben sich viel bemüht, das Buch zu unterdrücken und den Verfasser von weiteren Veröffentlichungen der Art abzubringen.

Mag es sein, daß sich auch vom russischen Judenthum einzelne Elemente abbröckeln, und wie im Westen der materialistischen Zeitrichtung verfallen. Aber das Volk als Ganzes ist hier zu compakt, seine Traditionen sind zu fest gewurzelt, als daß es dem modernen

Zeitgeist sich assimiliren sollte. Noch größere Versuchungen würden sich für das Judenthum ergeben, wenn die russische Regierung seine socialen Verbände auflösen und mit den übrigen Gemeindeverbänden verschmelzen würde. Doch kann das kaum in nächster Zukunft geschehen, und wird sich immerhin deswegen, auch wenn es versucht wird, nicht durchführen lassen, weil es viele sociale Hebräerverbände giebt, die ihre Glieder nach Tausenden, ja nach vielen Tausenden zählen. Wenn irgend wo, so wird das Judenthum im russischen Reiche seine geschichtliche Eigenart bewahren, und sollte die Judenmission irgend wo noch eine Arbeit im Großen haben, so hat sie sicherlich ihr Arbeitsfeld hier zu suchen.

IV.

Die Nachtseiten des russisch=polnischen Judenthums und die reformerische Kritik.

Ich sprach oben von der negativen Literatur, welche das Neujudenthum in die altorthodoxen Kreise schleudert, um ihnen das Licht der Aufklärung anzuzünden. Von diesem Genre ist „das polnische Jüngel", das vor Kurzem in Odessa aufgetaucht ist und ziemlichen Rumor verursacht hat. Es enthüllt manche Nachtseite des polnisch=russischen Judenthums, namentlich was die religiöse Erziehung der Jugend anlangt, und greift besonders den Chasidismus in seinen Schwächen an. Ich glaube, es wird eine wesentliche Ergänzung des vorigen Abschnitts sein, wenn ich ein Capitel aus dem polnischen Jüngel*) in Uebersetzung gebe. Es zeigt uns, wie gesagt, das polnisch=russische Judenthum von der dunkeln Seite, zugleich lehrt es aber auch die kennen, welche sich berufen glauben, dieses Dunkel mit ihrem menschlichen Lichte zu erhellen.

* *
*

Der Verfasser beschreibt seinen Eintritt in die sogenannte Kinderschule (Dardeki cheder) und gibt die frühesten Jugenderinnerungen aus der Geschichte seiner religiösen Erziehung. Der Eintritt erfolgte mit dem vierten Jahre. Schon vorher aber wurden dem Kinde

*) Die Uebersetzung ist von Herrn S. Fayn gefertigt und von mir revidirt worden. Für solche, welche der deutsch=jüdische Jargon als Sprache interessirt, ist das Capitel im Anhang in unveränderter Gestalt, nur mit lateinischen Lettern gedruckt, als Beilage beigegeben worden.

Gebote mitgetheilt, und da der Vater Chasid war, so wurde der Knabe in die besonderen chasidischen religiösen Uebungen eingeweiht. Er schreibt: „Mein Vater konnte nicht umhin, mich in einem Gebote zu üben, das einem Manne von 50 Jahren nicht obliegt. Jeden Freitag nahm er mich ins (Schwitz) Bad. Er nöthigte mich, auf die oberste Bank zu steigen und schlug dann mit dem Schweißbesen auf mich los, daß ich schier die Sinne verlor. Aufs höchste erhitzt, schleppte er mich unmittelbar darauf über eine schmale zerbrochene Treppe in eine kalte, tiefe, finstere Wassergrube hinunter. Da pflegte mich in der That oft ein Grauen, ja eine Todesangst zu überfallen. Stellt euch ein Kind von drei Jahren vor, das nichts anderes weiß, als draußen in der schönen herrlichen Natur baarfüßig herumzulaufen, und nun in eine finstere Grube von Vatershand gewaltsam hineingeschleppt und gequält wird! — Im Wasser vernahm man hie und da ein unheimliches Geplätscher, indem Einer den Anderen drängt, seine Untertauchung zu beschleunigen, um ihm selber Platz zu machen. Inzwischen hörte man auch Stimmen, die wie ein Echo in einer weiten Höhle klangen, oder wie das Rauschen eines Nachtgespenstes in der Wüste. Der Leser kann sich denken, welche Angst ich dreijähriges Kind bei solchen Gelegenheiten auszustehen hatte. Kam es soweit, daß mein Vater in die finstere Wasserhöhle, nachdem ihm ein anderer hatte Platz machen müssen, eintrat, so ergriff er mich mit Hast bei den Händen und tauchte mich ins eiskalte Wasser, während ich doch mit Angstschweiß bedeckt war! — Beinahe ganz leblos kam ich endlich wieder heraus aus dem Todesbade. Doch der Vater war mit dem einem Male noch lange nicht zufrieden; vorschriftgemäß mußte es dreimal hintereinander geschehen und das vollführte er auch gewissenhaft! — Ich darf versichern, daß all die Scenen die der Schevet musar*) aus der Hölle vorführt, wo nichts

*) Die Zuchtruthe — ein Buch, das von zeitlichen und ewigen Strafen handelt und die Hölle in den gräßlichsten Bildern schildert, anderseits aber die Herrlichkeit des Paradieses in sinnlicher Weise darstellt.

als Schlangen und Eidechsen sind, nicht den tausendsten Theil von dem Schrecken enthalten, den ich damals zu erleiden gehabt habe. Aber was hätte ich damals als Kind anfangen sollen, da doch von Widerstreben keine Rede sein konnte? — Sollte ich aber jetzt für solche Reinigungen dankbar sein? Bin ich etwa dadurch äußerlich rein, oder innerlich züchtig, keusch geworden? — Mit nichten! — Nicht einmal mit den besten Seifen aus Rissa (einer russischen Stadt) könnte ich mich von dem Unflat reinigen, der mir von dem Schmutze des Bades anhaftete! — Noch andere solche Satzungen pflegte mich mein Vater zu lehren, die zu beschreiben zwecklos wären, sintemal ich der Ueberzeugung bin, daß diese nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen würden. Mein Vater aber betrachtete dieselben als die höchste Pflicht*) der Reinigung. Darum finde ichs für zweckmäßig, lieber von der Kinderschule zu erzählen.

Als ich das 4. Lebensjahr, zum Glück oder zum Unglück, ich weiß es nicht, erreicht hatte, hörte ich eines Tages, wie der Vater mit der Mutter meinetwegen sprach, und zwar das erste Mal wegen der Schule. Mit dieser Unterredung war ich sehr zufrieden, da mir, die Wahrheit zu gestehen, das Elternhaus entleidet war, weil ich von Seiten meiner Eltern nicht die geringste Aufmerksamkeit genoß, vielmehr wie ein Hund preisgegeben war, und Niemand sich um mich bekümmerte. Der Vater fragte so viel nach mir, als nach dem vorjährigen Schnee, denn er mußte ja Tag und Nacht in den Häusern herumlaufen, um gewisse Maamadoth-Gelder**) für den Rabbiner einzukassiren. Die arme Mutter war leider allzusehr geplagt von ihren noch kleineren Kindern: eins schleppte sich, sie bei der Schürze haltend, überall ihr nach, das andere lag noch an der Brust, und das dritte war im Anzug. Demnach konnte mir damals die

*) Diese Lehren und Reinigungen waren die Privatvorbereitungen zur Schule von Seiten der Eltern.

**) Diese werden an den R. bezahlt für gewisse Gebete, die er im Verein mit einigen Anderen für die ganze Gemeinde verrichtet.

Nachricht, daß ich bald in die Schule kommen solle, nicht anders als sehr willkommen sein, da ich hoffen durfte, daß dort eine größere Aufmerksamkeit meiner warten würde und daß ich dort vielleicht zu einem feinen Jüngling würde herangebildet werden können. Aber ich täuschte mich gewaltig, indem ich, neben den Eltern sitzend, folgendes Gespräch vernahm: „Wie meinst du Leah'tsche*), zu wem soll ich ihn in die Schule geben, fragte der Vater; soll ich ihn etwa zu Nachman Trosk oder Nechemijah Sturmack in die Schule geben?" — „Es ist keine Frage, antwortete die Mutter, daß du ihn zu N. St. in die Schule gibst, denn heute erst sagte mir Chajah'tsche*), die in der Synagoge uns Weibern vorliest, daß Nechemijah viel gelehrter sei, als der Nachman!" — „Nechemijah wallfahrtet aber nicht zu unserm Rabbiner**)! warf der Vater ein." — „Hat nichts zu sagen, erwiderte die Mutter, wallfahrtet er doch nach Sadkewitz zum dortigen Rabbiner***), und ist, meinte die Mutter, doch in der Hauptsache kein großer Unterschied, da beide als wirkliche Fromme anerkannt werden!" — „Thorheit! erwiderte ärgerlich der Vater; weißt du nicht, was die Frau unseres verehrten Rabbiner von jenem gesagt hat? — Der Sadkewitzer, sagte sie, sei keineswegs ein heiliger Mann, und fügte hinzu, daß er selbst von seinem Rabbi gehört habe, daß jener ein absoluter Plaudersack sein soll; noch mehr als das habe der Rabbiner versichert, daß nämlich der Sadkewitzer Rabbi seine Seele nicht von dem Orte, der unter dem Stuhle der Majestät Gottes ist, sondern aus dem Reiche der Witzbolde empfangen habe — — —. Uebrigens, fuhr er fort, was soll ich da lange mit dir über diesen Gegenstand herumstreiten, da du a proste bhe-

---

*) Russisches Anhängsel bei Namen = dem deutschen Suffixum „chen" z. B. Leah'chen u. s. w.

**) Ein wunderthätiger Rabbi, den Chasidim verehrten, zu deren Kreise sich auch der Vater des Verfassers hielt.

***) Ebenfalls ein wunderthätiger Rabbi, den ein Kreis von Mißnagdim verehrte, ein Concurrent des ersteren.

mah (dummes Vieh) bist!“ — „Aber ich sehe, fragte die Mutter, die ganze Welt zu ihm wallfahren, und so muß ich doch die Meinung hegen, daß der Sadkewitzer dennoch ein heiliger Mann sei, wenn er auch anderer Gesinnung und Ueberzeugung ist, als der deinige.“ — „Das ist kein Grund, spottete der Vater: Man besucht in Litthauen sehr fleißig die sogenannten Jeschiwoth, (talmudische Schulen) mit ebenso wenig Recht, als man zum Sadkewitzer wallfahrt; und es ist doch nur eine böse Gewohnheit, die sich von Vater auf Kind vererbt hat. Unser Rabbiner hat heute bei der Sabbath-Mahlzeit geächzt und bitterlich geseufzt über die Jeschiwoth; er hat hervorgehoben, daß die Jeschiwoth mit sammt deren Rabbinen dahin gekommen seien, daß aus ihnen nur noch Epikuräer und Mithnagdim (Gegner des Chasidismus) hervorgehen!“ — „Nun, sagte die Mutter, mit etwas weinerlicher Stimme: Es ist wahr, du verstehst mehr als ich, und ich will darum ganz deiner Ansicht folgen: mach', wie es dir gut dünket!“

Durch solche Unterredung habe ich gemerkt, daß es in der Kinderschule nicht besser sein wird, als daheim. Und so war es auch, denn als mich die Mutter zum ersten Male zu Nachman Trosk in die Schulstube hineingeführt hatte, ist es mir ganz finster geworden vor meinen Augen. In der Stube war ein Koth bis über den Gürtel. Ein Eimer voll stinkenden Wassers stand an der Thüre, über und über voll; oben darauf schwamm das, was Haman einst (nach einer jüdischen Legende*) auf den Kopf geworfen worden ist. Aus dem Ofenloch drang Rauch hervor wie am Freitag im Bade**).

*) Nach dieser Legende hatte Haman seinem Weibe gesagt, wenn er vor seinem Hause vorbeireiten würde, solle sie dem, der das Pferd führen und den Spruch ausrufen würde: „So soll man einem Mann thun, dessen Ehre der König begehrt“ — einen Topf mit Unflath auf den Kopf schütten. Da durch Gottes Vorsehung Haman der Führer, Mordechai der Reiter war, so bekam Haman den Unflath von seinem eigenen Weibe auf den Kopf.

**) worin sich die frömmeren Juden vor dem Sabbath reinigen.

Der Rabbi ist oben an gesessen mit einer vor Schmutz zerplatzten Stubenmütze und mit einem gelben Talles von Verschitt über den Schultern, indem er sich vor dem Ofen hin und her wiegte und sich wärmte. In einer Hand hielt er einen Kantschik (Knute) mit fünf Riemen, mit der anderen Hand kratzte er sich im Busen durch eine Oeffnung, die so weit war, daß man sie auf eine Werst weit ohne Fernrohr sehen konnte. Die Rebbezin (Frau des Rebbe) lag auf dem Todtenbette. Zwei kleine Kinder krochen auf der Erde herum, die Hemdchen waren ihnen in die Höhe gesteckt, damit sie sie nicht verunreinigten. Auf dem Tisch stand ein großer Korb mit Töpfen; ein schwarzer Kater mit zwei Augen so grau wie der neckische Dämon stand und naschte. Zehn Kinder, denen der Rotz von der Nase herunterlief, guckten ins Sidderl (Gebetbuch) hinein, und das eine Sidderl war vom Schmutz dreimal so dick, als es gewesen, wie es vom Drucke kam. Der Rebbe und seine Belfers (Helfer, Gehülfen) klopften mit den Kantschikes, die Jüngel schrieen in einem fort: Na, Gewalt! Die zwei kleinen Kinder des Rebbe wären schier vor Weinen geborsten. Meine Mutter ließ mich in diesem Elend zurück und ging davon, aber kaum war die Mutter hinausgegangen, so trat der Rebbe hinterm Tisch hervor, und winkte mir mit dem Kantschick zu unter folgenden Worten: „Siehst du den Kantschick? Mit solch einem Kantschick schmeißt (schlägt) man solche Jüngel, die nicht lernen wollen.“ Und sobald er das ausgeredet hatte, langte er einem Jüngel eins mit dem Kantschick an den Kopf, um mir zu weisen, was der Kantschick bedeute. Mit dieser Rede führte er mich zum Tisch, öffnete ein Buch und frug mich: „Könnst du eppes lernen? N N Nein, antwortete ich mit Stottern und brach in Weinen aus. — „Scha, scha! Wein' nicht, mein Kind!“ Damit kniff er mich in die Backe. Da weinte ich noch mehr, denn er hat mir fast ein Stück Fleisch vor lauter Liebe herausgerissen. Er setzt mich dann auf sein Knie und unterweist mich im Aleph Beth. Aber während er mich Aleph lehrte, vergaß ich das Beth, und während er mich Beth lehrte, vergaß ich

das Aleph. Endlich sah er ein, daß es mit mir schlecht gehen würde. Da fing er an, mir einzureden, daß wenn ich lernen wollte, so würde der Engel mir einen Groschen durch die Decke herunterwerfen. Wie ich dieß vernahm, so ging mirs ein, und so oft er nun mit dem Deutel (einem Holz mit dem man dem Anfänger die Buchstaben zeigt) ins Sidderl hineinwieß, so oft richtete ich den Kopf zur Decke hinauf, um zu sehen, ob nicht der Engel mit dem Groschen käme. Kurz er sah ein, daß es so mit mir nur noch ärger geworden war. Da fing er an mir zu drohen, daß, wenn ich nicht lernen würde, so würde man mich mit einer eisernen Ruthe schlagen, und die bösen Geister (die Engel des Verderbens wörtlich) würden mich hinter die finstere Lade (finstere Berge*) schleppen. Sehet ihr, lieben Leser, als ich das vernahm, so ist mir die Muttermilch im Leibe geronnen. Ich hatte schon angefangen, ins Sidderl hineinzugucken, aber die bösen Geister und die eisernen Ruthen, womit er gedroht, hatten mir einen solchen Schrecken eingejagt, daß ich in jedem Aleph einen bösen Geist und in jedem Beth eine eiserne Ruthe zu sehen glaubte, bis ich auf einmal in ein solches Geheul ausbrach, daß man mich nach Haus führen mußte. Bei Nacht im Schlafe däuchte mir immer, als wenn böse Geister mit eisernen Ruthen mir drohten und mit ihren Augen auf mich klotzten und schrieen: Sag Aleph, sag Beth!

Ich weiß, daß wenn ein polnischer Jud oder eine Jüdin dieß lesen werden, so werden sie lachen über solche Narrheit und meinen, ich wolle nur eine „Maase“ (Geschichtlein) erzählen, als meinte ich nicht sie selber! — — Aber ich weiß in der That, daß so wie ich damals erschrocken bin vor den bösen Geistern mit den eisernen Ruthen, so haben noch heute alle polnischen Juden vor den bösen Geistern Furcht, wie vor dem Tode, und bedenken gar nicht, daß sie dies aus der Kinderschul' her haben**)! Sie haben kein Mitleid mit

---

*) ins Reich der Finsterniß.

**) Der Dämonenglaube dient als Erziehungsmittel.

ihren eigenen kleinen Kindern, so daß sie diese auf bessere Art erziehen ließen. So müssen diese ihr Leben in Angst und Schrecken verzehren. Nun, ich bitt euch, wie sollen sie mit ihren Kindern Mitleid haben, da sie doch selbst an diese bösen Geister glauben, wie an einen „guten Jüden“ (einen Heiligen)! Kommt es denn nicht oft in Polen vor, daß ein neckischer Geist in einem Keller sein Wesen treibt? Kommt es denn nicht sehr oft vor, daß man von „Todten in den Schulen“ spricht? Läuft man denn nicht zu dem „guten Jüden“ in einer kleinen Stadt, wenn Einer meint, er sei mit einem bösen Geist behaftet, und verwahren sie sich nicht gegen den bösen Geist, ehe die Kinder geboren werden, indem sie Tarpeke*) nehmen um das Schir Hamaaloth**) anzukleben, welches an die Fenster und Thüren befestigt wird. Eben darum schlagen sie auch Schemiroth (Verwahrungsmittel, Amulete) in Kammer und Keller an, damit der Asmodai mit seiner Legion von bösen Geistern über das Haus keine Gewalt habe. Und je mehr sie sich verwahren, desto mehr fürchten sie sich. Mit solcher Quälerei verbittern sie sich selbst das Leben und verfluchen die Tage und Jahre, zu denen sie geboren worden sind. Sie wollen sich zwar selbst schmeicheln, als existirten keine Geister auf der Welt, aber dennoch führen sie ihre Kinder auf demselben Wege, den ihre närrischen Väter sie geführt haben. Und was ist denn Alles, wenn man die Sache genau betrachtet? Nichts als ein Betrug. Hat man doch niemals einen Säugling in einen Dämon verwandelt gefunden, niemals einen Spuckgeist im Keller ertappt; so hat man auch niemals die Todten in den Schulen wirklich beten hören. — Und wenn der Kwares-Jude (Todtengräber) den Todten ihre Kleider abzieht, stiehlt er denn auch das Schir Hamaaloth aus der Stube der Wöchnerin und ver-

*) Name eines aus verschiedenen Bestandtheilen bestehenden Klebestoffs, mit dem sich Aberglaube verbindet.

**) der 128. Psalm, der auf Papier geschrieben und in der Wochenstube zur Verhütung des Eindringens böser Geister an jeder Oeffnung angebracht wird. Dieß Alles nur bis zur Beschneidung.

birgts in seiner Tasche*)? Sehet an! Eine Mesusa (Pfosteninschrift) an der Thüre zu haben, ist billig, damit wir gedenken, daß wir einen Gott haben, der uns aus Egyptenland geführt hat und uns auch jetzt aus allen Zores (Bedrängnissen) errettet, außer Ihm aber sollen wir uns vor Keinem fürchten, weil man sich in der That vor Niemand sonst zu fürchten Ursache hat. Sagt mir, was thut des Rabbiners Gabbai (Secretär), wenn er sich mit einem Abergläubischen einen Scherz erlaubt und ihn bei Nacht in einen Abtritt führt, um ihn zu ängstigen, als sei das ein Ort der bösen Geister? Dort ist doch gewiß nichts besonderes vorhanden, weder eine Mesusa, noch ein Schir Hamaaloth, noch ein Amulet, und es widerfährt dem Abergläubischen doch nichts. Was thut denn auch der Rebbe selbst, wenn man ihn vor den Polizeimeister oder Sztanowhoj (Amtsrichter) ruft? Dort ist doch auch weder Mesusa noch irgend etwas Anderes. Fürchtet er sich denn auch da vor dem Sched (Dämonen)? Bewahre! Mich däucht, daß er dort vor ganz etwas Anderem sich fürchtet.

Doch was soll man weiter reden? Soll man Bücher schreiben über den Fanatismus polnischer Juden? Schreien die jüdischen Zeitungen nicht genug über die närrischen jüdischen Einbildungen? Dennoch meint das polnische Jüdel wenn es das liest, man erzähle ihm nur eine Maaße, lacht darüber und bedenkt in dem Augenblick gar nicht, daß alle diese Narrheiten in ihm selber liegen, ja noch mehr derselben, als man beschreiben kann, und wenn man ein wenig darauf zu reden kommt, so denkt es bei sich: Gewiß hat das Büchlein recht in dem was es schreibt über dies und das. Gewiß hat der Kol Mebhasser**) recht in dem was er schreibt so und so. Aber — auf ihn selbst fällt auch nicht ein Haar herab... Ich weiß so sicher, als ich lebe, daß wenn der Jude diese Beschreibung lesen wird, so

*) D. h. wenn er glaubte, die Schutzmittel in den Stuben der Wöchnerinen hätten irgend welchen Werth, so würde er sie gewiß wegnehmen, da er selbst den Todten ihre Kleider auszieht.

**) Name einer reformerischen Zeitschrift in Odessa.

wird er oftmals sagen: „Das polnische Jüngel" hat Recht um und um, als ob man ihn nicht selber meinte. Ich sage euch, daß ich diese Geschichte gar nicht schreibe, bloß um eine Geschichte zu erzählen, ich meine vielmehr, ich werde vielleicht einen polnischen Juden dazu bewegen, daß er seine jüdischen Thorheiten ablegen und ein Mensch werden soll, nämlich „was ein Mensch heißt". In dem einen polnischen Jüngel meine ich jeden, der sich getroffen fühlen will, und wenn vielleicht auch die Väter sich nicht mehr ändern, so lassen sie doch ihre Kinder die Welt nicht verwüsten (werden sie doch die Kinder besser erziehen).

Doch was soll ich davon noch weiter handeln? Ich bin schon zu weit abgekommen, ich will lieber wieder zu meinem Kinderlehrer zurückkommen. Ich habe mich in kurzer Zeit an die Schule gewöhnt; vor den bösen Geistern hatte ich nicht all zu große Furcht; warum? ich habe schon von Kindheit auf so viele Geschichten von bösen Geistern und Engeln angehört. Der Eine hat erzählt, daß sein Vater hat „Schrötelchen" im Keller aufgefangen und man hat ihm herabgerissen das Kapelusele (des Urgroßvaters Cylinderhut), und das hat ihm vielleicht gebracht viele tausend und tausend und zehn und zwanzig Rubel. Der Andere hat gar erzählt, daß sein Vater alle Nacht in den Himmel hinaufgeht und mit den Engeln Thora lernt. Der Dritte sagt, seine Großmutter sei um Mitternacht in die Weiberschule beten gegangen und habe durch das Gitter eine Todtenhand hereinlangen sehen mit einem schwarzen Lichte, und tausend andre solche Geschichten mit Liedchen: Abinu melech; Ziegele, Miegele; Eigene, die Beigene; Phi, Phi, Phi Feigele; Berile, Berile, komm und laß dich lausen! Kurz es ist gar nicht schwer gewesen im Cheder. Nur der Belfer (Gehülfe des Lehrers), der ist mir auf Schritt und Tritt nachgegangen. Vor ihm hatte ich keinen Augenblick Ruhe. Beim Lernen hat er mich gepeitscht; ich mußte vor ihm sitzen das Hemdchen hinaufgeschürzt, damit er mich immer gleich peitschen könne; wenn ich etwas Warmes von der Mutter mit be=

kommen, so hat er es mir weggenascht, habe ich es dann meiner Mutter gesagt, so hat er mich schier umgebracht, und habe ich nichts davon gesagt, so habe ich nichts zu essen gehabt. — —

Ihr müßt wissen, daß man mit meinem Belfer nichts hat ausrichten können, warum, er ist mit großer Gewalt ein Belfer geworden. Wie er noch 12 Jahre alt war, hat er einen Handel gehabt mit getödteten Fliegen und hat sie an die Fischer um ein Laibchen Brot verkauft. Einige Zeit darnach hat er eine Stelle im Bad bekommen, da hat er die Kleider gehütet und ins Bad herein geklingelt. Indeß wurde er intim mit der obersten Baderin und sie hat ihn bekannt gemacht mit den Untertaucherinnen und den Dienerinnen der Weiberschulen. Diese haben ein Bischen ausgeplaudert; er hat schon viele Sachen in der Stadt gewußt, z. B. wenn Rebbe Chajim Jekeles gibt Honigkuchen und Branntwein; wenn der Rabbiner das Bad für rein erklären wird, welche Frau in der Stadt eine Näscherin ist und noch andere interessante Dinge. Dazu hat er einige hebräische Worte gelernt: Er hat schon können sagen: A Poor Tefillin, oine soine rav*), scheleg wekitor**), oker weschoresch sein***), milech ha olim†). Zuletzt ist er ein Stadtdiener geworden. Wenn der Schächter am Versöhnungs-Vorabend ging um die Hähne zu schlachten, trug er ihm die Laterne nach; nur die Gelder hat man ihm nicht anvertraut. Am Pfingstabend pflegte er Laub in die Schule zu tragen; wenn eine Trauerbotschaft zu melden war, hat man ihn geschickt, sie auszurichten. Zu den Todtkranken pflegte er den „Maabar Jabbok††)“ zu tragen. Indeß man drin im Hause jammerte

*) Falsche Aussprache für בַּעֲוֹנוֹתֵינוּ הָרַבִּים

**) Statt שֶׁקֶר וְכָזָב

***) Statt חוֹקֵר וְדוֹרֵשׁ

†) Statt מֶלֶךְ הָעוֹלָם (Alles sprach er falsch aus).

††) Der Maabar Jabbok ist ein jüdisches Gebetbuch, aus welchem dem Todtkranken Gebete vorgelesen werden, z. B. die große Beichte, die er vor dem Ende ablegen muß.

und klagte, konnte er irgend etwas an sich nehmen, einen Löffel, ein Pfännchen, einen Mörser, aber immer etwas, das einer anderen Frau fehlte, die es von ihm kaufen wollte, und somit hat er sich gar nicht bemüht mit Herumtragen. Warum? In der Stadt ist gewesen eine Almosensammlerin, die war ein Kochlöffel (Klätscherin) unter den Frauen. In die Schule pflegte sie zu kommen mit dem dicksten Korben-Mincha Siddur (ein Gebetbuch), und sie gab vor, sie habe Arzeneien von Gan Eden (Paradies). Also zu dieser pflegt er alle die Sachen zu bringen, und sie hat sie aufgehoben, wie einen Edelstein. Es hat ihr das nicht viel gekostet, warum, mein Belfer hat das Eingemachte sehr gern gegessen und sie hat alle Arten Eingemachtes gehabt, was sie sonst für die Kranken im Hospital erbettelte und dann für sich behielt. Na, na, damit ist sie mit ihm abgekommen. Oft pflegte sie für ihn ein gutes Wort zu sagen: „Ein grober Bruder ist er, aber er ist eine koschere Behema (ein reines Vieh, ein rechtschaffener, verläßiger Mann). Das that sie so lang und so breit, bis sie ihn zu Nachman Trosk als Belfer gebracht hatte, und alle Weiber mußten Amen sagen. —

Ich habe mich gewiß mit dem Aleph und Beth gegen ein halbes Jahr abgemüht, und hab's doch nicht gekonnt. Warum? Ihr müßt wissen, daß mein Lehrer beim Vater kein Schulgeld bekommen hat, denn das bedungene Schulgeld hat ihm der Vater immer von den Maamadoth*)-Geld für den Rabbi abgerechnet. Uebrigens, was hat mein Rebbe Schulgeld bedurft? Einen Trunk Branntwein hat er jedesmal in der Schule bekommen. Ihr wißt, wie die Schneiderzunft keinen Tag ohne Händel vorübergehen lassen kann, so gehen die Chasidim nicht aus ihrer Schule ohne ein Gelage. Und was ist da zu verwundern, ich bitte euch, da alle Tage ein anderer Feiertag bei ihnen ist? Heut hat die Frau von dem Rebbe einen kleinen Jungen bekommen, morgen ist der Rebbe geworden Maggid über

*) S. die Anmerkung S. 55.

Branitzki's Schlüssel*), plötzlich hat man den Rebbe in den Thurm herein genommen, da muß man doch ein wenig Branntwein nehmen, man will ja nicht in Kleinmuth fallen. Dann wieder hat man ihn wieder herausgelassen, da schickt sich doch ein Trunk Branntwein! Dort ist Rebbe's Joßele ein Choßen (Bräutigam) geworden, oder dort hat der Rebbe die und die Schule verstört**). Dann gibt es Jahrzeiten (Gedenktage der Todten) in der Synagoge ohne Ende, warum? Viele Kranken, die vielleicht heute noch leben könnten, weil sie zum Rebbe fahren um Rath, haben sie bald die Refue (Arznei) — nämlich um so schneller sterben sie.

Der Rebbe ist daran zwar nicht schuldig, nur daß er, wenn man ihm den Zettel bringt, worauf der Name des Kranken und seiner Mutter steht (damit er Fürbitte thue), da seufzt, mit den Augen klotzt und die Stirne faltet. Damit will er für jeden Fall sich vorsehen; wird der Kranke genesen, so soll es scheinen, als hätte er mit seinem Seufzen den Kranken aus der Hand des Todesengels gerissen; stirbt aber der Kranke, so rechtfertigt er sich durch das Klotzen der Augen und Falten der Stirne, als habe er vorausgewußt, daß der Kranke sterben würde, es aber aus Mitleid nicht sagen wollen. Wenn aber der Bote mit dem Zettel und der Antwort zum Kranken zurückkehrt und erzählt ihm, wie der Rebbe mit den Augen geklotzt und seine Stirne gefaltet habe, so überfällt den Kranken solche Furcht, daß sich seine Krankheit verschlimmert und er stirbt. Indeß mag es gehen wie es will, mein Lehrer bekam immer bei solchen Gelegenheiten seinen Branntwein.

Auch an Essen fehlt es ihm nicht, warum? Es macht sich doch in einem solchen Städtchen immer eine Kirmes. Heute z. B. ist eine Mahlzeit für arme Leute bei Rebbe Jakob David Mirkisch, morgen ist eine Mahlzeit für verschämte Arme bei Rebbe Schimeon Schtischke=

*) Er hat den Dieben gesagt, wie sie zu Branitzki's Schlüsseln kommen und ihn ausrauben können.

**) einen Concurrenten lahm gelegt.

witzer, und mein Rebbe benutzte beide Gelegenheiten, da er sich einmal als einen Armen betrachtet, dann wieder als einen „Klausner“ (der in der Schule sitzt und für die Anderen Thora lernt, dafür aber von ihnen unterhalten werden muß). Gab es dann einen Tag, an dem keine solche Mahlzeit stattfand, so hatte er dann an dem Orte irgend einen anderen Verdienst, wie z. B. Thillim sagen für einen Kranken*). Ist er aber einer von den Thillimsagern gewesen, so versteht es sich von selbst, daß er, wenn der Kranke stirbt, auch an seiner Leiche Theil nehmen darf, wofür er noch reichlicher belohnt wird, da er seine Seele in den Himmel hinaufbeten muß. Außerdem hatte er noch tausende von kleinen Verdiensten, so z. B. im Monat Nisan (wo die jüdischen Ostertage fallen) pflegte er in den Häusern kleine Stückchen vom vorjährigen Mazzen herumzutragen, als sicheres Mittel gegen Diebe; im Monat Elul (dem letzten Monat des jüdischen Jahres) mußte er die Grabinschriften auf dem Todtenhof lesen und für die Angehörigen der darunter Begrabenen einige Segenssprüche sprechen, indem er den Namen des Todten einschaltet, der für die genannten Angehörigen im Himmel Fürbitte thun soll; vor Hoschana rabah (der 8te Tag vom Laubhüttenfeste an) war er der erste Händler mit Weidenruthen für die sogenannten jüdischen Hoschanes**), übrigens ging er die ganze Zeit des Laubhüttenfestes über mit dem Etrog***) in den Häusern herum; zur Chanukahzeit (Tempelweihe) pflegte er mit seinem Belfer Schutfes (Compagniegeschäft) zu machen in Drehdlich (kleine Bleikegelchen, mit einigen Buchstaben darauf, mit

*) Die jüdische Sitte ist, daß ein reicher Kranker für sich einige ausgewählte Psalmen, z. B. Psalm 20. 32. u. a., durch Arme hersagen läßt, wofür er sie reichlich belohnt. Dieses Aufsagen von Psalmen soll ihm Genesung schaffen.

**) An diesem Tage schreien die Juden unzählige Male Hoschanah, (Hilf HErr!), wobei sie mit drei Ruthen an einen festen Ort hinschlagen, und die Blätter der Weidenruthe abschlagen.

***) ein Paradiesapfel, bei dem immer der Lulab, (ein junger Palmenzweig) dabei ist.

denen man um diese Zeit spielt). Dazu pflegt er ein wenig zu kuppeln, ein wenig mit den Kindern zu lernen, und dann wieder ein wenig das ganze Jahr Mischnajoth zu lernen und Kaddisch (Todtengebet) zu sagen für Leute, die keine Söhne hinterlassen haben. Zu dem allen aber pflegt er nach verstohlener Weise Schnupftabak zu machen, von denen er in der Schule die Büchse für einen Kopeken verkaufte. Und wenn er zuweilen erfuhr, daß ein Revisor komme, so pflegte er den Kindern die Tabake mitzugeben, sie aufzuheben, bis der Revisor wieder weg war. Sonst pflegte er sich um Frau und Kinder sehr wenig zu bekümmern, einmal weil ein Chasid wie lang bekannt sich um sein Weib und Kind überhaupt soviel kümmert, als um den vorjährigen Schnee. Dann aber hat mein Rebbe seine Frau noch ganz besonders gehaßt, und zwar aus folgenden Gründen: Mein Rebbe war früher längere Jahre Belfer, man nannte ihn nur Nachman (nicht Trosk); sein Melammed hatte ein erwachsenes Mädchen von etwa 16—17 Jahren, häßlich war sie, — — daß man sich vor ihr fürchten konnte. Der Belfer aber kehrte sich nicht daran; er hat sich mit der Schifre (so hieß das Mädchen) vergangen. Dann aber redete er sie so an: Ihr wohnt in der Nachbarschaft von dem Dajan (Richter, der Rabbiner, der die juristischen Angelegenheiten zu besorgen hat); sollte der Vater gewahr werden, wie es mit dir steht, so sprichst du, daß es von dem Dajan herkäme. Da aber der Dajan ein Wittwer ist, so wird er gezwungen werden, dich zu ehelichen. So geschah es. Der Melammed vernahm nun die Botschaft, und das Mädchen sagte, wie es ihr der Belfer in den Mund gelegt hatte. Da ging der Melammed im Zorn heimlich zum Dajan, und begann ihn nach jüdischer Art zu schimpfen, er überschüttete ihn mit einer Fluth von Beschimpfungen. Der arme Dajan wußte nicht, was er sagen sollte. Da ergriff er den Melammed bei der Hand und sprach: Höre mich doch, Schalom, ich schwöre dir bei meinem Bart und meinen Peoth*),

*) Die Löckchen die ins Gesicht hereinhängen.

daß ich davon rein bin. Aber du befindest dich in einer sehr betrübten Lage, und weil mir dies leid thut, so höre meinen Rath. Ich rathe dir, anstatt „leutische Gelächter“ zu machen (dich lächerlich zu machen) und dir und mir das Gesicht zu schwärzen (uns beiden Schande zu machen), da doch deine Tochter so wie so eine Mufkeret (Hure) heißen würde, so folge mir und schick' im Stillen einen Kuppler zum Belfer, daß er deine Tochter nehme. So wirst du befreit von den Nachreden der Leute und er wird müssen dein Eidam sein, doch will ich auf Mittel und Wege sinnen, daß er, wenn du ihn wieder los sein willst, sie wieder scheiden muß*). Der Melammed folgte diesem Rath und bekam bald darauf den Belfer zum Schwiegersohn. Es dauerte nicht lange, so starb der Melammed, und Nachman bekam seine Stelle. Da sich aber das Städtchen mit dem neuen Melammed nicht zufrieden gab, so sattelte er um, und wurde ein Chasid. Dies ist das beste Mittel, eine Partei für sich zu gewinnen und zugleich für seine ehedem begangenen Uebertretungen Versöhnung zu erlangen, und obendrein bekommt man noch den Namen eines ehrlichen Juden. Jedoch blieb ihm der Name Trosk und darum haßte er seine Rebbezen (Frau) bis zum heutigen Tage.

Doch um zur Erzählung zurückzukehren, im nächsten Halbjahre fing ich an, Accente und Punktation zu lernen. Da hättet ihr sehen sollen, wie ich es getroffen habe, so wie z. B. der gute Jud es getroffen hat, als er meiner Mutter, zur Zeit da sie in der Hoffnung mit mir war, prophezeite, daß ich ein Mädchen sei. Ein Schewa im Anfang eines Wortes habe ich durchaus nicht fassen können. Nur mit großer Noth antwortete ich auf die Frage patach kuf? Kuf! Kurzum, das halbe Jahr ging vorüber und ich hatte die Punktation

---

*) Der Jude kann unter irgend einer Grundangabe der Frau den Scheidebrief geben, oft wird der Scheidebrief durch die Verwandten der Frau vom Manne auch durch Schläge oder Geldversprechungen erzwungen, namentlich wenn der Mann die Gefallene nur hatte heirathen müssen, um ihre Schande zuzudecken.

nicht gefaßt. Im dritten Halbjahre fing ich zum Glücke an, Chumasch (die fünf Bücher Mose) zu lernen. Es wäre zu weitläufig, all das Leid zu beschreiben, das ich da auszustehen hatte. Noch ehe ich den Chumasch angesehen, fing man schon an, mich damit zu quälen, ich solle einen Vortrag (Derusche) halten. Ein Junge war der Frager, der Zweite der Benscher (Segnende), jeden Tag wurde ich auf einen Tisch gestellt, die zwei Jüngelchen neben mich. Der Fragende drückte mich am Bart, der Benscher hieß mich den Kopf biegen und riß mich so lange am Kinn, bis mir am Halse ein Kropf herausquoll. Der Zweite dagegen beugte mir Hals und Nacken so lange, bis ich einen Buckel bekam. Und was hat er mich gefragt? Ich weiß es so wenig, als ihr. Er fragte mich z. B., welchen Bibelabschnitt hat man in der Synagoge gelesen und welchen wird man lesen; oder: Was heißt Korbones (קרבנות = Opfer)? Dann wieder wählte er ein Lied, in welchem ich die drei Worte Ki lekach nozarta (= denn dazu bist du geboren) bei dem Singen in die Länge zog wie das jüdische Exil. Gesichter habe ich damals geschnitten, wie die Bestscherer Gabaite (Frau des Almosensammlers); wenn sie Dochte in die Lampe thut (die für das Seelenheil der Verstorbenen angezündet werden), eine Zunge habe ich herausgehängt, so wie der Tiweriwer Schächter, wenn er das Schlachtmesser prüft und etwa sein Bedenken damit kund thut, ein paar Augen habe ich herausgeklozt, wie ein polnischer Mäkler, wenn er Geld zählt. Uebrigens schnitt ich im Ganzen ein Gesicht, wie ein litthauischer Jeschiwe-Bocher (Talmudstudent, auch Klausner genannt), wenn er ein christliches Mädchen sieht. Und um solcher Narrheiten willen wurde ich einen ganzen Monat lang gequält. Ich hatte keine Ruhe. Als dann der Sabbath gekommen war, an welchem ich meinen Vortrag (Derusche) halten sollte, zog mir die Mutter eine Mütze an von demselben weißen Stoffe gearbeitet, von dem sie mir, weil sie geglaubt, ich werde ein Mädchen sein, ein Häubchen hatte machen wollen. Da ich aber nun ein Junge war und sie doch das Zeug

nicht wegwerfen wollte, so machte sie daraus mir eine Predigtmütze. Mit dieser Mütze angethan führte sie mich zum guten Juden, damit er mich bensche (segne). Ihr mögt es hören, was für eine Strafe ich damals ganz umsonst für nichts und wieder nichts zu erleiden gehabt habe. Als die Mutter mich zum Rebbe hereingeführt, war es in der Stube so eng und ich wurde so gedrückt, daß mir der Leib weh' that. Die Mutter drängte sich aber durch und stellte mich vor ihn. Um zur Besinnung zu kommen, schwieg ich einen Augenblick. Der Rebbe kniff mich in die Backen und richtete die Frage an mich: Was willst du mein Kind? Ich antwortete ganz einfach: Rebbe, ich will araus (das heißt: ich habe ein Bedürfniß!)..... Ich besann mich aber dann und sagte: „Weiß ich eppes Chochmes?", mich zu entschuldigen, denn ich hätte es in der Schule nicht besser gelernt. Nun hättet ihr einmal sehen sollen, wie viel Schläge ich von der Mutter bekam. Seitdem wollte ich nie wieder vor ihr sagen: Ich muß araus, denn ich fürchtete, die Mutter würde mich schlagen. Da könnt ihr denken, in welche Leiden ich von da an unschuldiger Weise gerieth, da ich mich nicht mehr zu äußern wagte. Kurz, der Sabbath kam, an dem ich meinen Vortrag halten sollte. Wir hatten kaum die Sabbathmahlzeit verzehrt, so kam der Rebbe mit der anderen Schuljugend, außerdem kamen noch einige Bürger zusammen und andere neugierige Gaffer, die ungebeten kommen und ohne Regen wachsen. Alle setzen sich um den Tisch, die Mutter mit den Weibern mitten in der Stube. Da kroch ich denn nun auf den Tisch hinauf, fiel aber auch gleich darauf wieder herunter, so daß ich schier die Zähne eingeschlagen habe. Ich kann mich noch wohl erinnern, was der „gute Jüd" (der Rebbe) für eine Bemerkung auf meinen F a l l hin gemacht hat. Er wandte den Spruch darauf an: „Ich bin gefallen und werde nicht wieder aufstehen." „„Das Wort Kum, sagte er, da meint man die Thora — wie die Schrift sagt: „die um die Thora zu lernen früh aufstehen, d. h. sie fliehen zu der Thora"", und darum bin ich gefallen, meinte der Rebbe, weil ich n i c h t zur Thora geflohen

bin, d. h. sie nicht genug gepflegt habe. Ferner wandte er das Wort darauf an: Beschochbecha ubekumcha = wenn du dich legst und wenn du aufstehst, d. h. nachdem du gefallen bist und liegst auf der Erde, (d. h. deine Strafe empfangen hast), so wirst du würdig sein zu lernen die Thora. — — Ich hätte gewünscht, der gute Jüd wäre lieber selber heruntergefallen, dann hätte ich diese Schriftstelle anders gedeutet. Ich hätte gesagt: „Ich bin gefallen und kann nicht wieder aufstehen“ heißt zu Deutsch: „Ich bin darum gefallen, weil ich die Thora nicht kann“; oder: „Ich bin einem Melammed in die Hände gefallen, der mich hin und her stößt und lehrt mich etwas, was er selbst nicht kann, so wie die Schrift sagt: Ich bin gestoßen worden, daß ich fallen soll Psalm 118, d. h. du hast mich genöthigt zur Thora, oder wie die Gemara sagt: Der Berg hat sich über ihn gewölbt wie ein Kuppeldach. Ferner ist an ihm die Schriftstelle in Erfüllung gegangen: „Warum ist dein Angesicht herabgefallen?“ d. h. warum hat dein Thora lernen so ein schlechtes Ponim, schlechte Art?“ — Doch bin leider ich gefallen, und nicht er! Es ist aber geschehen!*) —

Endlich trat mein Frager und mein Benscher hinauf. Der Eine riß mich und der Andere beugte mich; so fragte der Eine, während der Andere mich segnete. Da stand ich und staunte, was um und mit mir geschah. Die Mutter und die Weiber weinten so sehr vor Freude, als wenn ich in den sämmtlichen Schulen gepredigt hätte, wahrscheinlich weil ich jetzt große Weisheit aufgetischt habe [?]. Der Sabbath sammt der Predigt ging endlich vorüber wie eine schwarze Wolke, indeß hatte ich neue Predigten von meinen neuen Chumaschcollegen erlernt. Z. B. einen Fluch ausstoßen, der etwa lautet: Ein böser Geist fahre in deines Vaters Vaters Vater! Ebenso die Mutter zu schelten mit den Worten: Ein böser Geist soll fahren in deiner

*) Der Verfasser geißelt hier die läppische Art der Schriftanwendung, die aus zufälligem Gleichklang der Worte einen mystischen Zusammenhang erschließt, wie dieß besonders bei den Chasidim im Schwang geht.

Mutter Mutter Mutter. Derjenige, der es mehrere Male hinter einander sagen konnte, der galt für einen tüchtigen Jungen! — Ich lernte einen alten Bettler mit Steinen werfen, — eine Maus fangen und am Lichte langsam verbrennen lassen, von Puppen Braut und Bräutigam machen, kleine Vögelchen auffangen, (die bei den polnischen Kindern die Pferde unseres Meisters Mose heißen, auf denen er geritten haben soll). Zu alle dem bin ich auch geworden ein Zauberer und ein neckischer Dämon, ich lernte die Augen des Todesengels nachahmen, ferner eine Ofengabel machen, die der Plage-engel dem Gottlosen nach dem Tode von hinten in den Leib steckt, ihn zu quälen, und welche halb von Feuer und halb von Eis ist. Ich lernte ferner die Stimme des Todten nachahmen, der da schreit, während man ihn vom Bett aufs Stroh legt. Diese Stimme soll von einem Ende der Welt bis zum andern gehört werden, aber Menschen vermögen es nicht zu hören, sondern nur ein schwarzer Kapphahn und ein verrücktes Kälbchen. Ich hörte von der papiernen Brücke und den Schrotkörnern im Keller (mit denen die Spuckgeister im Keller die Leute werfen). Ich lernte auch Mittel gegen böse Geister und Zauberer. Das erste Mittel ist, daß man stets den Daumen und den kleinen Finger zusammenlege, und wenn man einen Goj oder eine Goje sieht, so spreche man: Orine borine dembine korine weizene Kleien gleich auf'm Bet hachajim, d. h. packe dich sofort auf den Todtenhof. Hilft's aber nicht, so soll man sofort einen Schrei ausstoßen mit den Worten „Schma Israel!" und dreimal das rechte Auge mit der linken Peah (Haarlocke) auswischen und bei jedem Wisch ausspeien und sprechen: „Pfui, fort mit!" — Wer weiß, ob der Zauberer nicht längst aus mir eine Dohle oder einen Nudeltopf gemacht hätte, hätte ich diese Mittel nicht gewußt. Ich erinnere mich eines Tages, daß die Jungen zu mir sagten: Wenn du uns die zinnernen Knöpfe von deinen Hosen geben wirst, so wollen wir dir ein „Schrötchen" zeigen. Sofort biß ich mit den Zähnen alle Knöpfe von den Hosen ab und gab sie ihnen. Plötzlich erblickte ich

etwas wie eine schwarze Katze mit einer Mütze auf dem Kopf und alle Jüngels fingen an zu schreien Schrötle, Schrötle*). Ich freute mich des Anblicks und meinte, nun hätte ich doch auch ein Wunder gesehen. Erst später erfuhr ich, daß sie mich mit einer ganz gewöhnlichen schwarzen Katze betrogen hatten, was mich gewaltig verdroß. — Aber was soll man sich über so etwas ärgern. Kleine Kinder narren ist keine große Kunst, werden doch heute viel ältere Leute genarrt, z. B. man redet den Leuten für einen Rubel Silber ein, daß Abraham, Isaak und Jakob mit dem Rebben bei der Mahlzeit am Schlusse des Sabbathtages tanzen, und daß Sara, Rifka, Rahel und Leah mit Würfeln spielen, obwohl der Fromme sich nach allen Seiten umsieht und Niemand erblickt, als die bekannten Gesichter. Was hilft es aber. Der Rabbiner schreit in einem fort: Willkommen Rabbi Abraham, setzt euch! Willkommen Sara! Was macht ihr, guter Rabbi Isaak? Warum steht ihr Leah? — Nun, der Fromme muß noch den Wagen nachschieben als Ehrenbezeugung für den Rabbinen, der diese Leute aus dem Todtenreiche hercitirt. Da sagt denn selber, liebe Leser, sind denn die Leute nicht viel närrischer, als ich? Ich hätte doch wenigstens eine schwarze Katze mit einem Käppchen für meine zinnernen Knöpfe gesehen, aber was sehen die für ihren Rubel? Ich weiß, daß meine Erzählungen so viel helfen werden, wie eine Erbse an der Wand (die da nicht wachsen kann), hilft denn das Disputiren mit 689,000 polnischen Almosensammlerinnen und 18 Schock Schwätzerinnen? Sie allein thun alles Böse und sind die Leute, in denen alles Böse zusammen steckt**).

---

*) Wenn man ein Schrötchen findet, womit wie oben gesagt, die Dämonen im Keller die Leute werfen, so ist nach dem jüdischen Aberglauben dem Inhaber desselben die Möglichkeit gegeben, irgend etwas Uebernatürliches zu thun. Hier hat der Inhaber des Schrötchens angeblich eine schwarze Katze daraus gemacht ꝛc.

**) Es ist eine richtige Bemerkung, daß die polnisch-russischen Jüdinnen die hauptsächlichen Hüterinnen des Aberglaubens, wie auch der fanatischen

Wenn etwas Besonderes kommt, so laufen sie zu dem guten Jüden und reißen die Gräber ihrer Vorfahren mit ihrem Geschrei auf, damit sie ihnen zu ihren Wundern (durch ihre Fürbitten) helfen sollen.

Ich denke, die „guten Jüden" sollten selbst bedenken, mit welchen Leuten sie es zu thun haben; mit einer Kraintsche, die eine Almosensammlerin ist, mit Feigele, der Vorleserin in der Weiberschule, mit Sissel der Frömmlerin, mit Breindel, der Besprecherin, mit Wittje, der Läuferin, und mit tausenden von Herumstreicherinnen, denen man einreden kann, daß im Himmel droben Messe gehalten wird, und sie halten es für lautere heilige Wahrheit. Gewiß, wenn die Rabbinen dieß alles überlegten, sie würden ihr miserables Stück Brod wegwerfen. Aber ich glaube, daß sie sich dessen bewußt sind, aber sie können nicht davon lassen. Es ist verloren mit ihnen, denn ein „guter Jüd" ist in der Hand seines Secretärs, der alle seine Geheimnisse weiß und ihn im Sacke hat. Vielmehr aber noch sind sie in der Hand ihrer Frauen, denn die Rebbezin spricht: „Du Mann, arbeite, schinde dich, betrüge die Welt, tritt in Verbindung mit den Verbrechern, mühe dich ab und unterrede dich mit tausend Kupplerinnen, nur sorge dafür, daß ich viel Zierrath, Kleider, Dienstmägde und Stuben habe. — Und in der That, hat sie nicht Ursache genug übermüthig zu werden? Denn wenn man freilich ein armes Mädchen nimmt, die in allen weiblichen Arbeiten ungeschickt ist, aber aus guter Familie stammt, z. B. ein wirkliches Geschwisterkind von Rebbe Schimze, und ihr brillantene Strumpfbänder, Schuhe mit Perlen gestickt anzieht, mit einem köstlichen Mantel sie bekleidet und noch mit tausenderlei kostbaren Sachen schmückt, so kommt es zuletzt dahin, daß sie wie z. B. die Frau vom

Feindschaft gegen das Christenthum sind. Die Almoseneinsammlerinnen und „Schwätzerinnen" auch aus Eigennutz, weil sie vom Aberglauben, für den sie Schutzmittel wissen, Nutzen ziehen, oder aus eigenem finsterem Aberglauben, indem sie gerade die Vermittlerinnen für die Abergläubischen machen, die beim „guten Jüden" Hilfe suchen.

Rabbi M., einen gewissen Aaron Buck, der ihren Plänen entgegen ist, ins Staatsgefängniß werfen läßt, und wenn es ihr auch 15000 Rubel, womit sie die Beamten besticht, kosten sollte. So geht es auf der Welt zu. Junge Leute nehmen das Letzte von ihrem bischen Vermögen, das sie bei ihrer Verheirathung bekommen haben und bringen es dem „guten Jüden". Der Eidam stiehlt bei dem Weibe die Perlen und läuft damit zum Rabbinen. Ein dritter borgt Gelder bei Wittwen und Waisen und schickt sie als Loskaufgelder zum Rabbinen*), bis er Bankrutt macht.

Dort liegt bei einem Schuhmacher die Frau krank. Da nimmt er den letzten Rubel, den er hat, mit dem er die Frau vielleicht noch hätte retten können und schickt ihn dem Rabbinen. Dieser seufzt dafür und krächzt so lange, bis der Frau die arme Seele ausgeht. Summa: Man erlaubt sich alle Ungerechtigkeiten, um nur dem Rabbiner Geld und wieder Geld zu schaffen!....

Ich schwör euch bei meinem Glauben (ihr erkennt mich doch nicht einen Lügner) daß ich alles, was ich vorhin berichtet habe, mit meinen eigenen Augen gesehen habe. Doch noch ein Beispiel. Vor etwa 2 oder 3 Jahren ist der Tsch....er Rabbiner in unserem Städtchen gewesen; er brachte daselbst etwa zwei Wochen zu, und nahm Geld von Todten und Lebendigen. Niemand wußte, wie viel er zusammengescharrt hatte. Erst beim Wegfahren, als er schon an der Grenze der Stadt war und das Publikum ihm nachlief, da ließ er plötzlich halten, steckte den Kopf aus der Kalesche heraus und rief: Wer mir 15 Rubel geben wird, dem verspreche ich Kinder, Gesundheit und Nahrung! — Da stand ein armer Hutmacher dabei, der war nicht faul, lief ins Städtchen hinein und verkaufte alle seine Hüte fast umsonst, nur um die 15 Rubel zusammenzubringen. Athemlos kam er und brachte das Geld. Das Publikum beneidete den Hutmacher. Man meinte nämlich: Wer weiß, für welch ein gutes

*) für Gebete, durch die ihn der Rabbiner aus dem Tode herausgebetet hat, dem er verfallen war.

Werk der Rabbiner die 15 Rubel gefordert hat. Nun aber, als der Rabbiner das Geld in seine Hände bekam, rief er laut aus: Adje! liebe Juden, ich habe jetzt die Summe von 3000 Rubel voll! — Mit dieser Rede fuhr er weg.

Gefällt's euch etwa, wie ich von meiner Erzählung abgekommen bin? Von Schrötchen auf die guten Jüden. Aber das habe ich nicht gewollt, vielmehr wollte ich von meinem Chumeschlernen erzählen. Ach ja, so hört doch weiter. Chumesch hat mein Rebbe gelehrt, wie man sich's auf der Welt nicht besser wünschen kann, so leicht, so kurz, daß es Einem förmlich wohl thut. Z. B. Er hat einen Vers aus dem Hebräischen ins Deutsche folgendermaßen übertragen: Ischah (= ein Weib) hat er übersetzt: ein Jsche; Ki titma (= wenn sie wird unrein werden), hat er übersetzt as sie werd tome werden, wetakriw (= und sie wird darbringen) übersetzt er: un sie werd makriv sein, Korban (= ein Opfer) a Korban, wehikrib (= er soll darbringen) übersetzt er: er soll makriv sein u. s. w.*). Zuweilen pflegt er das Wort אוהל מועד zu verdollmetschen: „das beteitening"!? — Sehr schwer zu fassen war mir der Spruch Lo jasim aleha schemen, (= er soll nicht Oel darauf thun). Diese Worte hat er folgendermaßen übersetzt: „er soll nit thun thun thun — areinthun kein Bumöl". — Das war die Art und Weise, wie er mit mir Chumesch zu lernen pflegte. Die Erklärung war nicht schlimmer gewesen! —... Doch die Zeit vergeht, ich bin indeß 5, 6 Jahre alt worden, da fing ich an, auf Mittel zu sinnen, wie ich der Schule entlaufen könne, und wohin ich laufen solle. Der beste Ort war das Bad. Die Chasidim pflegten mich zwar daran zu hindern, weil sie bis 12 Uhr Mittag selber drin blieben, um mit einander von Neuigkeiten zu sprechen. Aber ich kehrte mich wenig daran, denn mein eigener Rabbi saß auch bis 12 Uhr im Bad, und somit brauchte ich Vormittag überhaupt gar nicht in die

---

*) Das heißt der Lehrer gibt alle Begriffe auf Hebräisch wieder.

Schule zu gehen, nach 12 Uhr aber konnte ich mich im Bade verstecken. Eines Tages erinnere ich mich, als ich wie gewöhnlich im Bade mein Versteck aufsuchte, traf ich zwei ausgedorrte Chasidim, die saßen auf der obersten Schwitzbank, einer suchte in seinem kleinen Talles die dritte Plage von Egypten.... Ich versteckte mich schnell unter dem Kessel und lauschte auf ihre Rede. Wie ich horchte, da sagte der Eine zu dem Anderen. Wie man hört stehen große Kriege bevor —

Woher weißt du das?

Der Ismail (Sultan) will die französische Prinzessin zur Frau.

Nu, will er ihm nit geben?

I, Schaute (Narr)!

Der Türke ist ein gewaltiger König, er muß sie ihm geben.

Nu was denn?

Das denn.

Unser Kaiser ist gewahr geworden von der Geschichte und trifft Anstalten.

Wahrscheinlich will er sie auch haben?

Wer fragt dich?

Was ist?

A Narr bist du.

Freilich, wenn der Ismail sie haben will, so wird sie wahrscheinlich eine große Schönheit sein.

Nun was ist geworden?

Es ist nicht gut geworden. Der Kaiser hat gestellt auf der Grenze zwei lange Kerls (Kosaken) mit langen Schnurbärten und hat ihnen befohlen, sie sollen die Prinzessin, wenn man sie durchführt, auffangen. Und so geschah es auch. Sie haben die Führer geschlagen, daß sie kaum mit dem Leben davon kamen. Halts Maul! Verstehst du, was daraus werden kann?

Nun was? Alle Reiche haben Staffetten geschickt, man soll die 2 Kosaken ergreifen. Ihr Glück aber war, daß sie sich

als Proselyten stellten und sich beim Melammed im Keller versteckten. Inzwischen aber gährt es unter den Reichen.

Mir hat die Geschichte sehr genützt. — Ich dachte, warum sollst du dich im Bade verstecken, wo dich 100 Augen sehen, da doch bei meinem Vater auch ein Keller ist. Da besann ich mich kurz und ging in den Keller und versteckte mich dort. Da vernahm ich, daß meine Mutter in den Keller hinabging, um eine rothe Rübe zu holen. Ich griff nach Steinen und warf. — Na, na, da solltet ihr einmal sehen, was ich damit angerichtet habe. Ich hatte zwar nichts besonderes beabsichtigt. Aber es ging bald das Geschrei in der Stadt, daß bei meinem Vater ein Spuckgeist im Keller sei. Die Mutter rief nach Besprecherinnen, der Vater lief sofort zum Rebben um Schutzmittel. Indeß ging das halbe Jahr der Schulzeit zu Ende, und ich hatte die Gewißheit, daß ich nicht mehr zu dem Lehrer gehen würde. Und so gab ich meinen Versteck im Keller auf. Der Rebbe dagegen hatte das Glück, dadurch berühmt zu werden, weil er den Spuckgeist aus dem Keller vertrieben hat. Kurz, man hat mich von dem Melammed weggenommen, und man fing an zu sprechen wegen eines Gemaramelammed. Mir hat es zwar nicht behagen wollen. Aber was ist zu machen! Gemara ist Gemara!* —

*) Nach dem Studium der fünf Bücher Moses folgt die Erlernung der in der Gemara (Talmud) enthaltenen Auslegung des Gesetzes. Dieses Studium gilt als die Hauptsache. Zu demselben geht der polnisch-russische Judenknabe in der Regel schon mit 7 Jahren über.

V.

Ein Besuch auf den deutschen Colonien.

Nachdem ich mit freundlicher Erlaubniß des Lesers den Gang der Reise durch allgemeine Mittheilungen über das russische Judenthum unterbrochen habe, so kehre ich nun zurück zum Faden der Reise und erzähle weiter.

Eine ganze Woche war in Kischinew verlebt, als ich am Samstag den 11./23. März Mittag unter dem Geleite der lieben deutschen Freunde die Stadt verließ. Ich kehrte auf der Zweigbahn denselben Weg zurück, den ich herwärts gemacht und fuhr bis Tiraspol, um von hier aus nun meine Fahrt in die deutschen Colonien anzutreten. Ein junger Kaufmann aus Glückstʜal hatte versprochen, mich dorthin zu geleiten. Als ich ankam, war der liebe Freund wohl da, aber das versprochene Fuhrwerk war ausgeblieben. Da mußten wir uns nun wohl oder übel entschließen, Extrapost zu nehmen, und dadurch bin ich nun in der Lage, dem Leser eine Fahrt mit russischer Extrapost (Perikladnoj) über die Steppe zu schildern.

Doch wir sitzen noch nicht auf dem Wagen. Ehe man Wagen und Pferde bekommt, muß man zuvor eine Padaroschne lösen, d. h. ein Papier, aber ein gestempeltes, auf welchem die Stadtbehörde bezeugt, daß man befugt sei, auf der Reise da und da hin auf allen Poststationen gegen die Reichsposttaxe Pferde zu verlangen. Da mein Begleiter ein Kaufmann „zweiter Gilde" war, so konnte man ihm die Padaroschne nicht verweigern, und so sah ich denn nach mehrstündigem Warten endlich die Extrapost vor dem Bahnhof vor-

fahren. Es war die erste russische Post, die ich in meinem Leben gesehen. Ich habe von einem Reisenden gehört, der, als diese Post vorfuhr, erklärte, er habe nicht soviel Gepäck bei sich, um ein eigenes Gepäckwägelchen zu bedürfen. Er meinte, das Postfuhrwerk sei der Gepäckwagen, und die Postkutsche werde erst nachkommen. Als man ihm aber bedeutete, daß dies die eigentliche und richtige Equipage sei, da sprang er fort, um einen Photographen zu holen, der ihn auf diesem Postwagen sitzend aufnehmen sollte, damit er den Seinigen das Bild mit nach Deutschland bringen könnte. Das that ich nun allerdings nicht, sondern bestieg ruhig den Karren, doch muß ich schon gestehen, entringt sich unwillkürlich dem deutschen Reisenden, der zum ersten mal russische Post sieht, die Frage: Ist das wirklich die Post? Das Fuhrwerk, das dem Reisenden zur Verfügung gestellt wird, anstatt dessen er aber auch seine eigene Kalesche mitbringen kann, ist nämlich nichts weiter als ein kleiner sogenannter Kistenwagen. Auf einem Gestell mit vier etwas eingeschrägten großen starken Rädern ruht eine Art von Kiste, die wie ein Backtrog aussieht. In diese legt der Posthalter einige Bund Stroh oder Heu, davon wird ein Sitz oder auch ein Lager bereitet, so daß man sitzt oder liegt, jenachdem man will. Vorn hat der Postillon seinen Sitz auf einem Brett, das übergelegt ist, seine Füße ruhen auf der Deichsel. Sind der Passagiere zwei, so werden, wenigstens im Winter bis zum 15. April, drei Pferde vorgespannt. Diese Pferde sind klein und struppig, ohne alle Schöne, aber es sind außerordentlich rasche und ausdauernde Läufer. Sie haben Schellen um den Hals hängen, um die Fuhre von Weitem schon als Post zu signalisiren, man würde es ihr sonst wohl nicht anmerken, da auch der Postillon weiter kein Abzeichen trägt.

Und nun — bascholl, vorwärts!

Wir fahren aus dem Bahnhof heraus und sind auf einem „Wege“, wie er entsteht, wenn ein Landmann etwa über einen Acker oder eine Wiese fährt und die Räder Geleise zurück-

lassen. Ich frage meinen Begleiter, wann kommen wir denn auf die Poststraße? Er aber antwortete mir mit aller Gelassenheit: Wir fahren ja schon darauf. Neue Enttäuschung. Erst kommt statt einer Kutsche ein Karren, dann statt einer Chaussee ein Stück befahrenes Feld. Auf der Steppe, und auch sonst im russischen Reiche mit Ausnahme der Ostseeprovinzen giebt es keine oder verhältnißmäßig nur wenig Chausseen. Was wir Straße nennen, ist Steppe oder Ackerboden, der in großer Breite durch Gräben auf beiden Seiten von dem übrigen Lande abgegrenzt und dazu bestimmt ist, befahren zu werden, ohne daß daran irgend etwas geschähe. Hat es lange geregnet, so sind natürlich diese Wege nicht zu passiren; das Fuhrwerk muß oft mit 3 oder 4 Paar Ochsen aus den schlimmsten Stellen herausgezogen werden, und man mag sich vorstellen, was ein Geistlicher oder Beamter oder sonst ein Reisender, der um diese Zeit einen solchen Weg durch seinen Beruf zurückzulegen gezwungen ist, auf solcher Fahrt auszustehen hat. So Schweres war uns nicht beschieden. Der Weg war trocken und man kam sehr rasch vom Fleck. Freilich giebt es nun Leiden anderer Art. So ein Postkarren hat keine Federn, man fühlt also jede Bewegung. Das rüttelt und schüttelt, daß man alle seine Knochen und Kopfnerven zählt. Dann geht es wieder in Tiefen, oder das Fuhrwerk neigt sich nach der einen und der andern Seite, oder es geht im sausenden Galopp einen Abhang hinab, so daß man in der beständigen Angst lebt, heruntergeschleudert zu werden. Doch einen Vorzug hat diese russische Post, den nämlich, daß man vom Flecke kommt. Der Postillon treibt seine Pferdchen unablässig an. Aber nicht mit Schlägen, er redet wie ein Freund mit den Thieren. Bald heißt es, mein Liebchen so spude dich doch, bald ruft er einem andern Pferde zu: Du da, Fauler, du wirst mich um mein Trinkgeld bringen. Unaufhörlich spricht er den Pferdchen zu, wie er denn sichtlich mit Lieb und Lust, ja mit einer gewissen Leidenschaft auf seinem Kutschbret sitzt und seine Rosse lenkt. So haben wir nach kaum zwei Stunden ohne Ruh und Rast drei deutsche

Meilen zurückgelegt, und sind gar schnell an der ersten Station angekommen. Die Station auf der Posthalterei ist nichts weiter als ein geräumiger Bauernhof, doch ist für die Passagiere ein Stationszimmer vorhanden, das mit einem Tisch, etlichen Stühlen und einem alten Kanapee ausgestattet ist. Während ein neuer Wagen zurechtgemacht wird und frische Pferde vorgespannt werden, schnauft man aus und kommt etwas zur Besinnung. Das Dorf ist moldewanisch und die dicke Frau Posthalterin eine echte Moldewanerin. Ach, sagt sie zu meinem Begleiter, daß ihr auch eine Padaroschne habt. Hättet ihr das Papier nicht, ihr müßtet mir bis zur nächsten Station 5 Rubel geben, oder sitzen bleiben. Welche Naivetät hat diese Gaunerin. So bekommt sie freilich kaum die Hälfte. Die Posttaxe ist niedrig, man bezahlt für jede Werst auf ein Pferd $2^1/_2$ Kopeken, und da 7 Werst auf eine deutsche Meile gehen, so kostet die Extrapost für 2 Personen auf eine deutsche Meile nur $^1/_2$ Thaler, der Postknecht bekommt, wenn man an der Station anlangt, 15 Kopeken Trinkgeld, für den Wagen wird eine geringe Taxe bezahlt.

Doch wir sind bereit wieder abzufahren. Diesmal ist der Weg sehr schlecht. Es geht über Berg und Thal und öfters über steile Abhänge; die Wege sind sehr ausgefahren. Es könnte eine so schöne Fahrt geben; der Abend ist lau, mondhell, die weite Steppe so still und einsam, aber die Fahrt wird von Werst zu Werst beschwerlicher. Der Postillon sucht immer nach dem besten Weg, fährt durch die tiefen Geleise über die Gräben hinüber auf nicht befahrene Steppe, und da wir ihm Vorstellungen machen, so treibt er's erst recht toll. Zuletzt gehts wieder über einen tiefen Graben, daß der kleine Kistenwagen knirscht, so wird er gerenkt und gepreßt; ich verliere die Geduld, greife den Wagen, um herauszuspringen, und verstauche mir den linken Daumen dergestalt, daß ich mit Schmerzgeschrei zurückfalle und von meinem Vorhaben abstehe. Nun gab ich mich in mein Schicksal, und nachdem wir erst noch den Reifen eines Rades verloren und unnützen Aufenthalt gehabt, kamen wir doch endlich ins

Dniesterthal, das vom Monde beleuchtet mit seinen sanft ansteigenden Uferhöhen einen lieblichen Anblick gewährte. Bald fuhren wir in Gregoriopol in den Stationshof ein. Die Stadt lag so romantisch im Mondschein am Dniester, und war dann in ihrer Wirklichkeit für Fremde so gar traurig. Post nach Glücksthal war gar nicht mehr zu haben, von Speis und Trank war auch keine Rede. Das Stationszimmer bot weiter nichts als eine harte Bank. Und doch erinnere ich mich eigentlich nicht ungern an die Stunde, die wir in diesem Zimmer Abends von 10—11 Uhr zubrachten. Der russische Postschreiber wußte uns gar so sehr mit seiner Unterhaltung zu erheitern. Wer ich denn wäre, wollte er immer von meinem Begleiter wissen. Ein Theologe, sagte er ihm. Ach erwiderte er, in einem Jahre sind wir Russen alle Theologen. Und woher ich denn käme, wollte er wieder wissen. Aus Deutschland, bekam er zur Antwort. Ach Deutschland, meinte er, das ist nur ein Zimmer von Rußland. Habt Ihr soviele Zimmer in Rußland, warf ihm mein witziger Begleiter ein, warum habt ihr dann in ganz Gregoriopol nicht ein einziges, in welchem ein müder deutscher Reisender übernachten kann? Bismarck und Kaiser Wilhelm sind doch tüchtige Leute, fing der Russe wieder an. Aber das hat Bismarck Alles von uns gelernt, denn er war eine Zeit lang in Rußland. Wenn die Deutschen noch so fort machen, können sie uns Russen noch erreichen. — Es war Alles so ernst gemeint, so pathetisch vorgetragen, und deshalb um so komischer. Aber dieser Größenwahnsinn hat gewiß noch eine andere, als die komische Seite, und unsere deutschen Landsleute haben es zu empfinden.

Indeß war ein Jude aufgetrieben, der uns noch nach Glücksthal bringen wollte. Im brausenden Galopp fuhren wir diese letzte Strecke — und um Mitternacht waren wir auf der deutschen Colonie angelangt. Wir hatten von Nachmittag 4 Uhr an mit nur zweistündiger Unterbrechung einen Weg von fünfzehn Wegstunden zurückgelegt, die Ruhe war gewiß verdient.

* * *

Die Colonie Glücksthal war die erste, die wir besuchten, und gewährte uns den ersten Eindruck einer deutschen Niederlassung in Südrußland. Wir wollen ihn kurz wiedergeben.

Da diese Colonien durch den Zuzug von Auswandererkolonnen entstanden, die sich zusammen an einem Orte niederließen, so war es nöthig, daß jedem derselben sein Wohnplatz genau zugemessen wurde, und so entstanden denn lange Zeilen von Wohnungen, eine von der andern gleich weit entfernt. Dies giebt dem Ganzen etwas Regelmäßiges, aber auch Eintöniges. Die Bauart der Wohngebäude ist fast durchweg dieselbe. Läßt man den Blick von dem Dorfe über die Gegend hingehen, so wird die Monotonie noch um ein Beträchtliches vermehrt, denn die Gegend besteht aus Ackerland oder kultivirter Steppe, ohne Wald, ja fast ohne Baum und Strauch, ohne Wasser, ohne andere Gehöfte oder Ortschaften. Wir sind auf der Steppe, und so fruchtbar sie sein mag, wie dieß die hohen Strohberge in den Gehöften und der Reichthum an Rindvieh und Pferden auf den ersten Blick bezeugen, so ist doch das Gefühl bei demjenigen, der die Steppe zum erstenmal sieht, ein fast bängliches.

Wie viel Entsagung hier Jedermann auferlegt wird, läßt sich leicht denken. Arbeit und Erwerb füllt das Leben des Colonisten, für den leiblichen Genuß gestattet er sich nur das Nöthigste und er entnimmt es immer aus dem, was er selbst producirt. Das Steppenleben kennt keine Armuth und weiß nichts von einem Proletariat, aber es ist einfach, ja hart. Fromme altväterliche Sitte ist aus der Heimath in die Fremde verpflanzt worden, und hat sich bis jetzt erhalten. Die Colonisten haben sich in der Mitte eine Kirche erbaut, einfach und ohne Schmuck, aber sehr geräumig, denn sie besuchen mit den Ihrigen ohne Ausnahme den Gottesdienst. Neben der Kirche finden wir ein Schulgebäude von einem Umfang, der auf viele Hunderte von schulpflichtigen Kindern schließen läßt. Die Colonien sind ja außerordentlich kinderreich, und vom Herbst an bis zum Frühjahr gehen die Kinder ohne Ausnahme groß und klein sehr fleißig in die Schule.

Der erste Eindruck, den wir von der Colonie bekommen, ist also der einer fleißigen, der Arbeit ergebenen, dafür aber auch wohlsituirten Bauerngemeinde, gelegen in einer Gegend, die alle Nothdurft reichlich darbietet, sonst aber nichts gewährt, was das Auge erfreut und das Herz erquickt. Schule und Kirche sind die einzigen Faktoren, die an höhere Bedürfnisse erinnern und den Sinn für Höheres pflegen. Schule und Kirche sind aber auch dem Volke werth, und ich habe mit Freuden an dem Sonntag, den ich in Glücksthal verlebte, gesehen, daß das Wort Gottes eine Speise ist, welche begehrt wird. Ich habe mit Freuden eine Predigt gehalten und mich an den Gesprächen mit den Aeltesten der Gemeinde die zum Besuche des Pastors und seines Gastes in's Pfarrhaus kamen, gar herzlich erquickt. Was wäre das Leben auf der Steppe erst ohne die Speise des göttlichen Wortes und ohne die Freuden geistlicher Gemeinschaft. Von der Heimath haben nur wenige noch eine Erinnerung, doch wissen sie, daß sie in Deutschland liegt, und Erzählungen aus der deutschen Heimath waren namentlich den Aeltesten unter ihnen eine herzliche Freude; und als ich ihnen gar in einer zahlreich besuchten Abendversammlung, die man in der Schule hielt, einen ausführlichen Bericht gab von unsern Anstalten in Neuendettelsau, deren allmähliger Entstehung und ihrem Wachsthum, da hörten sie mit gespanntem Interesse zu. Es kommt ja auch nur selten Jemand aus der alten deutschen Heimath, der ihnen solche Kunde bringt.

* *
*

Noch einen Tag gab ich zu, und pflegte des armen Opfers unserer nächtlichen Steppenfahrt, ließ auch einen alten Feldscherer den verrenkten Daumen wieder einrichten, dann setzte ich die Steppenreise fort, und nahm diesmal meinen Weg über Bergdorf nach Hoffnungsthal. Die Fahrt währte lange; bei strömendem Regen und in dunkler Nacht kamen wir diesmal nicht so schnell vom Fleck. Als ich um Mitternacht in Hoffnungsthal anlangte, traf ich den gelieb=

ten Freund und Studiengenossen, Pastor Becker, nicht zu Hause an, mußte auch den nächsten Tag noch auf ihn warten. Aber die Zeit wurde mir nicht lang, denn am folgenden Tage kamen unaufgefordert mehrer Aelteste aus der Gemeinde, um den deutschen Pastor, von dessen Ankunft sie gehört hatten, zu begrüßen. Einer unter ihnen gehörte zu den im Jahre 1819 Eingewanderten und hatte noch Erinnerungen an die deutsche Heimath sich bewahrt. Unsre Gespräche waren ein lieblicher Austausch. Ich berichtete ihnen aus der deutschen Heimath Gutes und Böses, und sie erzählten mir, wie Gott der Herr sie im fremden Lande bisher erhalten und wunderbar geführt und gesegnet habe. Ihre Väter waren aus der Heimath aufgebrochen, weil sie die antichristische Zeit vor der Thüre glaubten, und hier in Südrußland in der Wüste einen Bergungsort sich suchten. Sie hatten geglaubt, nur kurze Zeit hier zu sein, dann meinten sie, würde der Herr erscheinen und sie nach dem heiligen Lande sammeln. Nun war aus der kurzen Zeit eine lange geworden. Der Bergungsort wurde ihnen zur neuen Heimath; aus wenigen wurden viele, und wenn auch in harter Arbeit, so haben sie doch alle ihr reichliches Brod. Ein alter Mann sagte mir: Ich war in der Heimath eines Taglöhners Kind, und wäre dort ein Taglöhner geblieben, auch meine Kinder würden nichts als Taglöhner geworden sein, hier aber bin ich Besitzer eines großen Gutes und meine Kinder haben auch Güter. Aber Arbeit hats gekostet, und durch viel Trübsal ist's gegangen. Viele haben den Vorwitz mit dem Leben gebüßt. Alle aber haben durch viel Mühsal zu dem neuen Dasein sich durchgerungen.

Hoffnungsthal ist eine sehr schöne Colonie. Sie ist in Kreuzform angelegt, im Centrum steht die Kirche, nahe derselben das Gemeindehaus mit der Kanzlei, Pfarre und Schule. Man kann von der Kirche aus jedes Haus des Orts erblicken. Die Lage von Hoffnungsthal ist anmuthig, insofern das Thal, in welchem der Ort liegt, breit ist und die Höhen auf der einen Seite einiges Charakteri=

stische haben. Aber diese Höhen sind kahl und öde wie die ganze Steppe, kein Bach durchströmt das Thal: außer einer kümmerlichen kleinen Anlage, einem Wäldchen das nicht recht leben und nicht recht sterben kann, ist kein Baum, kein Busch sichtbar; nichts als Himmel und Ackerland und die weiß angestrichenen Colonistenwohnungen, die sauber und behäbig, aber in entsetzlicher Monotonie eine neben der andern liegen. Wir sind auf der Steppe, und wenn ich heimkomme, wie will ich mich freuen über Baum und Busch, über die saftigen Wiesen und grünen Gärten, über Berg und Thal, über Flüsse und Seen, und über alles was Gott geschaffen zur Weide der Augen und zum Preise seines Namens.

Hoffnungsthal ist auch eine geistlich blühende Colonie. Die Gemeinde hat einen schweren Anfang gehabt. Lange regierten sie sich selber und wollten ohne das geistliche Amt zurechtkommen, bis ein solcher Wirrwarr entstand, daß sie endlich um einen Pastor in die deutsche Heimath schrieben. Der selige P. Pöschel kam, und mit ihm zog Ordnung und Friede in die Gemeinde ein. Er hat mit weiser und kräftiger Hand die Gemeinde geleitet, durch treue Uebung der gesunden lutherischen Lehre und des Sacramentes die Ausartungen des zügellosen Pietismus gedämpft und die Gemeinde zu einer kirchlichen gemacht. Er hat auch eine bürgerliche Ordnung hergestellt, welche das ganze Gemeindeleben unter den Einfluß des göttlichen Wortes stellt und fromme Zucht und Sitte fördert. Die Gemeinde hält ihn hoch in Ehren; in jedem Hause findet man sein Bild und sein Gedächtniß. Auch seine nun ebenfalls entschlafene Gattin Cäcilie hat der Gemeinde viel Gutes gethan. Nach seinem Tode berief die Gemeinde einen Pastor Schegg, der durch den Fanatismus, mit welchem er den Chiliasmus trieb, die Gemeinde sehr verwirrt hat. Der jetzige Seelsorger der Gemeinde überwand die Uebel, die er infolge dessen vorfand und führte das Gemeindeleben in die gesunden Bahnen von Pöschel zurück. Die Gemeinde ist eine von allen geistlichen Behörden unabhängige, aber die besonnene und

maaßvolle Leitung des Pastors hat diesen Mangel erstattet. Treu stehen ihm die Aeltesten zur Seite. Das Schulzenamt hält zwar streng auf seine Selbstständigkeit in bürgerlichen Dingen, aber es theilt doch mit dem Pastor den Grundsatz, daß eine christliche Gemeinde nicht vom Geschrei des Pöbels, sondern von dem göttlichen Gesetz sich regieren lassen müsse, und hilft an seinem Theil, daß fromme Sitte aufrecht erhalten bleibe.

Sünde und Schwachheit herrscht auch hier und die harte Erdenarbeit hat auch den lieben Hoffnungsthalern etwas aufgeprägt, was sich bald erkennen läßt. Aber Gottes Wort haben sie sehr lieb und wissen es, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt. Als der theure Freund zurückgekehrt war und wir in süßer Gemeinschaft einander unsere Herzen ausgeschüttet, sollte ich nun auch der Gemeinde Abends eine Predigt halten, und obwohl es ein Wochentag war, so genügte es doch, an einigen Punkten des Ortes es anzusagen, um nach dem Feierabend durch das Zeichen der Glocken die ganze Gemeinde in's Haus des Herrn zu ziehen.

Am andern Tag machten wir eine Fahrt weiter hinunter in das Thal nach einem Russendorfe. Nachdem ich manche Russenhütten von außen schon gesehen, so trat ich nun auch in das Innere einer solchen ein und nicht der schlechtesten. Wie gering sind doch die Ansprüche einer russischen Bauernfamilie. Die niedrige strohgedeckte Hütte bildet nur einen Wohnraum, in der dicht zusammengedrängt Jung und Alt zusammenlebt bei Tag und Nacht. Der Alte schläft auf dem Ofen. Mann und Weib haben eine Lagerstätte an der Wand, die Kinder bringen sich des Nachts etwas Stroh herein, legen sich darauf und decken sich mit Lappen zu. Vielleicht ist auch noch etwas Kleinvieh da, dann wird es ebenfalls hier untergebracht. Doch fehlt auch der ärmsten Hütte nicht der Schmuck einiger Heiligenbilder und einer kleinen Mutter Gottes in der Stubenecke mit dem Lämpchen davor. Welcher Contrast zwischen einer Russenhütte und dem Hause eines deutschen Colonisten, wo die saubere Wohnstube

für sich, und die nöthigen Schlafräume nach christlicher Sitte und Ordnung wiederum für sich sind, wo die eine Hälfte des Hauses für die Eltern, und die andere für die Haushaltung des jungen nachfolgenden Ehepaares bestimmt ist, wo man keinen Luxus treibt, aber doch eine gewisse Sauberkeit und Behaglichkeit als deutsches Erbe sich bewahrt.

Doch der Besuch der Russenhütte war nicht der einzige Zweck unsrer Fahrt. An diesem Orte hatte die Gemeinde Hoffnungsthal das Haus eines russischen Edelmannes nebst seinem Grundbesitz gekauft und ihrem Pastor zur Benutzung überlassen, um hier ein Schullehrerseminar einzurichten. Es hatte vier Jahre bestanden und den Colonialgemeinden manch wackeren Lehrer gegeben. Nun ist es eingegangen und das Gebäude ist abgetragen. Manche schmerzliche Erinnerung knüpft sich an diese Ruinen.

* *
*

Freitag Nachts verließ ich Hoffnungsthal, um über Odessa und Großliebenthal nach Sarata zu reisen. In Odessa sollte ich mit Pastor Faltin wieder zusammentreffen, um gemeinsam mit ihm die Reise nach Sarata zu machen Am Bahnhofe in Odessa gab es eine kleine Verlegenheit zu überwinden. Der Ort unsrer Zusammenkunft war das deutsche Pastorat. Um nun dorthin zu gelangen, wollte ich eine Droschke nehmen, aber da ich des Russischen nicht mächtig war, und die Droschkenkutscher nicht deutsch verstanden, so kam ich lange nicht vom Fleck. Ich versuchte mich verständlich zu machen, in dem ich als Ziel der Fahrt die cirkew ewanjelicky angab, aber keiner der Kutscher verstand den Ausdruck. Endlich kam einer und fragte: Nemecky kirke? Ich erwiderte ihm ta ta, und nun fuhren wir weg. Unterwegs wandte sich der Rosselenker, um seiner Sache ganz gewiß zu sein, an mich und brachte auf einmal die drolligen Worte heraus: viele Madeli und Bubeli. Ich combinirte, daß mit dem Pastorate die deutschen Gemeindeschulen

verbunden sein würden, und nickte ihm bejahend zu, worauf er mich denn nun auch am richtigen Ort und an der rechten Stelle absetzte. Auch später kam ich jedesmal aus mit der Bezeichnung: niemezky kirke, das heißt „deutsche Kirche“. Ich erzähle das, weil daraus hervorgeht, daß man in Rußland unsrer Kirche das Prädikat Kirche oder cirkew nicht beilegt, sondern nur die russisch-orthodoxe Kirchengemeinschaft mit dem eigentlichen Namen der Kirche belegt; sodann weil man daraus ersieht, daß der gemeine Mann in Rußland keine Vorstellung hat von einer evangelischen Kirche, sondern von ihr nur weiß, sofern sie die Kirche der deutschen Fremdlinge ist, die sich in Rußland niedergelassen haben. Die wahre Kirche scheint ihm nur die russische zu sein, während die fremden Kirchen diesen Namen nicht verdienen. Von Odessa wollen wir übrigens erst reden, wenn wir von Sarata aus hieher zurückkehren und einige Tage hier verweilt haben. Hier will ich nur erwähnen, mit welcher Freundlichkeit ich im Pastorate aufgenommen worden bin, und wie sehr ich die brüderliche Gemeinschaft auf Grund unserer kirchlichen Zusammengehörigkeit hier am Strande des schwarzen Meeres empfunden habe. Mögen uns die Fremden nicht als eine Kirche anerkennen, wir wissen doch, daß wir, wo wir auch immer in allen Landen hin und her zerstreut wohnen, Kinder einer Mutter sind, Glieder eines Hauses, die einander als solche aufnehmen und erkennen.

* *
*

Doch vor dem Hause steht wieder die russische Post in ihrer ganzen Schöne und Anmuth. Sie wird mit Resignation bestiegen, und durch einen nicht gepflasterten Stadttheil Odessas bewegt sie sich mit seltsamen Neigungen bald zur Rechten, bald zur Linken, zuweilen unter Ach und Krach, in der Richtung nach Großliebenthal. Die Fahrt geht wieder durch Steppe, denn Odessa liegt am Saum der Steppe, und diese hat in Bessarabien ganz denselben Character wie in Cherson. Mittag machen wir in Großliebenthal, wo wir im

äußersten Süden Rußlands ein urgemüthliches schwäbisches Pfarrhaus finden. Der Ortsgeistliche ist aus Würtemberg berufen, die ganze Familie besteht aus Würtembergern, Sprache und Sitte, und vor allem die Güte und Treue der Gastfreundschaft ist hier aus Schwaben mit eingewandert und wird hier treu gepflegt. Großliebenthal hat einen halbstädtischen Charakter, ist zu beträchtlichem Umfang herangewachsen, und die Nähe der großen Handelsstadt Odessa hat ihr wohl von dem ursprünglichen Charakter der deutschen Colonien mehr als gut ist abgestreift. Hier hat sich eine Centralschule etablirt, welche höhere bürgerliche Bildung vermittelt und Jünglinge für den Eintritt in's Seminar vorbereitet. Die Schule ist keine kirchliche Stiftung und repräsentirt in diesen Gegenden die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Schulwesens von der kirchlichen Leitung. Uebrigens ist auch hier der kirchliche Sinn überwiegend. Die Colonie besitzt eine sehr schöne geräumige Kirche, und als ich auf Ersuchen des lieben Amtsbruders die treue Gastfreundschaft mit der geringen Gegengabe einer Predigt erwiderte, so fand ich die Kirche ganz gefüllt, und Unterredungen mit einzelnen Gliedern der Gemeinde überzeugten mich, daß kirchliche Tradition auch hier noch das Uebergewicht besitzt, wenn auch eine starke Gegenströmung nicht fehlt. Die Colonie hat auch sehr treue Seelsorger gehabt, die das geistliche Wachsthum derselben mit allem Ernst gesucht.

Die Fahrt von Großliebenthal am Sonntag Nachmittag ging an den Liman. Da wir den Postkarren mit der Kalesche des Pastors vertauschten, da der Weg gut, der Anspann flink, der Himmel heiter war, so bekam ich die russische Steppenfahrt diesmal von ihrer angenehmen Seite zu erfahren. Die Station hieß diesmal Ovidiopol. Die kleine Stadt liegt interessant an dem ziemlich schroff abfallenden Ufer des Liman gegenüber der am andern Ufer des Liman situirten vormals türkischen Festung Akirman. Den seltsamen Namen hat der Ort von der Kaiserin Katharina II., welche eine Passion für historische Studien und Auffrischung historischer Erinnerungen hatte.

Sie vermuthtete, hier am Liman könnte der römische Dichter Ovid in der Verbannung gelebt, und seine Tristia gedichtet haben, und nannte also den Ort Ovidiopol, die Stadt Ovids. Die Gegend ist dazu angethan. Das Ufer besteht aus kahlen Felsen von immer derselben Form, und steigt man hinauf auf's flache Land, so befindet man sich eben auf der Steppe. Und daß die Steppe Südrußlands ganz geeignet ist, eine triste Stimmung hervorzurufen, ist sicher. Uebrigens hat Bessarabien auch noch in unserm Jahrhundert dazu gedient, mißliebig gewordene russische Poeten, wie z. B. den Dichter Puschkin die kaiserliche Ungnade fühlen zu lassen. Bessarabien ist jedenfalls sehr geschickt, zu einem Exil für Poeten, denn es ist der diametrale Gegensatz gegen alles was Poesie heißt.

Gegenüber von Ovidiopol liegt wie oben schon bemerkt, Akirman, vormals eine türkische Festung, reizend situirt. Wir fahren auf dem Dampfer hinüber und vergessen nicht, die Kalesche mitzunehmen, denn von Akirman haben wir bis Sarata noch einen weiten, weiten Weg, und es hat die Probe vollständig genügt, die wir bisher mit den russischen Postkarren gemacht. Akirman hat eine russische Besatzung, in welcher einige Evangelische sich befinden, auch sonst gibt es in Akirman einige evangelische Familien. Pastor Faltin hatte sie heute bedient, und nun gings in Gemeinschaft mit einigen Freunden von Akirman zum Jubelfeste nach Sarata.

Der Weg war weit. Auf der ersten Station fanden wir einen jüdischen Posthalter. Er wollte gleich mit mir anbinden und ein wenig über Religiöses sich besprechen, aber er mußte auf die Rückkehr vertröstet werden. Die Bemerkung, daß ich seiner Sprache und Literatur nicht ganz unkundig sei, hatte in ihm das Verlangen nach religiöser Unterhaltung erregt. Dieß Verlangen mag freilich an dieser einsamen Stelle auf der Steppe selten genug befriedigt werden. Auf der nächsten Station brach die Müdigkeit bei der ganzen Reisegesellschaft merklicher Weise hervor, bei mir, einem Neuling im Steppenreisen mit ihren lang anhaltenden Fahrten, am stärksten. Im

Pelz eingewickelt, suchte ich wenigstens für eine kleine Weile auf dem blanken Erdboden einige Ruhe, sonst war keine Gelegenheit, die Glieder zur Ruhe auszustrecken, da wir doch nicht alle von der einen Bank des Stationszimmers Besitz ergreifen konnten. Ich fand das Lager der Erde so süß, daß es mir schwer ankam, um Mitternacht nochmals einzusteigen. Erst Morgens 4 Uhr kamen wir ans Ziel.

* *
*

Die Colonie Sarata wurde 1822 gegründet und feierte heute am 13./25. März ihr 50jähriges Jubiläum. Es waren dazu von Propst Behning, dem Pastor der Colonie, die Geistlichen des Propstbezirks, der sich über Bessarabien und Cherson ausdehnt, sowie die russischen Bezirksbeamten vom Bosarednik (dem Friedensrichter) abwärts, ebenso die nächstwohnenden russischen Popen eingeladen. Die Versammlung war also eine sehr bunte, russisch-deutsche, und da die russischen Uniformen durch ihre reiche Bortirung sehr ins Auge fallen, auch eine glänzende. Namentlich strahlte ein Ehrenrock, den ein ehemaliger Gebietsschulz vom Kaiser für geleistete Dienste erhalten hatte. Einen so schönen Dressenrock hatte ich vorher nie gesehen, am wenigsten auf dem Leibe eines deutschen Bauern.

Der Zug ordnete sich und bewegte sich zur Kirche. Das Fest trug — charakteristisch für die Verhältnisse der Colonieen — ein überwiegend kirchliches Gepräge. Der Pastor des Orts hielt die Predigt über 2. Sam. 7, 18: Wer bin ich Herr, Herr, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast. Hiezu hatte er vollen Anlaß, denn wunderbar hat Gott diese Colonie erhalten und gesegnet. Die Auswanderer waren unter Lindls Anführung in's Land gekommen. Er gehörte der Seilerschen Richtung an, scheint aber weniger nüchtern gewesen zu sein, als Boos und Goßner. Er glaubte, ohne zu irgend einer der bestehenden Confessionen mit den Seinigen überzutreten, eine auf evangelischen Ueberzeugungen ruhende Gemeinde stiften zu sollen. Aber die Regierung selber forderte, und gewiß mit vollstem Rechte, daß die Colonie ein bestimmtes

kirchliches Bekenntniß annehme. So wurden die als nominelle Katholiken Eingewanderten in Südrußland eine evangelisch-lutherische Gemeinde. Das manichfach Schwärmerische und Ungesunde, was der Gemeinde von ihrem Ursprung her anhaftete, verlor sich unter gesunder kirchlicher Leitung, und es hat sich in Sarata, wie anderwärts auf den Colonien erprobt, wie nothwendig zum Gedeihen einer Gemeinde eine bestimmte kirchliche Bekenntniß-Grundlage und die Leitung durch das vom Herrn gestiftete geistliche Amt seien. — Auch im Leiblichen ist die Colonie reichlich gesegnet worden. Im Anfang aus 300 Seelen bestehend, ist die Colonie auf 1800 angewachsen. Einen guten Theil hat die löbliche christliche Sitte und Zucht an diesem bürgerlichen Gedeihen. Die socialen Verhältnisse sind gesunde. Auf 1700 Geburten kommen nur 3 uneheliche, ein Resultat, das in der frühzeitigen Verheirathung der Söhne und Töchter und in der strengen Haus- und Gemeindezucht zugleich seinen Grund hat. Die Einwohner der Colonie sind, wenn nicht reich, doch alle in günstigen Verhältnissen.

Es hatte sich schön gefügt, daß ich der Gemeinde, die ja zur Hälfte aus Baiern besteht, Vormittag vom Altar aus einen Gruß zum Feste aus der alten baierischen Heimath, und Pastor Lang aus Großliebenthal ihr einen solchen aus Würtemberg bringen konnte, Nachmittags aber durfte ich ihnen noch das Wort des Herrn zurufen: Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt. Ich erinnerte sie, wie Kaiser Alexander I., ein Mann von evangelischer Gesinnung, als er ihre Väter zur Colonisation in Rußland einlud, nicht blos die Urbarmachung wüster Landstrecken im Auge hatte, sondern auch glaubte, daß die Colonisten ihrer russischen Umgebung zum Vorbild dienen sollten, damit sie fleißige und intelligente Bewirthschaftung des Landes und ein christlich sittliches Leben führen lernten. Die Väter waren mit schwärmerisch chiliastischen Gedanken eingewandert, Gottes Wille aber hat sich nun dahin offenbart, daß sie bleiben sollten, damit sie ein Licht und ein Salz würden für das Volk

der neuen Heimath. Sarata ist das auch in mancher Beziehung geworden. Es hat in seiner Mitte ein Seminar, welches den Colonien Lehrer für ihre Schulen giebt, und damit den russischen Gemeinden zeigt, wornach auch sie streben sollten. Es hat in seiner Mitte ein Haus der Barmherzigkeit, in welchem Kranke und Alte, leiblich und geistlich Schwache gepflegt werden, das früher von Schwestern aus Neuendettelsau unter der Leitung des Propstes Behning eingerichtet und eine Zeitlang geleitet, nunmehr von einheimischen Diaconissen versehen wird, und ein liebliches Bild christlicher Ordnung und opferwilliger Hingabe an den Dienst der Barmherzigkeit gewährt. Die Opferfreudigkeit, mit der die Colonieen dieses schöne Haus gebaut und erhalten haben, verdient unsere volle Anerkennung. So ist Sarata ein leuchtender Punkt, und die Gemeinde hat ihren Beruf in der Fremde erfüllt, wenn es auch im Laufe der Zeit mit ihr ganz anders gegangen ist, als die Väter der Colonie im Anfange es sich dachten. Vielleicht werden wir bald einen Bericht über die kirchlich-bürgerliche Entwickelung der Colonie Sarata empfangen, der lehrreich genug sein dürfte, um auch in weiteren Kreisen Interesse zu erwecken.

Das Festmahl trug nach den Nationalitäten der Anwesenden einen gemischten deutsch-russischen Charakter, der aber nicht unangenehm berühren konnte. Man hörte deutsch und russisch beten, toasten und singen, das Mahl wurde den Russen, die fasteten gerecht, und uns Deutschen, die wir nicht fasteten, ebenfalls; im Ganzen aber verlief das Fest so würdig, und war im Festlokal wie auch sonst bei aller Fröhlichkeit so gar nichts von roher bäuerlicher Ausgelassenheit wahrzunehmen, daß ich nur mit Bewunderung es ansehen konnte, welch ein Geist christlicher Zucht und guter Sitte hier waltet. Und doch war das Volk gar nicht etwa schüchtern, sondern bewegte sich frei, wie denn, nachdem mehrere geistliche Redner gesprochen, auch ein alter Colonist auftrat, und ein von ihm verfaßtes Gedicht vortrug, das Ernst und Humor in trefflicher Weise vereinigte, und

Saratas Vergangenheit in volksthümlicher Weise erzählte. Viele schöne deutsche Weisen wurden von dem unermüdlichen Sängerchor zum Besten gegeben und würzten den Abend. Zum Schluß gab der Bosarednik dem wohlthuenden Eindruck, den das Fest auf ihn und alle anwesenden Russen gemacht, in einer russischen Ansprache beredten Ausdruck. Da er selbst als geborner Jude der deutschen Sprache mächtig ist, so würde es noch einen befriedigenderen Eindruck gemacht haben, wenn er vor deutschen Bauern deutsch zu sprechen sich herbeigelassen hätte. Indeß scheint dies die herrschende nationale Strömung, der man in offiziellen Kreisen mit Ostentation Rechnung trägt, nicht zu erlauben. Den Dank für die von Rußland genossenen Wohlthaten sollten die Colonisten, so schloß er seine Ansprache, dadurch beweisen, daß sie den Intentionen der russischen Regierung, welche gerade dabei ist, die Gemeindeverwaltung und die Schule zu russificiren, willig entgegenkämen, d. h. ihren deutschen Gemeindecharakter verleugneten. In der Antwort des Propstes wurde in angemessener Weise dies dergestalt reproducirt, daß christliche Unterthanen ihrer Obrigkeit unterthan seien und ihrem Kaiser alle Treue und Anhänglichkeit erweisen würden.

* * *

Der Rückweg erfolgte über Odessa, wo ich vom 15/27 bis 18/30. März verweilte.

Auch Odessa ist eine Colonie. Auf dem Vorgebirge, auf welchem sich jetzt diese Festung erhebt, sah man noch wenige Jahre vor dem Anfange dieses Jahrhunderts eine kleine türkische Festung, welche zwischen dem Meere und der Wüste lag und den Namen Hadji-Bey führte; ein von der Pforte hieher geschickter Pascha befehligte diese unbedeutende Festung, welche wie ein Mövennest auf dürrem Sande lag. In jener Zeit dehnte Potemkin seine Eroberung über diese weite Gegend aus, welche jetzt Neurußland genannt wird. Dieser Fürst befahl dem Admiral Ribas, sich dieser türkischen Festung zu bemächtigen, welche auch bald unter das Joch des Siegers

kam. Die große Kaiserin Katharina II. faßte bald darauf den Plan, an den neuen Grenzen ihres Reiches mehrere Festungen anzulegen, und so wurde auch Hadji=Bey für diese Vertheidigungslinie bestimmt, da dieser Ort zwischen Ovidiopol und Tiraspol lag, von denen die erste Feste die Mündung der Donau, die letzte die des Dniesters zu vertheidigen hatte. Im Jahre 1794 erhoben sich diese drei Festungen zu gleicher Zeit, und die Festung von Odessa gerade auf den Resten des alten muselmännischen Schlosses Hadji=Bey. Kaum war ein Jahr verflossen, als schon zahlreiche Colonisten, von der vortheilhaften Lage angezogen und besonders unter dem Schutze dieser Bastionen sich sicher fühlend, eine Stadt, oder vielmehr ein Lager von Kaufleuten auf der Stelle gründeten, wo jetzt Odessa liegt. Don Jose de Ribas wandte alle Mittel an, um Odessa möglichst zu heben. Ein Jahr nach Gründung der Stadt zählte sie bereits 2300 Männer und 1600 Frauen, Handelsleute, Juden und Bulgaren. Die Kaiserin Katharina angegangen, der Stadt einen Namen zu geben, nannte sie Odessa nach der alten griechischen Colonie Odyssossa oder Odyssos, (Stadt des Odysseus), welche vor Zeiten unfern dieser Meeresküste gelegen hatte. Im Jahre 1796 errichtete man zur Regelung des Handels eine Börse, und in kurzer Zeit war der Handel die Seele und das Band dieser neuen Bevölkerung, die aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt war. In diesem Jahre hatten schon 86 Schiffe unter den Mauern von Odessa ihre Anker geworfen, und Ribas betrieb mit aller Kraft die nothwendigsten Bauten, um eine Steuermannsschule für die Handelsschifffahrt einzurichten. Einen großen Fortschritt machte Odessa, als der Fürst Gagarin, Präsident des Handelscollegiums, bei dem Kaiser Paul Fürsprache für die neue Stadt einlegte. Man legte auf's neue Hand an den Hafen, die Marineverwaltung wurde vollständig eingerichtet und die Quarantaine an demselben Orte gegründet, wo sie sich jetzt befindet. Noch rascher entwickelte sich die Stadt, als Kaiser Alexander den Thron bestieg. Von dem Wunsch beseelt, die

neuerworbene Provinz, die bisher eine todte Steppe gewesen, zu beleben, rief er Colonieen ins Land und gab Odessa alle möglichen Vortheile, um es zu fördern. So gab er Steuerfreiheit auf 25 Jahre erledigte die Einwohner durch Erbauung von Kasernen von der Last der Militäreinquartierung und überwies der Stadt die benachbarten Ländereien, die sie jetzt besitzt; der zehnte Theil der Zolleinkünfte, wurde zu Hafenbauten bestimmt, und noch andere Wohlthaten begünstigten das Wachsthum des Handels und der Bevölkerung.

Im Jahre 1801 wurde der Herzog von Richelieu zum Gouverneur von Odessa ernannt. Dieser Mann that alles für die Beförderung der Wohlfarth seines Gouvernements und ihrer Hauptstadt. Die Stadt füllte sich unter ihm mit Handwerkern aller Art, der Handel hob sich mächtig, es wurden auch neue schöne Straßen und öffentliche Gebäude angelegt, und Pflanzungen von Akazien — andre Bäume kommen hier nicht fort — verschönerten die Stadt. Die öffentliche Dankbarkeit hat dem Herzog ein bleibendes Denkmal errichtet in dem Stadtviertel, das dem Meer am nächsten gelegen ist, und welches durch die Sorgfalt des Herzogs eine Zierde von Odessa wurde. Im Jahre 1817 wurde Odessa zum Freihafen erklärt, von da an stieg es immer rascher. Im Jahre 1837 hatte die Stadt bereits 53,000 Einwohner, und heute zählt sie wohl gegen 100,000. So gehört sie also zu den durch die Gunst der Verhältnisse rasch emporgekommenen Colonieen und bildet noch immer einen Anziehungspunkt für viele unternehmende Geister, denen es in der Heimath zu enge geworden ist.

Die staunenswerthe Hebung von Odessa geschah nicht ohne die Mitwirkung des gesegneten Hinterlandes, das deutscher Fleiß seit 50 Jahren urbar und zu einer Getreidekammer gemacht hat. Hieher bringen die Colonisten den Ertrag der Ernte, von hier aus geht eine schwere Menge Getreides zu Schiff in andere Länder. Wie der Export, so ist auch der Import stark. Die Producte ausländischen Gewerbfleißes, deren Rußland bedarf, und die zu bezahlen es reiche

Mittel hat, werden hier eingeführt und gehen dann per Bahn weit hinein ins Reich. Odessa ist für den Süden und einen Theil der Mitte das, was Riga und St. Petersburg für den Norden, sowohl was den Export, als auch den Import anbetrifft. In Odessa leben neben den Industriellen von meist deutscher Herkunft viele Kaufleute russischer, griechischer, armenischer und jüdischer Nationalität. Vielleicht ist die Judenhetze nicht ganz außer Zusammenhang mit dem Concurrenzneid. Die Griechen besonders neiden die jüdischen Concurrenten. Die Juden waren auch dieses Jahr bedroht. Aus dem Sapor (der russischen Kathedrale) war eben, als wir uns dort aufhielten, das edelsteingeschmückte Marienbild abhanden gekommen. Vor dem Sapor lagerte eine Zeit lang eine drohende Volksmenge. Die Mutter Gottes wolle nicht mehr in der Judenstadt wohnen, meinten die Einen; Andre schoben den Diebstahl den Juden in die Schuhe, als hätten sie es geradezu geraubt. Immer wurden die Juden in Verbindung mit der Sache gebracht. Seltsam genug war übrigens die äußere Thüre der Kirche nicht beschädigt, auch waren die Heiligenbilder an der Bilderwand (Ikonostase) unbeschädigt, die Aussagen des Kirchenwächters waren wirr. Den jüdischen Hausbesitzern ist angeboten worden, die polizeiliche Aufsicht zu verstärken, im Fall das Muttergottesbild irgendwo in ihre Häuser oder in die Nähe derselben hingeworfen werden sollte. Noch seltsamer als das Abhandenkommen war das Wiederauffinden des hochheiligen Bildes. Der Kaiser ließ sagen, das Bild müsse bis zum 20. März (a. St.), wo er mit der Kaiserin durch Odessa käme, wieder herbei geschafft werden. Und es war da. Die Soldaten der Quarantaine-Compagnie hatten Befehl bekommen, nicht weit vom Michaelkloster an bestimmten Stellen Gruben zum Einsetzen von Bäumen zu machen. Als eine solche Grube von einem Soldaten gemacht wurde, fand sich in der Erde das Bild; es war in eine Serviette gewickelt, dabei lag auch ein Schlüssel und ein Brecheisen. — — —

Odessa genießt den Ausblick auf den schönen Hafen, der eben

(Ende März) sich wieder belebte und seine Segler und Dampfer nach allen Seiten hin entsandte; es war so milde um diese Zeit, daß wir einige Griechen im Meere baden sahen. Ja zuweilen kamen warme, selbst schwüle Luftströmungen, denen plötzlich andere folgten, so daß ich nicht weiß, ob das Klima zu preißen ist. Bei einer Rundfahrt um Odessa besuchten wir eine deutsche Gärtnerei und hörten hier, daß Bäume in Bessarabien nur mit Aufbietung großen Fleißes fortkommen, Wälder habe Bessarabien wohl nie gehabt.

Mit der umfangreichen Gärtnerei war eine deutsche Brauerei verbunden, wie denn alle größeren Städte Rußlands allmählig solche Etablissements durch industrielle Deutsche erhalten. Daß das vaterländische Getränk hier den vierfachen Preiß hat, versteht sich. Kehren wir von unserer Rundfahrt in die Stadt zurück und gönnen wir der Stadt selbst ein Wort, so merkt man ihr noch immer die Weise der allmählichen Entstehung durch Leute an, die hier zusammen ziehen, um ihr Glück zu machen. Sie wollen zunächst nur existiren, um Geschäfte zu machen, erst wenn sie erworben haben, an die Behaglichkeit der Existenz denken. Odessa war bis vor wenigen Jahren eben so wenig gepflastert, als andere Städte Südrußlands.

Erst allmählich empfand man das Mißverhältniß zwischen der äußeren Erscheinung und der Bedeutung des Platzes, und fing mit Ernst an, einen Stadttheil nach dem anderen mit Pflasterung und Trottoirs zu versehen, und so weit es geschehen ist, macht nun die Stadt einen sehr sauberen und modernen Eindruck, aber es ist nur zum Theil geschehen, und die noch ungepflasterten Theile tragen den Charakter der Wüstenei noch deutlich an der Stirne. Stil hat das Ganze nicht, wie denn ein so kosmopolitischer Ort ihn kaum haben kann, jedenfalls überwiegt in der äußeren Erscheinung das Abendländische weit über das Morgenländische. Im Ganzen verwendet man den leichterworbenen Reichthum lieber auf materiellen Lebensgenuß, als auf die Verwirklichung von künstlerischen Idealen. Odessa ist ein Ort raschen Erwerbs und heiteren Genusses. Eine deutsche Hansastadt

mit ihrem durch die Jahrhunderte hindurch erworbenen und im Ringkampf mit Concurrenten bewahrten Reichthum, mit dem stolzen Bewußtsein seiner Größe und Stellung und dem Adelsbewußtsein der alten Familien müssen wir hier nicht suchen. Auch die deutsch evangelische Gemeinde leidet unter diesem Charakter, wie sie hinwiederum ihre Vortheile genießt. Die Elemente sind so fluktuirend und eine sehr große Anzahl derselben befaßt sich bei dem rastlosen Eifer nach raschem Erwerb so wenig mit Religion, daß es keine geringe Aufgabe ist, einen tüchtigen Kern von Gemeindegliedern zu gewinnen und die Gemeinde zu consolidiren. Diejenigen aber, die es durch die Arbeit der Jahrzehnte zu einem ansehnlichen Besitz gebracht, sind so sehr von dem Bewußtsein erfüllt, dies durch eigene Kraftanstrengung errungen zu haben, daß sich eine Ueberschätzung menschlichen Wissens und Könnens herausbildet, und ein Selbstvertrauen, welches die Religion aus einem Glauben an Gott in den Glauben an sich selbst umsetzt. Die Kirche verfügt übrigens über nicht gewöhnliche Mittel. Indem der Pastor in rastlosem Eifer sich der Gemeinde zu Dienst stellt, Schulen gründet, für Kranke und Arme sorgt und überall zur Hilfe bereit ist, wo er darum angelaufen wird, giebt er den Deutschen einen thatsächlichen Beweis, daß die Kirche Lebenskräfte in sich hat, und gewinnt ihr damit zunächst wieder Achtung. Man fängt an, die Kirche, die in ihrem Innern sehr nobel ausgestattet ist, zu besuchen, tritt zum Pastor in ein freundlicheres Verhältniß und unterstützt seine redlichen Bemühungen mit den reichen Geldmitteln, über welche so viele Glieder der Gemeinde verfügen. Ich habe selber zweimal in der Kirche von Odessa gepredigt und wahrgenommen, daß sich doch schon wieder eine ansehnliche Schaar um Gottes Wort gesammelt hat.

* * *

Wir verlassen die kleine Weltstadt und kehren wieder in unser stilles Hoffnungsthal zurück, um hier noch einen Sonntag in der Gemeinde und dann noch einen Tag im Kreise lieber Amtsbrüder

zu verbringen. Wir geben uns noch einmal den Eindrücken des schönen kirchlichen Gemeindelebens hin, erbauen uns miteinander auf Grund des göttlichen Wortes und in herzlicher brüderlicher Gemeinschaft, und versuchen dann im Kreise der Amtsbrüder die mannichfachen auf den Colonien empfangenen Eindrücke zu einem Gesammtbild zu vereinigen. Wenn ich dieses Gesammtbild hier vorlege, so leitet mich dabei die Ueberzeugung, daß die deutschen Colonialgemeinden in Südrußland im Blick auf ihren Ursprung und ihre weitere Entwickelung für uns überaus lehrreich sind, und ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte ihrer Geschichte ein größeres Werk von sachkundiger Hand gewidmet werden.

Die Entstehung der Colonien in Bessarabien und Cherson hat verschiedene Gründe. Diejenigen, welche zu Anfang des Jahrhunderts in's Dasein traten, waren durch die Nothlage verursacht, die durch die napoleonischen Kriege, durch Theurung u. s. w. in Würtemberg eintrat; andere Colonien dagegen, wie die in Hoffnungsthal, Sarata, in der Beresina, in Grusien u. s. w. wurden von solchen begründet, welche in der Ueberzeugung, daß der Antichrist vor der Thür stehe, hier in Rußland für die Zeit der Drangsal einen Bergungsort suchten. Die russische Regierung stellte den Auswanderern durch ihre Gesandtschaft sehr günstige Bedingungen und unterstützte die Bedürftigen für den Anfang in so weit, daß sie wenigstens vor dem Hungertod geschützt waren. Gleichwohl erlagen nicht wenige den Beschwerden des Anfangs, da sie den ersten Winter in Hütten oder Löchern, die sie sich in die Erde eingruben, zubringen mußten. Viele von der Colonne, die nach Grusien zog, und von welcher sich ein Theil nach Hoffnungsthal und der Beresina abzweigte, waren bereits auf der Reise zu Grunde gegangen und hatten den Vorwitz ihrer Führer schwer gebüßt.

Die Regierung gab jedem Familienvater oder Wirth eine Strecke Landes von 60 Dessätin = 240 Morgen, doch nicht zu persönlichem Eigenthum, sondern in Erbpacht. Eigenthümer blieb die Krone.

Als Privilegien wurden den Colonisten gewährt die volle Freiheit ihrer Religionsübung, die Befreiung vom Militärdienst, und zwar auf ewige Zeiten, und ein Fürsorge-Comité in Odessa, d. h. eine deutsche curatorische Behörde, welche die Colonien gegenüber den russischen Behörden zu vertreten, aber auch die oberste Aufsicht im Namen der Regierung über sie zu führen hatte.

Gehen wir in das Einzelne ein, so haben wir den Boden, auf welchem die Colonien entstanden, nun schon kennen gelernt. Die Steppe ist an sich nicht unfruchtbar, aber der Mangel an Niederschlägen, der seine Ursache in dem Mangel an Flüssen, Seen und Wäldern hat, macht den Boden trocken und heiß, so daß, wenn zu gewissen Zeiten der Regen ausbleibt, nichts wächst und nicht einmal die Aussaat wieder gewonnen wird, während, wenn es zur rechten Zeit regnet, sehr ausgibige Ernten erfolgen. Auch die Heuschrecken richten nicht selten großen Schaden an. Die Existenz der Colonieen ist also eine prekaire. Nur der größte Fleiß verbunden mit Sparsamkeit, die den Colonisten in fruchtbaren Zeiten an die Tage des Mangels denken läßt, bewahrt die Bewohner der Steppe vor dem Untergang. Der Kampf um die Existenz ist also hier ein schwererer, als bei uns, dafür sind freilich auch die Chancen günstiger, in diesem Kampfe etwas Größeres zu erringen. Ist doch die Weitschaft des Arbeitsfeldes hier eine ganz andere, als bei uns. So viel leuchtet aber hier schon ein: die Bewohner der Steppe sind mehr an die Scholle gebunden, als andere Menschen, der irdische Sinn muß sich hier in viel intensiverer Weise entwickeln, als irgend sonstwo, wenn nicht kräftige geistliche Anregung ihm ein heilsames Gegengewicht bietet.

Die Besitzverhältnisse haben sich natürlich im Laufe der Zeit verändert, doch ist durch die Unveräußerlichkeit des Pachtlandes, welches dem Hauswirth und seinem Nachfolger gewissermaßen als Lehen gegeben ist, ein bleibender Familienbesitz gegründet worden. Das dem Wirth ursprünglich verliehene Kronland kann von ihm unter zwei oder drei Söhne vertheilt werden, aber nicht weiter. So ent-

standen halbe und Drittelswirthschaften. Die weiter nachfolgenden Söhne sind nun aber hier auf der Steppe nicht Knechte oder Taglöhner geworden, sondern die Väter haben für sie von der Krone oder von Adeligen Land erworben und ihnen auf demselben neue Wirthschaften begründet. Die Krone verkauft zur Zeit an die Deutschen kein Land mehr, sondern nur an die Russen, wahrscheinlich um das deutsche Element nicht noch mehr auf Kosten des russischen sich ausbreiten zu lassen. Die Regierung geht gegenwärtig mit dem Gedanken um, das den Deutschen verliehene Land ablösen zu lassen. Sie setzt eine Taxe von einigen Rubeln für die Deſsâtin des Kronlandes fest, die innerhalb dreier Jahre zu entrichten sein wird, und überläßt dafür den Colonisten das von ihnen urbar gemachte Kronlands zu freiem Eigenthum. Die Kronspächter werden damit zu freien Bauern, und nach der Intention der Regierung sollen sie damit in das gleiche Verhältniß zur Regierung treten, wie die aus der Leibeigenschaft mit dem freien Besitz von 4 Deſsâtin Land entlassenen russischen Unterthanen. Die Consequenzen des vollen Eigenthumsrechtes liegen klar zu Tage. Mit diesem Recht ist die Befugniß verbunden, das Gut, das früher unveräußerlicher Familienbesitz war, nunmehr zu veräußern, zu vertheilen oder auch zu zerschlagen. Hiedurch müssen die socialen Verhältnisse wesentlich andere werden, sicherlich aber nicht bessere. Der Regierung liegt indeß daran, die deutschen Colonisten in die russischen bäuerlichen Verhältnisse einzureihen und sie mit den übrigen ländlichen Unterthanen auf gleiche Linie zu stellen. Das Bedenklichste an dieser Neuerung besteht darin, daß nun in die deutschen Colonien durch Erwerbung deutschen Besitzes russische Elemente eindringen. Es sind Mischehen zu befürchten, denen russische Kirchen und Schulen auf dem Fuße zu folgen pflegen. Die einsichtsvollen Colonisten durchschauen die Absicht der anscheinend so wohlmeinenden russischen Maßregeln und fürchten mit Recht für den weiteren Bestand ihrer deutschen Gemeinden. Doch davon später noch ein Wort mehr.

Die Bearbeitung des Bodens ist auf der Steppe eine andere als bei uns in Deutschland. Hier wird der Boden wiederholt gepflügt und gedüngt, ehe man ihn besäet, auf der Steppe pflügt man nur einmal, dann säet und eggt man, ohne zu düngen. Der Dünger wird, da es ja an anderem Brennmaterial gänzlich fehlt, getrocknet, geformt und unter dem Namen von Kirbitsch zur Feuerung benutzt. Da ungeheure Flächen Landes zu bearbeiten sind, so muß die Arbeit rascher von Statten gehen, und benutzt man deshalb weitaus mehr Pferde als Ochsen. Vor den Pflug spannen sie 4—8 Pferde, der Boden wird nur leicht aufgerissen, die Bestellung der Landflächen geschieht im Fluge. Alles, klein und groß, zieht auf die oft weit draußen liegenden Felder, von denen man zuweilen erst nach einer Woche wieder zurückkehrt. Die Kinder werden von klein auf sehr in Anspruch genommen und bringen mit den Eltern den Sommer auf der Steppe zu.

Der Ertrag des Bodens ist im allgemeinen ein günstiger, wenn die Witterungsverhältnisse einschlagen, d. h. wenn im Mai ein oder zweimal ausgiebiger Regen fällt. In diesem Falle erntet man einen 10 auch 20fachen Ertrag; bleibt aber dieser Regenfall aus, so wird auch nicht der Saame wieder gewonnen. Im Ganzen sind die Meisten hier wohlhabende Leute geworden, und Arme giebt es nicht. Wäre die Anpflanzung von Waldungen möglich, so würde der Bodenertrag ein viel gesicherterer und reicherer sein, so aber muß es die Menge thun, und die weise Vorsicht, die in der guten Zeit schon an die böse denkt.

Unter solchen Verhältnissen ist es natürlich, daß der Kinderreichthum größer ist, als bei uns. Die Eingewanderten haben sich durchschnittlich in 50 Jahren bis zur sechsfachen Zahl vermehrt. Die Kinder werden, nachdem die väterliche Wirthschaft in 2 oder höchstens 3 Theile abgetheilt ist, und die nachfolgenden also vom väterlichen Grundbesitz kein Land mehr bekommen können, an irgend einer Stelle der Steppe auf neuerworbenem Grund und Boden angesiedelt. Es treten

Genossenschaften von Familienvätern zusammen, kaufen für ihre Söhne gemeinsam eine große Strecke Landes, theilen es unter sie und begründen so wieder neue Colonien. Auf solche Weise sind durch deutschen Fleiß die Steppen von Bessarabien und Cherson nunmehr zum allergrößten Theile urbar gemacht und besiedelt. Selbstverständlich widmet sich ein Theil der Kinder von den Colonisten auch dem Handwerkerstand, schon viel seltener dem Lehrfach, nur äußerst selten dem Studium der Theologie. Der selbständige Landbesitz wird immer für das wünschenswertheste geachtet.

Das Verhältniß der deutschen Colonisten zu ihrer russischen Umgebung ist im ganzen ein sehr exclusives, und kann es nicht anders sein. Die Culturstufe des russischen Landmanns ist gegenüber dem Deutschen eine zu tiefe, als daß man die Ebenbürtigkeit des russischen Landmanns anerkennen könnte. Der deutsche Colonist nimmt russische Knechte und Mägde in seinen Dienst, aber er wird sich nie entschließen, seine Söhne und Töchter an Russen zu verdingen, selbst wenn diese in der Lage wären, Dienstboten zu halten. Die Deutschen können ihren großen Besitz allein nicht bearbeiten, und müssen also wohl oder übel Russen nehmen. Ihre Leistungen sind bei hohem Lohne gering. Läßt sich ein deutsches Mädchen mit einem russischen Knechte ein, so betrachtet die Familie das als einen schweren Schimpf. Wird die Verheirathung zum bittern Muß, so tritt die Tochter damit aus der Familie aus. Der Pope traut das Paar, die Kinder müssen natürlich alle in der russischen Staatsreligion erzogen werden. Dieser schmerzliche Fall tritt aber selten ein. Diese exclusive Stellung der deutschen Colonisten gegenüber den russischen Nachbarn hat, wie schon gesagt, in der viel tieferen Culturstufe der letzteren ihren guten Grund. Bis zum Jahre 1862 gab es in Rußland keinen freien Bauernstand, die Landleute waren Leibeigene des Adels oder der Krone. Sie hatten für sich zur Stillung der Nothdurft einiges Feld vom Grundbesitzer und mußten dafür diesem frohnen. Es bestand keine Möglichkeit für sie, zur besserer Existenz sich emporzuar-

beiten, und so fielen sie jener Apathie und Indolenz anheim, welche sie mit dem Allergeringsten in Wohnung und Kleidung und Kost vorlieb nehmen ließ. Der Schnaps war ihnen Ersatz für das Elend des Lebens, und die Gutsherrschaft begünstigte das Laster, weil sie davon Nutzen zog, denn je mehr Schnaps verschenkt wurde, desto höheren Pacht zogen die Gutsherren von der Brennerei und von der Schenke. Niemand fühlte sich bewogen, für den Unterricht der Leibeigenen zu sorgen. Die Popen besuchten keine höheren Bildungsanstalten, sondern erlernten vom Vater den Kirchendienst und wurden, nachdem sie die niederen Dienste besorgt, für das Priesteramt geweiht; sie heiratheten wieder nur Töchter von Popen und unterschieden sich in der Bildung, in Sitte und Gewohnheit des Lebens kaum von den übrigen Dorfbewohnern. So war Niemand, der diese Leibeigenen aus ihrer niedrigen, dumpfen Lebensweise empor gehoben hätte, und wir finden sie daher in Hütten wohnen, die sich wenig über dem Boden erheben, und für alle Bewohner und alle Bedürfnisse nur einen Raum haben. Der Ackerbau dient nur zur Erzielung des Nothwendigsten und wird mit hölzernen Geräthschaften der primitivsten Art besorgt, zur Nahrung dient meistens der Maisbrei (Mammelika) und die Kartoffel mit wenig Fleisch. Das Zusammenleben beider Geschlechter erzeugt einen schlechten sittlichen Zustand und macht die Syphilis auch auf den Dörfern heimisch. Der Sonntag heiligt das arme Volk auch nicht, denn es hört keine Predigt, aus dem einfachen Grund, weil keine gehalten wird. Man geht des Sonntags Morgens zum Bazar, besucht dann auf kurze Zeit die Kirche, um den Heiligen seine Verehrung zu bezeugen, und geht dann in die Schenke, welche von den Wenigsten in nüchternem Zustand verlassen wird. Der Kaiser hat die Leibeigenschaft aufgehoben, aber Zustände, die auf Jahrhunderte langer Vergangenheit beruhen, sind viel zu tief gewurzelt, als daß durch solche Maßregeln allein viel geleistet werden könnte. Mir erzählte ein deutscher Ingenieur, daß die freigewordenen Leibeigenen in den nächsten sechs Jah-

ren unter ihrer Freiheit das Recht verstanden hätten, nun in einemfort zu trinken, und die jüdischen Schankwirthe versäumten nicht, diesen Wünschen entgegenzukommen. Erst in den letzten Jahren fangen Einzelne an, die Freiheit besser zu gebrauchen. Aber ihre Existenz ist mit den vier Dessâtin Land, mit denen man sie aus der Knechtschaft entließ, der Sphäre der Taglöhner und Knechte auch jetzt nicht sehr weit entrückt, und so lange nicht Kirche und Schule zu einer Regeneration dieses Volkes kräftige Hand anlegen, wird es auf der niedrigen Culturstufe, die es bisher einnahm, im Wesentlichen verbleiben, und Niemand wird es unseren deutschen Colonisten verargen, wenn ihnen vor der Vermischung mit dieser russischen Bevölkerung graut.

Auch zu den russischen Edelleuten konnten unsre deutschen Landsleute kein freundliches Verhältniß gewinnen. Die freigewordenen Leibeigenen wollen lieber in der Schenke liegen, als das Feld des Edelmanns bestellen, und gehen sie ja an die Arbeit, so ist der Nutzen derselben dem hohen Lohne, den sie fordern, nicht entsprechend. So ward die Aufhebung der Leibeigenschaft die Ursache, daß viele Edelleute bankerott wurden. Ihre Güter kamen nun und kommen fortwährend in die Hände der deutschen Colonisten, besonders in der Beresina. Die Edelleute leben nach wie vor, ohne sich in die veränderten Verhältnisse zu schicken; Kleiderpracht, Völlerei zehrt ihr Kapital auf, ihre Häuser verfallen, zuletzt geht ein Grundstück nach dem anderen fort, und meist sind es Deutsche, die es für sich oder ihre Kinder erwerben: — dieses Uebergewicht des tüchtigen, deutschen Bauernstandes über den verkommenen russischen Landadel erzeugt in diesem einen grimmigen Haß gegen das Deutschthum, der auch in den Maßregeln sichtbar wird, durch welche man das Deutschthum in seiner Selbständigkeit und Eigenart zu beschränken strebt.

Sollen wir noch ein Wort vom Verhältniß der Colonisten zu den Juden sagen, so steht der Jude bei dem Colonisten kaum in höherer Achtung, als der russische Nachbar. Der Jude drängt sich, wo er kann, in die Colonieen ein und läßt sich Schimpf und Schande

gefallen, wenn er nur Geld verdient. Leider lassen sich manche Colonieen durch hohe Angebote blenden und verleihen ihre Dorfschenke an Juden in Pacht. Diese bezahlen für eine Schenke bis zu 1000 Rubel Pacht, für einen Spezereihandel (Laafke) bis zu 100 Rubel. Außerdem erscheinen die Juden alle vierzehn Tage oder vier Wochen auf dem Bazar, der abwechselnd auf dieser oder jener Colonie abgehalten wird. Den Frucht- und Viehhandel haben die Juden ganz in die Hand genommen. — Ihr Einfluß ist ein schädlicher, besonders durch die Schenken. Schlimmer wird es noch werden, wenn erst der Besitz der Colonisten veräußerlich ist. Juden und Russen werden dann an- und eindringen in deutsche Gemeinden, und diese werden Mühe haben, sich in ihrer Eigenart zu bewahren.

* * *

Nach den äußern Verhältnissen fassen wir nun die inneren in's Auge. Noch immer ist es an den Colonien zu spüren, daß ihre Gründer ernstgesinnte Männer waren. Fast möchte man sagen, daß ein theokratischer Geist hier waltet. Wie der Pastor gelobt, sich in seinem Amte an das Bekenntniß und die Ordnung der Kirche zu halten, so legt auch der Schulze, das bürgerliche Haupt der Gemeinde, vor dem Altare das eidliche Gelöbniß nieder,*) daß er sein Amt nach dem Willen Gottes führen wolle. Pastor und Schulze sollen nach dem Willen der Stifter der Colonien ihr Amt in einem Sinne und zu gleichem Zwecke führen, wenn auch jeder in anderer Sphäre und mit anderen Mitteln.

Beschlüsse von größerer Wichtigkeit in den bürgerlichen Angelegenheiten der Gemeinde werden von der ins Gemeindehaus berufenen Versammlung der Hausväter gefaßt. Der Schulze, welchem zwei Beisitzer zur Seite stehen, die er sich selbst erwählt, vollzieht diese

*) Besonders ernstgehalten ist der Eidschwur, den P. Pöschel in Hoffnungsthal für den Schulzen verfaßte, er mußte aber einer anderen Formel weichen, in welcher die Loyalitätsversicherungen den meisten Raum einnehmen.

Beschlüsse und handhabt die Gemeindeordnung. Zur Geschäftsführung hat der Schulze einen Schreiber, und jetzt, wo mit den Behörden russisch correspondirt werden muß, und die Behörden den Gemeinden ihre Erlasse in russischer Sprache zugehen lassen, auch einen russischen Schreiber, der zugleich die Interessen der Regierung als deren Agent wahrnimmt. Nimmt man hiezu noch den Kassier, so hat man den Apparat der Colonialgemeindeverfassung. Uebrigens verbinden sich mehrere Gemeinden zu einem Gebiet, an dessen Spitze dann ein Oberschulz steht.

Treten wir aus der Gemeinde in die Familie, so finden wir deutsche bäuerliche Verhältnisse wieder, aber mit der alten unverletzten Zucht und Sitte. Ihre Aufrechthaltung wird durch die frühzeitige Verehelichung der Kinder sehr erleichtert. Der Sohn tritt vom 22. Jahre an, wohl auch schon früher, die Tochter im Alter von 18 Jahren in den Ehestand. Die Heirathen gehen weniger aus romantischen Neigungen, als aus sehr praktischen Erwägungen hervor. Die Ehe wird nüchtern genug vor allem als Arbeits- und Erwerbsgemeinschaft aufgefaßt. Aber es herrscht zu viel christliche Frömmigkeit, als daß darum die eheliche Liebe und Treue, wie sie gelobt worden ist, nicht sollte gehalten werden. Sie wird als heilige Pflicht geübt, und diese Pflicht wurzelt so tief im Bewußtsein dieses Volkes, daß Ehebruch äußerst selten vorkommt. Auf dem Schulzenamt wird der Ehekontrakt abgeschlossen, durch welchen die Vermögensverhältnisse geregelt werden; hierauf folgt wenige Wochen später die kirchliche Trauung. Zur Ehescheidung kommt es fast nie.

Im Verhältniß zwischen Eltern und Kindern waltet bis zur Confirmation strenger Gehorsam, aber dann macht das harte Steppenleben die Söhne bald selbständig, und es ist gut, zeitig an die Gründung eines eigenen Hausstandes für sie zu denken. Das wilde Zusammenleben der jungen Leute beiderlei Geschlechts wird hier nicht geduldet, die Mädchen sind sittig, denken aber auch, sobald sie 18 Jahre sind, ernstlich an ihre Verheirathung. Es ist Grundsatz auf

den Colonien, daß jeder gesunde Mensch in den Ehestand tritt, nur Krüppel oder sittlich Geächtete bleiben ohne Ehe. Daß sich auf solchen Grundlagen gesunde sociale Verhältnisse entwickeln, läßt sich begreifen, uneheliche Kinder sind hier eine wirkliche Seltenheit, auch das Zusammenleben der Verlobten ist unerhört.

Die Wahrung guter Sitte ist aber hier nicht blos Sache der Familie, sondern auch der Gemeinde als solcher. Das Schulzenamt bestraft z. B. grobe Sabbathschändung oder Unzucht und Ehebruch, Verleumdungen, denen bürgerliche Nachtheile folgen, Diebstahl, Trunksucht, Schlägerei und groben Straßenunfug mit Geld, mit Arrest und nöthigenfalls auch mit körperlicher Züchtigung. Die Schule trägt nach altem Stil einen vorwiegend kirchlichen Charakter. Der Pastor schlägt der Gemeinde einen Lehrer vor, und führt ihn, wenn er die Zustimmung der Gemeinde erhalten, in sein Amt ein. Der Religionsunterricht ist die Hauptsache, aber darum wird Lesen, Schreiben und Rechnen nicht vernachlässigt. Die Steppenverhältnisse bringen es mit sich, daß die arbeitsfähigen Kinder die Schule nur im Winter besuchen, während sie im Sommer mit den Eltern, die ohne sie die umfängliche Arbeit nicht bewältigen und andere Arbeitskräfte nicht gewinnen können, das Feld bestellen. Der Lehrer bezieht als Besoldung Geld und Naturalien, und muß, um leben zu können, sich selbst ein Stück Pachtland schaffen und bearbeiten. Werden die Lehrer vermöglich, so treten sie auch wohl in den Bauernstand zurück. Die Lehrerbildungsanstalt ist in Sarata. Das Examen macht der Schulamtskandidat vor der Synode, weil er als Lehrer eine kirchliche Stellung hat. Er stellt bei der Amtsübernahme einen Revers aus, daß er sein Amt unter der Leitung des Pastors nach dem Bekenntniß und der Ordnung der Kirche führen wolle.

Die Kirche ist mit wenigen Ausnahmen dem lutherischen Bekenntniß zugethan. Gemäß der altwürtembergischen Richtung, die mit den Colonisten hier eingewandert ist, ist das Bewußtsein von

den confessionellen Unterschieden wenig entwickelt. Auch die plattdeutschen Colonien haben hierin das würtembergische Wesen angenommen. Man setzt die Unterschiede der Confessionen wesentlich in die Verschiedenheiten des Cultus. Die Gottesdienstordnung ist dieselbe wie in der evangelisch-lutherischen Kirche des gesammten russischen Reiches. In der Verwaltung der kirchlichen Gemeindeangelegenheiten stehen dem Pastor zwei bis drei Kirchenvormünder zur Seite. Der Küster oder Lehrer vertritt den Pastor in allen Amtshandlungen mit Ausnahme der Copulation und Communion. Früher begnügten sich viele Gemeinden mit Küstern, und alle Colonialgemeinden hatten eine Zeitlang zusammen nur zwei Pastoren. In Hoffnungsthal und in Grusien versahen längere Zeit die Gemeindeältesten ohne Pastor und Lehrer das Amt, bis die Nothwendigkeit, Pastoren zu berufen, durch die eingetretenen Wirrsale sich genugsam bekundet hatte. Jetzt ist überall der Pastor das anerkannte geistliche Haupt der Gemeinde, und er hat ein, wenn auch mannichfach schwieriges und opfervolles, doch gesegnetes Amt. Die kirchliche Disciplin hat nachgelassen, aber sie ist doch noch in Uebung. Gefallene bezahlen nach einer Gemeindeordnung 3 Rubel Strafe erst auf dem Schulzenamt, und dann beim Pastor in die Kirchenkasse. Sie werden ohne Kranz an besondern Tagen in der Stille copulirt. Oeffentliche Kirchenbuße findet nur noch selten statt und nur bei fleischlichen Vergehungen. Alle anderen Vergehungen werden vom Pastor, nachdem das Schulzenamt sie in seiner Weise geahndet hat, nur noch seelsorgerlich behandelt.

Im Ganzen charakterisirt die kirchlichen Gemeinden auf der Steppe das sehr bewußte Verlangen nach Autonomie. Es ist ein Grundsatz bei ihnen, der lautet: „Nur nex Nois". Sie halten steif und fest an ihren väterlichen Traditionen und gestatten dem Pastor keinerlei Subjectivismus. Damit wird denn allerdings manches bedenkliche Experiment von den Gemeinden fern gehalten, aber auch manche heilsame Anregung zum Fortschritt in liturgischen und andern

Dingen muß unterbleiben, will anders der Pastor mit seiner Gemeinde Frieden haben.

Ein Punkt muß noch hervorgehoben werden, um von den Verhältnissen der Colonien ein vollständiges Bild zu geben. Es ist dies das Brüderwesen.

Aus dem Würtembergischen wurde in die schwäbischen Colonieen das Brüderwesen importirt, und unter den Einflüssen des Steppenlebens, d. h. des Mangels an geistiger und geistlicher Bewegung, der durch die völlige Abgeschlossenheit von größerer kirchlicher Gemeinschaft entsteht, hat es hier eine sehr ungesunde Art angenommen. Auch spürt man noch die Nachwirkungen jener Zeit, in welcher die Gemeinden sich geistlich selbst verwalteten. Die charakteristischen äußeren Erscheinungen des Brüderwesens sind folgende. Die Brüder versammeln sich abwechselnd in Privatwohnungen. Hier nehmen sie Hillers oder Goßner's oder Bogatzky's Schätzkästlein oder auch die Bibel selbst vor sich, schlagen beliebig auf, nehmen ein Wort aus dem Zusammenhang heraus und verbreiten sich darüber. Inzwischen erwacht das Verlangen zum Beten in den Versammelten, und sobald der Sprecher geendet, beginnt nun das Reihengebet, indem Einer nach dem Andern sich in Gebeten ergießt, die aber in Reflexionen über den eigenen Seelenzustand ausgehen. Zuweilen beten auch Frauen. An einem Abend sollen 43 Weiber der Reihe nach gebetet haben. In diesen Gebeten dreht sich nun alles um die Bekehrung. Man erzählt öffentlich vor der Versammlung, in welchem Sündenschmutz man stak, man dankt Gott, daß man aus demselben herausgekommen ist, und bittet dann mit Nennung der Namen für die Bekehrung von dem und dem, wohl auch für die Bekehrung von Vater und Mutter, ja selbst für die Bekehrung des Pastors.

Gälte es nun in diesen Versammlungen, ein sonst nicht zu befriedigendes Bedürfniß zu stillen, so dürfte man es nicht wagen, selbst wenn ab und zu etwas Ungeschicktes vorkäme, sie zu tadeln, denn das hieße den Geist dämpfen. Aber es liegt diesen Versamm=

lungen doch vorwiegend das Bedürfniß zu Grunde, in der „Weltkirche" die „wahre Kirche" darzustellen, und man gerirt sich als die Versammlung der allein von Herzen Bekehrten, und das ist das Ungesunde und Seelengefährliche an diesen Versammlungen. Man mißachtet in großem Hochmuth das geistliche Amt, man schätzt die Sacramente und die Predigt gering, man hält den kirchlichen Gottesdienst für eitel äußerlich Werk ohne Wahrheit und ohne Segen, und wer nun dem allen nicht beistimmt, ist einfach ein Weltmensch, der nicht gehört werden darf, auch wenn er ein Pastor ist. Andrerseits wollen die Brüder in der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinde nicht etwa zur Seite stehen, sondern halten sich berechtigt, hier einflußreiche Stellungen zu gewinnen.

Das geistliche und sittliche Leben der Brüder ist ein krankes. Die Buße artet in ein selbstgefälliges Erzählen seiner Sünde und Schande aus, um damit die Augen der Versammlung auf sich zu ziehen, und das thun oft die Männer vor ihren eigenen Weibern und zerstören so das Vertrauen derselben. Der Glaube der Brüder ist ein aufwallendes Gefühl, hervorgerufen durch Gesänge und Gebete, das sie für eine Versiegelung des Gnadenstandes halten, aus dem sie glauben, niemals wieder fallen zu können. Die Gewißheit der Seligkeit gründen sie allein auf den Act des Durchbruchs zum neuen Leben, und sie halten nur den für einen Bruder, der Tag und Stunde seiner Bekehrung genau angeben kann. Kennst Du Deinen Geburtstag? — Mit dieser Frage wird der Mitchrist auf die Probe gestellt. Weiß er die rechte Antwort zu geben, so ist er ein Bruder, außerdem aber ein Weltkind. Die leiseste Andeutung davon, daß die Taufe das Bad der Wiedergeburt sei, erweckt ihnen ein Grauen, und wer sich durch Absolution und Abendmahlsgenuß getröstet fühlt, ist in ihren Augen noch ein todter Christ. Wer keine Augen hat, sagen sie, kann keine Sonne sehen. Die Heiligung machen sich die Brüder zu leicht. Sie meinen das Wichtigste gethan zu haben, wenn sie in die Versammlung gehen, öffentlich beten und ihre Sünden bekennen

und ein unbarmherziges Gericht über die „Weltkinder" halten. Dagegen nehmen sie es mit dem sittlichen Wandel weniger genau, und begnügen sich zu gern, wenn sie nur die allergröbsten Verstöße gegen die Sittlichkeit vermeiden, namentlich keine Wirthshaussitzer und Trinker sind. Geschlechtliche Verfehlungen sehen sie milder an. In den Familienverhältnissen, in der Redlichkeit in Handel und Wandel stehen sie den Weltkindern durchschnittlich nicht voran. Jede Predigt, welche auf tiefere Erkenntniß der Sünde, auf strenge Gewissenhaftigkeit, auf rechtschaffene Früchte der Buße dringt, wird von ihnen als „Gesetzespredigt" verdammt. Nur der Prediger sagt ihnen zu, der „Brüder" und „Weltkinder" scharf unterscheidet und sich offen auf die Seite der Ersteren stellt.

Demnach muß man sagen, daß das Versammlungs- und Brüderwesen auf den Colonieen sich als ein gefährlicher Krebsschaden an dem Organismus der dortigen Kirche erweist, und es ist lehrreich zu sehen, wie eine Krankheit, die auch dem heimischen Kirchenwesen nicht fremd ist, auf fremden Boden unter günstigen Bedingungen sich entwickelt hat. Aufgabe des Amtes aber dürfte es sein, alle diejenigen unter den Brüdern, die eine lautere Gesinnung haben und ernstlich trachten, Christum zu erkennen und ihm zu leben, aus ihnen mit aller Geduld und Treue herauszuarbeiten, das Brüderwesen als solches aber mit allen Mitteln der Seelsorge zu überwinden, während die Kanzelpolemik jedenfalls höchst bedenklich ist. Ein wichtiges Moment wäre gleichfalls eine gesunde Schulbildung, die Geist, Gefühl und Willen in harmonischer Weise nach christlichen Grundsätzen entwickelt, während die socialen Reformen, wie die russische Regierung sie intendirt, schwerlich gesündere Zustände in den Gemeinden herbeiführen werden.

VI.

Aus Kiew und Moskau.

Wir verabschieden uns am 2. April in Wessely Kut von dem theuren Freund B. und nehmen nun die Richtung nach Moskau. Doch die Fahrt ist zu lange, um sie auf einmal zurückzulegen, und so machen wir in Kiew Station, und widmen unter der freundlichen Führung des dortigen Pastors der Besichtigung von Kiew einen Tag.

Wie schön liegt Kiew, schöner als irgend eine Stadt im russischen Reich. Auf Kalkfelsen erbaut zieht sie sich in weiter Ausdehnung, dem Auge immer nur theilweise sichtbar am mächtigen Dnieperstrom dahin. Weit hin leuchten die goldenen Kuppeln der Hauptkirchen und entzücken das Auge dessen, der zum ersten Mal die schöne Stadt erblickt. Und der Anblick ist um so lieblicher, weil durch die ganze Stadt sich Gärten und Anlagen hindurch ziehen, die in ungezwungener Weise leicht und frei mit den Gruppen der Häuser wechseln. Die Stadt zählt 60—70,000 Einwohner, und hat gleichwohl 52 Kirchen, früher soll sie 400 gezählt haben. Viele Klöster birgt die Stadt in ihrer Mitte, und alles das gemahnt den Fremden schon beim ersten Blick, daß Kiew eine Stadt der Heiligthümer sei.

Und so ist es auch. Kiew war die erste Metropole des russischen Reiches und der russischen Kirche. Die heiligsten Erinnerungen des russischen Volkes knüpfen sich an den Namen Kiew. Hier liegen die Gebeine seiner geistlichen Väter, hieher wallt das Volk, um bei den Reliquien der Heiligen zu beten, und nicht ohne die tiefste Andacht schreitet der Russe durch das goldene Thor von Kiew.

Versuchen wir es, uns hier in die Anfänge der russischen Kirche zurückzuversetzen, indem wir die geschichtlich denkwürdigsten Orte besuchen.

* * *

Wir stehen am Ufer des mächtigen Dneperstroms. Weit hinaus reicht der Blick, er findet nichts Schönes. Und doch folgt das Auge den Fluthen, die hin zum schwarzen Meere eilen, fast mit Andacht nach. Dieser Strom war der Weg, auf dem ein großes Volk aus der Ferne sich die Kunde des Evangeliums holte. In seine Fluthen stieg einst das russische Volk hinab, als es ein Volk von Christen ward und nahm die Taufe. Auf 200 bewaffneten Fahrzeugen, erzählt die Sage, fuhren einst Askold und Dir, die Fürsten von Kiew, in den Bosporus, und rückten bis vor Constantinopel. Da trug Photius unter Lobgesängen das Gewand der Mutter Gottes aus dem Tempel, tauchte es in die Fluthen des Meerbusens und das im Sturme aufbrausende Meer zerstreute die Fahrzeuge der Russen. Askold und Dir glaubten an den Gott, der sie gezüchtigt hatte. Sie kehrten als Christen nach Kiew zurück. In ihrer Begleitung befand sich ein Bischof. Vor dem versammelten Volk, vor den Bojaren und Aeltesten schlug der Bischof das Evangelium auf und fing an, ihnen von dem Erlöser und seinen Wundern zu erzählen, auch erzählte er aus dem alten Testament das Wunder von den drei Jünglingen im feurigen Ofen. Da antworteten die Russen: Wenn sie nicht auch etwas von der Art sehen würden, wie das, was mit den Jünglingen im feurigen Ofen geschah, so wollten sie nicht glauben. Er sollte das Buch des Evangeliums in's Feuer werfen. Würde es unbeschädigt bleiben, so würden sie sich zum Gotte der Christen bekennen. Da rief der Bischof aus: „Herr verherrliche Deinen Namen vor diesem Volke" — und legte das Buch in's Feuer. Das Feuer verzehrte den Umschlag, aber das Evangelium blieb unversehrt. Nachdem sie das gesehen, sagt Photius, ließen sich die groben Naturen, vom Wunder bewältigt, taufen. Dies geschah im Jahre 867.

Es war etwa 100 Jahre später, als die Großfürstin Olga auf demselben Dnieper hinabfuhr nach dem schwarzen Meere und mit großem Gefolge Constantinopel besuchte. Der Patriarch wurde selbst ihr Lehrer und taufte sie, der Kaiser Constantin war ihr Taufpathe. Der Patriarch segnete die rechtgläubige Olga mit dem Kreuze, das sie dann nach Kiew brachte, und verhieß ihr Ruhm in ihrer Nachkommenschaft. Sie starb im Jahre 969. Unter Swätoslaw gedieh das Christenthum in Kiew nicht. Sein Sohn Wladimir stellte an den Ufern des Dnieper neue Götzenbilder auf, und vergoß auf dem Götzenaltar das Blut der Christen. Aber es war der letzte Versuch, durch Götzenopfer das befleckte Gewissen zu reinigen, und dieser Versuch gewährte ihm keine Ruhe. Der Großfürst wurde von Unruh und von Zweifeln hin und her getrieben. Da nahten zu ihm erst die bulgarischen Muselmänner und lobten ihren Glauben, und die Beschreibung von dem Paradiese Mohameds gefiel dem wollüstigen Fürsten, aber die Beschneidung erschien ihm als ein verhaßter Gebrauch, und das Verbot des Weintrinkens nicht übereinstimmend mit den Sitten der Russen. Die eifrigen Diener des Papstes sprachen von der Größe des unsichtbaren Gottes und von der Richtigkeit der Götzenbilder, doch antwortete ihnen der ruhmreiche Fürst, der die Politik des Papstes wohl kannte: „Unsere Väter haben den Glauben nicht von den Päpsten angenommen.“ Nachdem er die Chasarischen Juden angehört hatte, fragte er sie: Wo ist euer Vaterland? „In Jerusalem antworteten die Hebräer, aber in seinem Zorn hat uns Gott in fremde Länder zerstreut.“ Und ihr von Gott Gestrafte, rief der kluge Fürst aus, wagt zu wünschen, daß auch andere ihres Vaterlandes beraubt werden möchten? Zuletzt wurde auch ein Philosoph angehört, ein griechischer Mönch. Dieser, nachdem er das Irrthümliche aller übrigen Glaubensmeinungen dargelegt hatte, trug den Inhalt der Bibel, die Geschichte der Rechtgläubigkeit vor und entwarf zum Schlusse das Bild des schrecklichen Gerichtes Gottes mit dem Lose der Gerechten und der Sünder. „Wohl denen, die

zur Rechten stehen, aber wehe den Sündern zur Linken", sagte der Fürst mit einem tiefen Seufzer. „Laß dich taufen und du wirst mit den ersten im Paradiese sein" — sprach der bescheidene Mönch.

Dieser letzte Prediger hatte Wladimir besiegt. Aber seine Bojaren riethen ihm, verständige Männer auszusenden, welche überall an Ort und Stelle die ihm angepriesenen verschiedenen Religionen prüfen sollten. Wladimir sandte zehn gute und verständige Männer ab. Sie kamen zu den Bulgaren, in die deutschen Lande und zuletzt nach Constantinopel. Der Kaiser ließ durch den Patriarchen in Gegenwart der Gesandten einen feierlichen Gottesdienst abhalten. Die Pracht der Sophienkirche, die Gegenwart der ganzen Geistlichkeit, der harmonische Gesang, die Erhabenheit wie die Einfachheit des ganzen Gottesdienstes versetzten die Gesandten in Entzücken. Nach Kiew zurückgekehrt, sagten sie dem Fürsten: Im Tempel der Griechen wußten wir nicht, ob wir im Himmel oder auf Erden standen! Dort ist Gott wahrhaft mit den Menschen, und wie jeder, der das Süße geschmeckt, nicht mehr das Bittere begehrt, so wollen auch wir, nachdem wir den Glauben der Griechen kennen gelernt, nicht mehr unsern Göttern dienen. Die Bojaren und Aeltesten bemerkten Wladimir, daß, wenn der Glaube der Griechen nicht der beste wäre, die Großmutter des Großfürsten, Olga, die weiseste unter den Menschen, ihn nicht würde angenommen haben. „So lassen wir uns denn taufen", sprach Wladimir. Aber wo?

Der kriegerische Fürst wollte die Griechen nicht demüthig um Unterweisung im neuen Glauben bitten. So entschloß er sich, den Glauben mit den Waffen zu erkämpfen. Wiederum zog er mit seinen Russen den Dnieper hinunter, bekriegte Taurien und belagerte das griechische Cherson. Von hier aus ließ er nach Byzanz sagen, man solle ihm die Hand der Prinzessin Anna geben, im Weigerungsfalle würde er die Hauptstadt einnehmen. Man sagte ihm die Prinzessin zu, wenn er den griechischen Glauben annehmen wollte. Ehe aber die Prinzessin ankam, wurde er von einer schweren Augenkrank-

heit befallen und erblindete gänzlich. Als die Prinzessin nach Cherson kam, rieth sie ihm, sich alsbald taufen zu lassen, damit er wieder sehend würde. Er folgte ihrem Rathe, und siehe, als der Bischof die Hand auf den aus dem Taufwasser heraufsteigenden Fürsten legte, wurde Wladimir das geistige und leibliche Auge geöffnet, und mit Entzücken rief er aus: Nun habe ich den wahren Gott geschaut. Ein neuer Mensch kehrte er nach Kiew zurück. Hier ließ er seine zwölf Söhne taufen, dann zerstörte er die Götzenbilder; Perun, den Hauptgötzen ließ er an den Schweif eines Pferdes binden, ihn vom Berge herabschleifen und in den Dnieper stürzen. Mittlerweile ließ Wladimir in der Stadt bekannt machen, daß andern Tages alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Standes sich an den Ufern des Dnieper zur Annahme der Taufe zu versammeln hätten. Das Volk gehorsamte. Wenn der neue Glaube nicht besser wäre, würden der Fürst und die Bojaren ihn nicht angenommen haben. So urtheilte das Volk, und eilte den Willen des Fürsten zu erfüllen. Eine ungeheure Masse Volkes, Greise und Jünglinge, so wie Mütter mit ihren Säuglingen erschienen am Ufer des Dnieper. Wladimir langte mit der Geistlichkeit an, das Volk trat in den Fluß, einige bis zum Halse, andere bis an die Brust, die Erwachsenen hielten die kleinen Kinder in den Armen, die Geistlichen am Ufer lasen Gebete, Wladimir betete in Begeisterung zum Herrn und empfahl ihm sich und das Volk. Von Kiew aus verbreitete er das Evangelium in weite Kreise des russischen Großfürstenthums, und so erlangte Wladimir den Namen des Apostelgleichen.

* * *

Diese historischen Erinnerungen erwachen am Dnieperstrom und beleben das monotone Bild der uns umgebenden Natur. Sie treten uns auch auf Schritt und Tritt entgegen, wenn wir nun die Heiligthümer Kiews besuchen. Die kirchlichen Bilder entnehmen ihre Motive aus ihnen, die Kirchen selbst sind zum Theil ihrem Ge=

dächtniß geweiht. Auf der Stelle, wo das Volk getauft worden, finden wir einen Tempel, der dem Apostel Petrus geweiht ist. An der Stätte des niedergeworfenen Perun wurde ein Tempel zu Ehren des großen Basilius erbaut. Da wo die ersten beiden russischen Glaubenszeugen starben, ward der Gottesgebärerin mit besonderer Liebe ein Tempel aufgeführt und bereichert, der jetzt die Zehntkirche heißt.

Wladimirs Sohn, Jaroslaw, der das Werk seines Vaters fortsetzte, erbaute den herrlichen Tempel der Sophia. Er ist ein sprechendes Zeugniß von der innigen Verbindung der Kirche zu Kiew mit der byzantinischen, denn er ist die treue Copie der Sophienkirche in Constantinopel, jedoch in kleinerem Maßstabe ausgeführt, auf das Freigebigste geschmückt mit Gold, Silber, Edelstein, mit theuren Gefäßen und Mosaik, so daß diese Kirche einst mit Recht die Bewunderung der umliegenden Völker auf sich zog, und noch jetzt den beschauenden Fremden mit Bewunderung erfüllt. Diese Sophienkirche in Kiew ist wohl die schönste Kirche Rußlands, und vielleicht eine der schönsten der Welt. Sie ist eine so treue Copie der alten Sophia in Constantinopel, daß sie sogar an den Wänden des Aufgangs zu den Gallerien die Jagdscenen wiedergiebt, welche der fanatische Byzantiner einst über die Heiligenbilder malen ließ. Es ist hier nicht der Ort, auf das Einzelne einzugehen. Soll ich aber den Total=Eindruck wiedergeben, so habe ich hier empfunden, wie jene Abgesandten Wladimirs einst dem Fürsten sagen konnten: Im Tempel der Griechen ist Gott wahrhaft mit den Menschen. Es liegt ein geheimnißvolles Dunkel über dem Ganzen, Ehrfurcht erfüllt die Seele wie an einem Orte, da Gott wohnt, freilich nicht der Gott, der uns in Christo geoffenbart ist, sondern der Gott des alten Bundes, der im Dunkel wohnt, zu dem nur die Priester nahen, während das Volk draußen bange auf ihren Segen harrt. — Die Sophia enthält übrigens neben vielen kostbaren Denkmälern des Alterthums eines der größten nationalen Heiligthümer des Reiches, nämlich das Kreuz, welches die heilige Olga in der Taufe vom Patriarchen entge=

gengenommen hatte, und welches sie nach Kiew brachte. Es findet sich zur rechten Seite des Altars, und trägt die Inschrift: Das von der rechtgläubigen Fürstin Olga, der Mutter des Swätoslaw in das russische Land gebrachte Kreuz. Der Metropolit Hilarion spricht in seiner Lobrede auf Wladimir von diesem Kreuz, wenn er sagt: Du und Deine Großmutter Olga, die das Kreuz aus dem neuen Jerusalem, der Stadt Constantins herbeigebracht, und es in ihrem Lande aufgestellt haben.

Daß Kiew auch die ältesten Bilder und Reliquien enthält, läßt sich denken. Wladimir brachte mit der Nachricht von dem neuen Glauben, den er seinen Unterthanen mittheilte, auch Bilder und Reliquien des heiligen Clemens, Bischofs zu Rom, und seines Schülers Theba aus Corsun mit sich und legte sie in der Zehntkirche nieder. Constantinopel, damals ein Aufbewahrungsort von Reliquien, trat der russischen Frömmigkeit nicht wenige derselben ab. Eine der am meisten verehrten Reliquien ist die der heiligen Barbara. Auch eines von den neun wunderthätigen Muttergottesbildern, die die russische Kirche birgt, finden wir in Kiew. Es ist in der Kirche des Höhlenklosters. Doch das führt uns nach einem andern Theil, dem höhergelegenen, den jetzt die Citadelle einnimmt, durch die wir in das berühmte Höhlenkloster gelangen. Dorthin lenken wir unsre Schritte.

* * *

Wenn Kiew im Allgemeinen dem Russen als eine heilige Stadt gilt, so ist ihm das Höhlenkloster mit seinen Katakomben vollends eine geheiligte ehrfurchtsvolle Stätte. Hieher pilgern jährlich 130,000 fromme Russen. Es finden sich solche Pilger fast zu allen Zeiten des Jahres ein. Zu gewissen Zeiten aber soll der Zudrang ein ganz unbeschreiblicher sein. In diesem Höhlenkloster d. h. in der Kirche desselben und in den nahe dabei befindlichen Katakomben liegen die Leiber der Heiligen der russischen Kirche. Ehrfurchtsvoll küßt der

fromme Russe den Boden, in dem sie ruhen und glaubt sich durch die Berührung dieser heiligen Stätte gesegnet und geweiht.

Doch es ist vielleicht manchem Leser angenehm, wenn ich ihn in jene Zeit zurückführe, aus welcher das Höhlenkloster stammt.

Den ersten Grund dazu hat Antonius der Einsiedler gelegt. Er hieß mit seinem bürgerlichen Namen Antip und war gebürtig aus Ljubetscha in Kleinrußland. Er kam auf seinen Wanderungen nach dem Berge Athos und nahm hier das Mönchsgewand. Der Abt des Klosters, der ihn einkleidete, sagte zu ihm: Gehe hin nach Rußland und sei ein Segen des heiligen Berges, durch dich wird die Zahl der Mönche vermehrt werden. Antonius kam nach Kiew und ging mit sich zu Rathe, wo er bleiben solle. Als er zu einem Hügel kam, wo Hilarion eine Höhle gegraben hatte, so gefiel ihm dieser Ort so wohl, daß er beschloß hier zu bleiben. Brod und Wasser war ihm Speise und Trank, Gebet und Arbeit seine Beschäftigung. Noch andere kamen zu ihm, unter ihnen bemerkenswerth sein Schüler Theodosius. Es grub sich jeder in der Höhle eine eigene Zelle aus, bis auf diese Weise fünfzehn Brüder in der Höhle zusammenwohnten. Antonius, der gewohnt war allein zu leben, und keinerlei Unruhe und Geräusch liebte, setzt den Waarlam zum Abte ein und schloß sich in seiner Höhlenzelle gänzlich ab. Um aber noch weniger mit irgend jemand in Berührung zu kommen, begab er sich auf einen andern Hügel, grub sich eine Höhle und verschloß sich in ihr. Er wurde nun zum Wunderthäter und zum Propheten. Später nahm ihn Swätoslaw aus dieser Höhle weg und mit nach Tschernigow. Dort gefielen dem Freunde der Einsamkeit die Boldiner Berge, er grub sich in ihnen eine Höhle und ließ sich in derselben nieder. Später kehrte er aber wieder nach Kiew zurück und starb in der Höhle, welche er sich gegraben, nachdem er von den andern Höhlenbrüdern sich getrennt. Er entschlief im Jahre 1074, nachdem er die Stätte, an der die Kirche der Mutter Gottes gebaut wurde, gesegnet und mit dem Kreuzeszeichen bezeichnet hatte. Sein Leib ruhte erst in

der Höhlenzelle, in welcher er starb, wurde aber später von Theodosius in die Klosterkirche herübergetragen, wo er noch ruht, ein Gegenstand der Verehrung für jeden frommen Russen. Unter den Höhlenbrüdern, die sich um Antonius gesammelt hatten, war auch Theodosius. Im Jahre 1062 erwählten ihn die Brüder zum Abte. Die Sage berichtet nicht blos von den strengen Büßungen, die er sich auferlegt, sondern auch von der Demuth, mit welcher er die niedrigsten Dienste leistete und damit oft die andern Brüder beschämte. Auch von ihm sagt die Legende, daß er die Gabe empfangen habe, Kranke gesund zu machen. Theodosius verließ mit den Brüdern die Höhle, weil die Zahl derselben sehr zunahm und der Raum zu enge wurde, und suchte eine andere Stelle in der Nähe für das Kloster aus. Verschiedene Wunder sollen die Gründungsstelle der neuen steinernen Kirche bezeichnet haben; so lange die Brüder in der Höhle gewohnt, hatten sie nur eine hölzerne Kirche. Nachdem er den Grundstein zu der neuen Kirche gelegt, um welche herum dann auch die Zellen der Mönche entstanden, wie sie jetzt noch bestehen, entschlief er am 3. Mai 1074. Sein Leib wurde im Jahre 1090 aus seiner Höhlenzelle in die neue Klosterkirche herübergetragen.

Diese beiden, Antonius und Theodosius, gelten als die größten Heiligen der russischen Kirche. Man findet sie allenthalben mit besonderer Vorliebe abgebildet und mit besonderer Hingabe verehrt. Ihre Reliquien geben der Klosterkirche ihre besondere Weihe. Doch wir steigen noch einmal hinab in die Katakomben. Die Höhlenzellen, die wir rechts und links von den Höhlengängen, gleich Nischen, in den Felsen eingegraben finden, waren von den Brüdern verlassen, nachdem Theodosius das neue Kloster gegründet hatte. Aber gewiß zogen sie sich zuweilen hier in die Einsamkeit zurück, und es fehlte nicht an solchen, die das Einsiedlerleben fortsetzten, und noch weitere Gänge gruben, wie denn unzweifelhaft dieses düstere und abgeschlossene Leben dem Zuge der Schwermuth entspricht, der sich im slavischen Charakter findet. Später aber wurden die Höhlenzellen benutzt, um die Leiber von be=

sonders hervorragenden Mönchen in dieser geweiheten Erde zu bestatten. So hat sich das ursprüngliche Höhlenkloster in die Katakomben umgewandelt, und wenn man jetzt diese unterirdischen Gänge durchwandert, so befindet man sich gewissermaßen in dem Schlafsaal der alten russischen Heiligen und Mönche. Jede Zelle birgt einen Sarg mit etlichen Reliquien. Manche wurden auch da begraben, wo sie bis zum Tode gelebt und gelitten. Auch die auf dem gegenüberliegenden Hügel gegrabenen unterirdischen Gänge mit ihren Höhlenzellen, deren erste von der Hand des Antonius herrührt, wurden fortgesetzt, noch eine Zeit lang von Höhlenbrüdern bewohnt, und dann zu Grabmälern benutzt. Der merkwürdigste jener Höhlenbrüder war Johann der Einsiedler. Die Sage berichtet von ihm, er sei zur Höhle des ehrwürdigen Antonius gegangen und in ihr einen Tag und eine Nacht geblieben, indem er an seinem Grabe betete. Er hatte bisher vergeblich gegen die Lüste des Fleisches gekämpft, jetzt hörte er die Stimme des Heiligen also zu ihm sprechen: Johann, Johann, du mußt dich hier einschließen, um wenigstens durch Nichtsehen und Schweigen den Kampf schwächer zu machen, der Herr wird Dir durch die Gebete der Heiligen helfen. Und Johann schloß sich in der engsten und dunkelsten Höhle ein; der Kampf hörte nicht auf, dreißig Jahre sind in dieser Höhle verbracht worden und dreißig Jahre hat der martervolle Kampf gedauert. Nicht wissend, was er mit sich thun sollte, entschloß er sich zu einem noch schwereren Werke. Er grub eine Grube, setzte sich bis zur Brust in dieselbe und schüttete Erde um sich herum. In dieser Stellung verblieb er während der ganzen großen Fasten. Seine Füße brannten, die Sehnen zogen sich zusammen, aber Johann war froh im Geiste, daß er das Feuer der Sünde nicht mehr fühlte. So die Sage.

* * *

Der dienende Bruder, der uns in den Katakomben geleitet, hat uns die Kerzen wieder abgenommen und wir sind aus der Tiefe

wieder ans Tageslicht heraufgestiegen. Wir widmen noch einen kurzen Blick den Bücher- und Bilderläden des Klosters. In den Bücherläden finden wir kostbare Evangelienbücher für den Altar und für den Privatgebrauch, wir finden die Liturgieen des h. Basilius und die des Chrysostomus, in schönster Ausstattung, andere kirchliche Bücher, alle mit den Typen der alten slavonischen Schrift prächtig gedruckt, außerdem aber auch Katechismen, biblische Geschichten, Hymnensammlungen, Gebetbücher; wir finden also auch die kirchliche Volksliteratur vertreten. Freilich nehmen die in der Nähe befindlichen Bilderläden einen weit größeren Umfang ein. Die Nachfrage nach den Bildern wird also doch wohl viel größer sein, als die nach den Büchern, schon aus dem Grunde, weil die wenigsten von den Bauern, die hieher wallfahren, vom Lesen etwas verstehen. Die Bilder und Kreuze sind in reicher Auswahl vorhanden. Während früher die Bildermalerei in sehr roher Weise geschah, und häßliche ganz schwarze Bilder für besonders heilig galten, indem sie so den altehrwürdigen Bildern glichen, so scheint man jetzt die „Gottesmaler" in bessere Aufsicht zu nehmen und darüber zu wachen, daß möglichst gute Bilder verkauft werden. Diese Bilder gehen von hier aus weit hin ins Reich. Wenn dem deutschen Bauern Bibel, Gesangbuch und Stark's Gebetbuch ein wichtiges Stück vom Hausrath ist, so hat der russische Bürger und Bauer als einziges Mittel der Andacht und des häuslichen Gottesdienstes seine Bilder und ein Kreuz, der begüterte fromme Russe aber hat in seinem Prunkgemach eine kleine Ikonostas, d. h. eine Wand mit Heiligenbildern. Sind Bilder oder Kreuze gekauft, so bringt man sie zum Priester, und läßt sie auf den Altar legen. Durch die Berührung mit dem Altar, der das Allerheiligste ist, was es gibt, werden die Bilder und Kreuze geweiht und werden nun als Heiligthümer des Hauses angesehen.

Gerade die Klöster sind die Stätten, wo diese Frömmigkeit des Volkes genährt und die Mittel für ihre Uebung dargereicht werden. Wie die Jesuiten in der katholischen Kirche den kirchlichen Sinn des

Volks am besten durch einen gesteigerten Mariendienst zu beleben suchten, so wissen die „schwarzen Geistlichen", d. h. die Mönche durch den Bilderdienst das russische Volk in der kirchlichen Frömmigkeit zu erhalten. Bilder für Bücher, Bilderdienst statt fleißigen Hörens und Lernens des göttlichen Wortes. Es mag eine ungeheure Aufgabe sein, die durch die tiefgewurzelten socialen Verhältnisse, durch die Jahrhunderte lang gehegte völlige Unmündigkeit des russischen Volkes, durch die vorherrschende materialistische Art und sinnliche Weise alles aufzufassen, sehr erschwert wird, wenn diese Volksmasse mit dem Licht der Erkenntniß erleuchtet werden soll, aber welch ein religiöser Bankerott steht bevor, wenn die frivole Aufklärung sich der Volksbildung hier bemächtigen und diesem Volke die Fackel anzünden wird, wenn mit dem Aberglauben dann Alles zusammenbricht, weil keine Ueberzeugungen vorhanden sind, die in Spruch und Lied, in der aus dem Unterricht des göttlichen Wortes geschöpften Erkenntniß solide Unterlagen haben. Jetzt ist die Herrschaft der Klöster über das Volk noch eine mächtige, wird sie es immer bleiben? Mehr Bücher, weniger Bilder, mit diesem Stoßseufzer verlassen wir die Lawra. „Die Geistlichkeit läßt sich die Bildung des Volkes ernstlich angelegen sein und wendet viel Eifer und Mühe auf die Errichtung von Elementarschulen bei den Kirchen und Klöstern, deren im Jahre 1869 bereits 16,287 bestanden, in denen 335,130 Knaben und 54,917 Mädchen, also zusammen 390,047 Kinder im Lesen und Schreiben, sowie in der Religion unterrichtet wurden. In diesem Bestreben findet die Geistlichkeit eine erfolgreiche Unterstützung von Seiten der Fürsorge-Vereine, die sich mehr und mehr bei den Pfarrkirchen aus dienstwilligen Pfarrkindern bilden. Außerdem bestanden noch in der Mehrzahl der Eparchieen, namentlich in 48 derselben, Sonntagsschulen, in welchen die Seminaristen den Unterricht ertheilen und damit zugleich eine Uebung in der Pädagogik gewinnen". — Das ist ein Anfang, das lang Versäumte nachzuholen, aber 400,000 Schulkinder gibt für 62 Millionen orthodoxe Christen erst 1 Schulkind auf

155 Seelen. Der Staat bemächtigt sich jetzt auch in Rußland der Schule; wird er die Erziehung immer im Sinne der Kirche leiten? Wird sich nicht die Versäumniß der Kirche rächen, wenn der Staat thut, was die Kirche unterlassen hat? Wir fürchten es.

* *
*

Unter den Höhen, auf welchen Kiew erbaut ist, heißt eine — der lutherische Berg. Hier steht eine lutherische Kirche und darneben eine stattliche Schule, die nicht blos von Deutschen, sondern auch von Russen besucht wird. Wie in Odessa, so gedeiht in Kiew unter der Pflege des Pastors die Schule; es ist unserer Kirche eigen, und sie kann es nicht lassen, eine Pflegerin heilsamer Kenntnisse und Wissenschaften zu sein. Nirgends mehr wird die Behauptung des Liberalismus, daß die orthodoxe Richtung der evangelischen Kirche der Volksbildung entgegen sei, in ihrem Charakter als dumme=dreiste Lüge so aufgedeckt, als in den russischen Städten, wo Schulen entstehen und sich immer frischer entfalten durch die Initiative von Pastoren, die dem Bekenntniß der Kirche zugethan sind. Die Gemeinden unterstützen sie mit großen Mitteln, aber die Treibenden bei diesen schönen Gründungen sind überall die Pastoren.

Kiew hat überhaupt einen ungewöhnlichen Reichthum von weltlichen und geistlichen Bildungsanstalten. Neben dem Gymnasium blüht hier eine geistliche Academie. Man sucht diese Anstalten jetzt möglichst zu heben. Die Gymnasien sollen von nun an eine gründlichere humanistische Bildung gewähren. Es soll auch Griechisch gelehrt werden. Petersburg hatte im vorigen Jahr aus seinem philologischen Seminar nur vier Lehrer des Griechischen zu versenden; einer kam auch nach Kiew; aber als er des Dienstes entlassen werden mußte, konnte er nicht ersetzt werden, und so übernahm der Lehrer des Deutschen den Unterricht im Griechischen. — Die Academie bemüht sich, wie wir zu vernehmen Gelegenheit hatten, von der deutschen theologischen Wissenschaft zu profitiren. Die Büchersendungen

aus Deutschland finden bei den Professoren der Academie großen Absatz. In den öffentlichen Disputationen macht sich der Einfluß deutscher Kritik bemerklich, wenn auch noch schüchtern, und wird von den Vertretern der kirchlichen Tradition mit bedenklichen Augen angesehen. Wenn nur das Licht nicht blendet!

Vielleicht interessirt es manche Leser über die geistlichen Bildungsanstalten der russischen Kirche Näheres zu hören. Sie zerfallen in drei Kategorieen, a. in geistliche Schulen (etwa entsprechend unseren Domschulen), b. Seminare (für die niederen Cleriker), c. Academieen (für Begabtere, die sich zu höhereren Kirchenämtern eignen). Geistliche Schulen bestanden 1869 im Ganzen 189 mit 1322 Lehrern und 31,925 Schülern. Seminare gab es 51, mit 730 Lehrern und 14,846 Schülern, Academieen gibt es vier, nämlich in Kiew, Moskau, St. Petersburg und Kasan. Die Zahl der Lehrer und Vorsteher betrug hier 96, die der Studirenden 395. Der Lehrcursus zerfällt hier in einen gemeinschaftlichen für alle verbindlichen, und geht dann auseinander in eine speziell theologische, eine theologisch-historische, und eine philosophische Section; bei der St. Petersburger Academie besteht auch eine physiko-mathematische Section.*)

Charakteristisch ist für die russischen Verhältnisse, daß für die Bildung der Töchter der Priester und Kirchenbeamten in der Mehrzahl der Eparchieen jetzt durch Errichtung von weiblichen Schulen gesorgt wird. Um dieß zu verstehen, muß man wissen, daß die Priester nur Priestertöchter heirathen, und die Hebung des geistlichen Standes daher nicht möglich ist, so lange nicht auch für die Erziehung und höhere Ausbildung der Popentöchter von Seiten der Kirche gesorgt wird.

So kann man sagen, daß das Bildungsbedürfniß auch in der russischen Kirche anerkannt wird, und daß man seit einiger Zeit

*) Diejenigen, welche sich weiter interessiren, finden in der Geschichte der Kirche Rußlands von Philaret I., XIII. und XIV. den Lehrplan für die geistlichen Schulen, Seminare und geistlichen Academieen mitgetheilt.

ernstlich Hand anlegt, es zu befriedigen. Viel steht noch auf dem Papier, der ältere Clerus ist vielfach noch ungebildet und roh, trunksüchtig, gewinnsüchtig bis zum Feilschen über den Betrag der Stolgebühren u. s. w., unfähig zur Lehre und Predigt, nur befähigt zum Vollzug der Liturgie und der sacramentlichen Handlungen, in Mißachtung beim Volk, sobald er das Priestergewand ablegt. Der überwiegend liturgische Zug der russischen Kirche drückte bisher auf die klerikale Ausbildung und ließ das Studium der Schrift und seiner Handhabung in Predigt, Katechese und Seelsorge nicht zum Recht kommen, die Heiligen- und Reliquienverehrung unterdrückten den historischen Sinn, der starre Traditionalismus kam über der Reproduction der altüberlieferten kirchlichen Lehrformeln zu keiner dogmatischen Arbeit: — ob der neue Wein einer wissenschaftlichen Theologie die alten Schläuche der bisherigen kirchlichen Anschauung, Gewohnheit und Praxis nicht zerreißen wird? Jetzt hört man schon von vielen Neologen unter den jungen russischen Theologen. Jedenfalls riskirt die russische Hierarchie, indem sie dem Bildungsbedürfniß Concessionen macht, und die Ausgleichung zwischen Tradition und Wissenschaft ist vielleicht nirgends schwerer, als in Rußland.

* *
*

Noch einen Blick werfen wir auf Kiew zurück, von der prächtigen Eisenbahnbrücke aus, welche über den Dnieper führt. Weithin leuchten die Thürme noch in das flache Land hinein, und erst nachdem wir uns Meilenweit entfernt haben, tauchen die Thürme der heiligen Stadt am Horizonte unter. Die Fahrt geht nun durch lauter flache mit Wäldern bewachsene Gegenden nach Großrußland hinein, und Kursk ist die erste Hauptstation, an der wir einige Ruhe genießen. Die Fahrt ist sicher, aber langsam. Die Bahn scheint ganz nach amerikanischem System erbaut zu sein, sie steigt und fällt mit dem Terrain, manchmal kommt es einem vor, als könnte man mit laufen, dann geht es wieder in etwas rascherem Tempo, im Ganzen aber

wird viel langsamer gefahren, als bei uns. Der Aufenthalt ist auf beinahe sämmtlichen Stationen, die hier nun freilich etwas weiter auseinander liegen als bei uns, ein sehr beträchtlicher. Man promenirt der Wagenreihe entlang, bis das zweite Zeichen gegeben ist. Auf jeder Station ist heißer Thee zu haben, ohne den der Russe nun einmal nicht leben kann, auch sonst sind die Restaurationen sehr gut ausgestattet mit Speisen und Getränken, nur ist der Preis nach unsern Verhältnissen etwas sehr hoch. Die Stationen sind hier in Großrußland, wo es keine, oder nur wenig Juden giebt, nicht sehr belebt, und auch der nicht Eingeweihte kann vermuthen, daß diese ungeheuren Bahnstrecken wenig erträglich sein mögen.

In Kursk gab es eine kleine Verlegenheit an der Kasse, da der Expeditor nicht Deutsch verstand, oder wenigstens sich den Anschein gab. Der Betrag war ihm richtig vorgezählt, aber der Mann wollte noch mehr. Ich gehe nun in den Wartsaal, sehe mich nach Juden um, und ersuche einen mit mir zu gehen, indem ich ihm denselben Betrag übergebe, mit der Bitte, mir das Billet zu besorgen. Der Jude bekommt es ohne Weigern, weil er russisch versteht. Hier, wo alles nur russisch sprach, haben mir freundliche Juden auch noch andere Dienste gethan. — In dem Wartsaal fand ich eine deutsche Familie aus Ostpreußen, Vater, Mutter, kleine und große Kinder. Sie kamen aus der Gegend von Berliansk am asowschen Meere, wo der Mann als Landwirth sein Glück zu machen versucht hatte. Der Versuch war mißlungen, die Familie war nun auf der weiten Rückreise in die deutsche Heimath. Die Kinder freuten sich auf die Rückkehr und ertrugen so willig die Beschwerden der Reise. Sie hatten sich wohl recht fremd gefühlt am asowschen Meere, und wußten nun, was die deutsche Heimath war. Es hat ja wohl schon mancher Deutsche in Rußland Heimweh bekommen, wenn es auch noch viel Mehreren eine neue Heimath geworden ist.

Auf der weiteren Fahrt berührt man Orel und Tula, zwei auf Höhen sich hinziehende größere Städte, die von weitem, namentlich

bei schöner Beleuchtung mit ihrem echt russischen Charakter einen anziehenden Anblick gewähren. Die erstere, die Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements liegt auf dem steilen Ufer der Oka. Die Stadt hat nur 34,000 Einwohner und zählt doch 24 Kirchen. Hier entwickelt sich auch eine bedeutende industrielle Thätigkeit. Auch die zweite Stadt liegt schön, an der Mündung der Tuliza in die Upa. Hier finden wir eine großartige kaiserliche Gewehrfabrik, Fabriken, in denen die sogenannten tulaischen Waaren aus Stahl und Eisen gefertigt werden, die weithin berühmt sind, auch durch seine Dosen hat Tula einen Namen. — Außer diesen beiden Punkten weiß ich keine von Bedeutung anzuführen; Rußland ist nicht reich an Städten und größeren Orten. Doch bemerkt der Reisende, daß im mittleren Rußland die Dörfer einen solideren Charakter haben, als im Südwesten. Es herrscht hier der Holzbau, der oft nicht ohne Geschmack ausgeführt wird, und die Dörfer machen sammt ihren Bewohnern einen besseren Eindruck, als im Südwesten.

Wir nähern uns der Stadt Moskau, und obwohl der Morgen sehr trübe und neblich war, leuchteten doch die goldenen Kuppeln der Kathedralen weithin und sagten uns, daß wir dem herrlichen Moskau nahe seien.

* * *

Moskau macht den Eindruck einer Riesenstadt, sie hat sechs Meilen im Umfang. Und doch zählt sie nur 400,000 Einwohner. Aber die Russen vertragen keine engen Straßen und Gassen, keine hochgiebeligen Häuser; jeder bewohnt am Liebsten sein eigenes Haus, und baut es lieber kleiner. Und zwischen den Häusern ziehen sich auch hier Gärten und Gartenanlagen hin. Wir kennen das von Kiew her. Die Häuser der Stadt haben gewöhnlich weißen Anstrich, die Dächer sind grün und eher flach, als hoch, ganz wie in Kiew. So hat die Stadt einen malerischen Charakter, der gesammte Typus ist mehr orientalisch, als occidentalisch. Im Vergleich mit Petersburg ist Moskau eine

asiatische Stadt. Man fühlt sich übrigens hier weniger beengt, als unter der Last der Steinmassen, die sich in unsern großen Städten zusammenschieben, um Licht und Luft zu versperren. Aber so schön der Blick um uns her und zumal über das Ganze hin ist: — nach unten sehe man nicht zu viel, die Pflasterung, so weit eine solche vorhanden ist, ist fürchterlich. Tiefe Löcher sind nichts Seltenes. Und dabei, welches Gewühl von Droschken und Fuhrwerken aller Art. Man sagt uns, daß in den Straßen von Moskau 30—40,000 Fuhrwerke sich bewegen. Wenn die russischen Pferdelenker nicht solche Virtuosen wären, wer möchte sich in dieses Gewühl hinauswagen. Für das herrliche Moskau ziemen sich diese Straßen wirklich nicht. Aber man sage das dem Russen! Er wird etwa antworten: nitschevo, immer zu, es schadet nichts. Und wenn man schon meint, Hals und Bein zu brechen, so bekommt man den Trost: ne boisia fürchte dich nicht, es wird nichts passiren, oder: bog milostif Gott ist gnädig, sei unbesorgt! In alledem prägt sich die Indolenz des Charakters aus, die außer dem unmittelbaren sinnlichen Wohlsein im Ganzen wenig höhere Bedürfnisse kennt, und namentlich nicht die stricte Ordnung als zum gedeihlichen Leben nöthig zu erkennen vermag. Das Innere des spezifisch russischen häuslichen Lebens läßt Aehnliches erkennen, wiewohl wieder in gewissen Beziehungen die Sauberkeit aufs Höchste getrieben wird, wie denn z. B. Niemand so viel badet, als der Russe.

Der Ueberblick über die Stadt, etwa vom Glockenthurm des Kreml aus gesehen, ist großartig und sehr wirkungsvoll. Zählt man doch 400 Kirchen byzantinischen Styls, darunter viele mit 3, 5, mit 13 und 15, zuweilen aber auch nur mit einer Kuppel. Unter dieser Zahl befinden sich fünf Kathedralen und acht Hofkirchen. Es gibt schöne Paläste, aber ihrer sind im Verhältniß zur Größe und Bedeutung der Stadt weit weniger, als man erwartet. Die Kirchen ragen über Alles empor und fesseln den Blick; sie geben dem Ganzen entschieden seinen Charakter. Als Napoleon im Jahre 1812 seinen

Einzug gehalten hatte, wurde die Stadt angezündet. Die Feuersbrunst wüthete vom 14.—21. September und legte drei Viertheile der Stadt in Asche. Wir dürfen annehmen, daß das alte Moskau meist von Holz gebaut war. Es ist schöner wieder aufgebaut, und nicht mehr von Holz, aber einen europäischen Charakter nahm die Stadt damit nicht an, das orientalisch-asiatische Gepräge hat sie sich erhalten, und so repräsentirt sie eigentlich am Meisten das echt russische Wesen. Wenn Petersburg die erste Hauptstadt ist, weil dort der Kaiser thront und der Sitz der Reichsverwaltung sich befindet, so ist Moskau doch das Herz des russischen Reichs, wie denn der Kaiser hier sich krönen läßt. Hier wohnen noch immer die ältesten und reichsten Familien des Landes, und Moskau ist immerhin auch der Hauptsitz der Industrie und der Mittelpunkt des ganzen Handels des russischen Reichs. Wir sind hier im Herzen Rußlands und russisches Wesen wird man hier am lebhaftesten pulsiren hören, während Kiew ein Ort alt geheiligter Erinnerungen, Petersburg aber eine Stadt modernen Stils ohne Moskaus nationales Gepräge ist.

* *
*

Auch Moskau ist eine Stadt von hochkirchlichem Gepräge. Als Kiew sank, hob sich das Fürstenthum Susdal und zog die Metropolie an sich. Moskau wurde im 14. Jahrhundert Sitz des russischen Metropoliten. Unter dem frommen Zar Theodor aber begann vom Jahre 1588 an eine neue Periode der russischen Kirche, die sich durch den äußeren Glanz der Kirchengewalt auszeichnete. Nachdem der Metropolit schon bisher vermöge der Bedeutung der russischen Kirche patriarchalisches Ansehen genossen hatte, so gewann der fromme Zar die Patriarchen der morgenländischen Kirche für seinen Wunsch, daß der Metropolit von Moskau zum Patriarchen erhoben und die russische Kirche als fünftes Patriarchat den älteren morgenländischen Patriarchaten gleichgestellt werde. Am 23. Januar 1589 wurde der erste Patriarch von Rußland durch den Patriarchen Jeremias

aus Constantinopel in der Kathedralkirche geweiht. Dieses Patriarchat dauerte bis zum Jahre 1720, wo Peter der Große es auflöste, indem er die oberste kirchliche Gewalt dem heiligen Synod übertrug, in welchem er selbst den Vorsitz führte. — Kiew war der Ort der Reliquien und selbst gewissermaßen eine Reliquie aus der Urgeschichte der russischen Kirche geworden; der kirchliche Mittelpunkt, das Rom des Ostens war nun Moskau, und diese Heiligkeit verbreitet sich noch jetzt über die Stadt und gibt ihr ein hochkirchliches Gepräge.

Die Kirche beherrscht hier das Volksleben, und Frömmigkeit gehört zur Volkssitte, namentlich seit das spezifisch russische Nationalgefühl sich neu belebt. Wenn man durch die Straßen von Moskau geht, so wird dieser Eindruck auf Schritt und Tritt lebendig. Man geht nicht hundert Schritte, ohne wieder vor einem Tempel zu stehen, an allen Ecken und Enden Heiligen- oder Muttergottesbilder. Die Russen nehmen vor jedem Bilde den Hut ab, verneigen und bekreuzen sich, so daß die Straße nicht weniger Stätte des Heiligendienstes ist, als der Tempel. Nicht selten begegnen dem Fremden Bilder, die von Geistlichen in die Privathäuser zum Besuch der Kranken getragen werden. Eine Menge geistlicher Personen bewegt sich in der Oeffentlichkeit.

Das Heiligthum der heiligen Stadt ist der Kreml. Man versteht unter Kreml überhaupt eine Festung, oder einen mit Wall und Mauern umgebenen, meist im Mittelpunkt der Stadt gelegenen Stadttheil. Der Kreml von Moskau bildet einen Stadttheil von einer halben Stunde im Umfang. Diese Stadt in der Stadt ist von einer dicken, mit vielen Wachtthürmen versehenen Mauer umgeben und enthält keine Privatgebäude, sondern ein Residenzschloß, das Arsenal mit einer Waffensammlung, die Schatzkammer, Klöster und insonderheit mehrere Kathedralen und Kirchen. Das Interessanteste ist der 269 ½ Fuß hohe freistehende und echt vergoldete Glockenthurm, der s. g. große Iwan. In demselben hängen 31 Glocken, zu seinen Füßen liegt die in die Erde eingedrungene größte Glocke von

4300 Pud Gewicht. Man kann sich denken, wenn die zum Theil ungeheuren Glocken geschlagen werden, welches Summen diese tiefen Bässe bewirken, wie man denn in Moskau ein Läuten hört, wie kaum sonst in einer Stadt der Welt. Dieser große Iwan, den ich mit einem lieben Freund bestieg, gewährt eine herrliche Uebersicht über die Stadt. Unter den Kathedralen enthält die eine die Grüfte aller Großfürsten und Zaren bis auf Peter den Großen. In der anderen Kathedrale wird der Zar gekrönt und empfängt hier als Nachfolger des Patriarchen die kirchliche Weihe. So heilig ist diese Stätte, daß Jeder, der durch die heilige Pforte in den Kreml eingeht, das Haupt entblößt, so lange er durch die Pforte geht. Es stehen von beiden Seiten, innerhalb und außerhalb des Kremlthors, Wachen, welche dafür sorgen, daß Niemand ohne diese Ehrfurchtsbezeugung in den Kreml eintrete, oder ihn verlasse.

* *
*

Die Kathedrale, in welcher der Patriarch geweiht wurde und der Kaiser noch gekrönt wird, war der Zielpunkt mehrerer Wanderungen. Hier wollen wir uns nun einmal die innere Gestalt und Einrichtung einer russischen Kirche näher ansehen, indem wir dabei den ehrwürdigen Erzbischof Philaret zum Führer nehmen, der in seiner Erläuterung des Gottesdienstes der morgenländischen Kirche nach seiner symbolischen Bedeutung in der Einleitung den „Tempel und sein Zubehör" schildert.

„Tempel oder Kirche nennt man ein gottgeweihtes Gebäude, in welchem sich die Gläubigen zu gemeinsamem Gebete oder zur Feier der Sacramente versammeln". „Jede Kirche besteht aus drei Theilen: 1. der Vorhalle, 2. der Kirche oder dem Tempel im engeren Sinne, 3. dem Altare (dem Allerheiligsten). Die Vorhalle bildet den westlichen Theil des Tempels und ist von dessen innerem Raume gewöhnlich durch eine Scheidewand getrennt. Sie ist für die sich zur Taufe Vorbereitenden, sowie für die Büßenden bestimmt, und hier

werden auch die Juden, die Ketzer oder Heterodoxen und die Heiden zugelassen. Sie ist gewissermaßen der Vorhof zum Tempel. Der Tempel selbst bildet den mittleren Theil der Kirche, in welchem die rechtgläubigen Laien während des Gottesdienstes zu stehen pflegen. Er enthält keine Sitze, sondern Alle stehen, auch den Kaiser nicht ausgenommen. Dieser Theil ist das Heilige. Der Altar ist die östliche und allerwichtigste Abtheilung der Kirche. Er wird höher gebaut, als die übrigen Theile der Kirche, theils damit den Blicken der in derselben Stehenden Alles zugänglicher sei, was im Altar vollbracht wird, theils auch zum Zeichen dessen, daß der Altar die höhere Welt, den Himmel, das Paradies vorbildet. Den Hauptheil des Altars bildet der s. g. Thron (Altartisch), auf welchem nach Lehre der Kirche der HErr selbst, der König der Ehren, geheimnißvoll gegenwärtig ist. Auf dem Altartische befindet sich das Antimensium, d. i. ein seidenes Tuch mit den geheiligten Abbildungen des von Joseph und Nikodemus ins Grab gelegten Erlösers und der Evangelisten, so wie mit Reliquien, die in demselben eingeschlossen sind. Auf diesem Antimensium wird die Darbringung des unblutigen Opfers vollzogen. Außerdem befinden sich auf dem Altartische das Kreuz, das Zeichen der Erlösung, und das Evangelium, das Wort Gottes. Hier haben wir das Allerheiligste, vom Heiligen durch die Ikonostase, die von unten bis oben reichende Bilderwand, vollständig abgeschlossen.

An der Nordseite des Altars — oder wie wir sagen würden rechts vom Altar — ist ein Tisch angebracht, auf dem die Gaben zum Sacramente vorbereitet werden. Dieser Tisch wird gewöhnlich der Opfertisch genannt. Hinter dem Altartische, der östlichen Mauer entlang, läuft eine stufenartige Erhöhung, Gornoe Mjästo, Hochplatz, auf welcher der Bischof zu gewissen Zeiten des Gottesdienstes sich niedersetzt.

Zum Vollzug der Eucharistie (Messe) werden geheiligte Gefäße und andere Gegenstände gebraucht, die in Folgendem bestehen: der

Diskos, d. i. ein Teller, auf welchem das Agnus (Agnez) das heißt der Theil der Prosphora gestellt wird, der zur „Wandelung“ in den wahren Leib Christi bestimmt ist, die Swesditza (Sternchen), die aus zwei in Kreuzesform verbundenen Bogen besteht, die mit ihren vier Enden auf den Diskos gestellt werden, (so daß sie die Prosphora schützend umfassen), der Kelch, der Speer, das Löffelchen zum Darreichen der Abendmahlselemente, der Schwamm zum Reinigen des Diskos und des Kelches, die Fächer, die bei dem von Bischöfen vollzogenen Gottesdienste gebraucht werden und aus langen Handhaben bestehen, an denen runde Scheiben mit Abbildungen der Cherubim befestigt sind.

Das Kirchenrecht verbietet jedem Laien aufs Strengste den Zutritt in den Altarraum, das Abendmahl wird den Communikanten unter der königlichen Pforte gereicht. Nur von Ferne erblickt das Volk den Altar, auf welchem der König der Herrlichkeit thront. Dem Kaiser ist der Zutritt nach altem Recht nur gestattet, wenn er seinem Schöpfer Gaben darzubringen beabsichtigt. Der Altar wird von der Mittelkirche durch eine feste Breterwand geschieden, in welcher die heiligen Bilder stehen, weshalb sie auch den Namen Ikonostas „Bildergestell“ führt. (Der Zugang zu Gott, der im Allerheiligsten wohnt, vermittelt sich durch die Heiligen.) Bildlich dargestellt werden im Ikonostas: unser Heiland, die Mutter Gottes und die Gott wohlgefälligen Heiligen, die Fürbitter und Fürsprecher bei Gott, die Lehrer durch Wort und That. Der „Rechtgläubige“ soll sich bei aufmerksamer Betrachtung des Ikonostas an der heiligen Geschichte alten und neuen Testaments erbauen — eine Predigt durch bildliche Darstellung anstatt durch das Mittel des Worts. So die apologetisirende Theorie, die Praxis ist eine andere.

Der Ikonostas hat drei Thüren, von denen die mittlere die königliche genannt wird, weil durch sie der König der Ehren ein- und auszieht. Die links gelegene Thüre heißt die nördliche, die nach rechts die südliche. Die Erhöhung, auf welcher sich der Altar mit dem Ikonostas

befindet und die man Solium nennt, tritt in der Mitte hervor und ragt mit einer der königlichen Thüre gegenüberstehenden Rundung in die Kirche hinein, welche Ambon genannt wird und zum Absingen der Ektenien, der Predigt und zum Vorlesen der Evangelien dient. Zwischen den Thüren des Ikonostas sind die beiden Kliros angebracht (umgitterte Stätten für die Sänger) und an diesen die heiligen Banner (Chorugwy) befestigt, welche die Siegerfahne der rechtgläubigen Kirche vorstellen sollen. — — — —

* * *

Es ist ein entschieden alttestamentliches Gepräge, welches ein solcher russischer Tempel an sich trägt. Wir finden die scharfe Scheidung zwischen Vorhof, Heiligem und Allerheiligstem, und diese Scheidung ist hier nicht blos durch die Disposition im Bau angedeutet, sondern wird durch die Scheidewände, welche die Vorhalle vom Kirchenraum und diesen wieder vom Altarraum trennen, faktisch vollzogen. Wenn sich nicht die königliche Pforte für Momente öffnete und dem Volke einen Blick in den Altarraum gönnte, so würde man sich völlig auf alttestamentlichen Boden versetzt sehen. Aber noch mehr fast tritt der alttestamentliche Charakter des russischen Heiligthums dadurch hervor, daß dasselbe als Wohnung Gottes im eigentlichsten Sinn gefaßt wird. Der Altar ist der Thron Gottes. Wie Gott in der Stiftshütte über der Lade unter den Cherubim thronte, so thront er hier über dem Altar. Darum ist der Altar dem Laien unnahbar, auch der Kaiser würde ihn nicht betreten dürfen, wenn er nicht eine gewisse priesterliche Salbung hätte. Die Wohnung Gottes ist dunkel, Gott wohnt als der Geheimnißvolle, Unnahbare im Dunkel. Zu einem ächt russischen Tempel gehört das mystische Dunkel, — wie es in Kiew und Moskau überall in den Heiligthümern gefunden wird. Und wie das Heiligthum, so ist der Cultus mehr alt= als neutestamentlich. Das Wort tritt hinter dem Symbol zurück, der Cultus ist hier lauter Bild, lauter Handlung, das Wort geht der Handlung als Begleiter

zur Seite; aber sie selbst ist das Wesentliche im Cultus. Während wir von dem ein für alle mal auf Golgatha vollendeten Opfer reden, uns es bezeugen und es im Abendmahle im sichtbaren Worte zueignen, wird hier das Opfer unblutiger Weise zur Versöhnung des Volks fort und fort vollzogen und Sühne für die Rechtgläubigen gewirkt. Darum ist dort das Wort, und hier die Handlung die Hauptsache im Cultus. Und während uns das Himmelreich ein jenseitiges ist, so ist es hier im Allerheiligsten diesseitig geworden. Die Immanenz Gottes im Heiligthum, die Handlung in seiner Gegenwart vor und mit ihm, die Immanenz der Heiligen und ihrer Wunderkräfte in ihren Reliquieen und den ihnen geweihten Bildern ist das den russischen Cultus Beherrschende. So ist dieser Cultus allerdings volksthümlich, wie kein anderer, weil das Volk seiner slavischen Anlage nach wie die Romanen das Himmlische im Irdischen sucht und es nicht faßt, wenn es nicht in sinnlich greifbarer Form ihm nahe tritt, aber er betont ein Moment der Wahrheit bis zur Schädigung dieser selbst.

Unter den Gestalten, in welchen das Himmlische dem Irdischen einwohnt, ist wiederum nicht die Liturgie, sondern das Bild (Ikon) die populärste. Die Liturgie, wie sie zum Beispiel Philaret erläutert hat, ist zu complicirt, als daß sie dem Volk als Ganzes verständlich und faßbar sein könnte. So kommt es, daß der Russe für die volle Liturgie weniger Sinn hat, als der römische Katholik für die Messe. Auch entzieht sich so Vieles von der Liturgie dem Blick des Volks und bleibt es bei derselben gar zu passiv. Wir haben uns deshalb nicht zu wundern, wenn das Volk seine religiösen Uebungen in die Verehrung der Heiligenbilder verlegt. Die Ikonostase ist das hauptsächliche Cultusmittel des Russen, sowohl in der Kirche, als auch im Hause. Sie ersetzt ihm Bibel und Katechismus, sie ist ihm Ein und Alles. Vor der Ikonostase finden wir den andächtigen Russen, so oft er in den Tempel geht. Er besucht hier die Bilder der Heiligen, die er besonders ehrt, vor allem das Bild der Mutter Gottes. Es

ist vielleicht ein ganz schwarzes Bildchen, denn schon Lukas soll es gemalt haben, aber der Ueberzug, der das Bild bedeckt, mit Ausnahme des Gesichts, ist von gediegenem Golde. Vor diesen Bildern neigt sich der Russe, bekreuzt er sich und streckt sich zur Erde nieder, und das mit einer Andacht und natürlichen Anmuth, daß man es nicht ohne Eindruck ansehen kann. Er besucht mehrere Bilder an der Ikonostase und wiederholt vor jedem diese Verehrung, dann besucht er das Grabdenkmal eines Heiligen, wenn es vorhanden ist, küßt es, und verläßt den Tempel. Er hat seine Andacht verrichtet. Sein Gospode pomiluj hat er den Heiligen übergeben, sie werden es dem Himmel übergeben und dort vertreten. Der Russe betrachtet das Bild eben nicht als bloße Abbildung eines persönlichen Wesens, sondern glaubt, daß es den Dargestellten im mystischen Sinne vergegenwärtigt. Eine Dame spricht mit dem russischen Dienstmädchen von der Mutter Gottes. Dieses fällt der Dame in die Rede mit der verwunderten Frage: Habt ihr denn nur eine Mutter Gottes? Wir haben deren neun. Wie kann denn das sein, man kann doch nur eine Mutter haben? Ja wohl, aber der Heiland hat ihrer neun gehabt. Nun welche denn? Die Ibers'sche, die Kasansche, die Kiewsche u. s. w. Sie zählte die neun wunderthätigen Muttergottesbilder auf, die in Rußland besondere Verehrung genießen. Sie sind ihr nicht neun Bilder der Mutter Gottes, sondern neun Mütter Gottes. Dem russischen Katechismus entspricht diese Anschauung nicht. Hier werden die Bilder „geheiligte Abbildungen genannt, die man zur andächtigen Erinnerung an die Thaten Gottes und seiner Heiligen gebraucht, denn in diesem Falle sind die Bilder Bücher, die statt der Buchstaben in Gestalten, Gegenständen und Vorgängen geschrieben sind". „Der zu ihnen Aufschauende muß im Geiste zu Gott und seinen Heiligen aufschauen, die durch dieselben abgebildet sind". Diese sublime Auffassung theilt das Volk nicht. Es unterscheidet nicht zwischen den Bildern und den Heiligen, indem es eine mystische Präsenz der Heiligen und ihrer Wunderkräfte annimmt. Und die

Kirche begünstigt diese Auffassung. Warum werden die Heiligenbilder dem Auge zum größten Theil und in einem Futteral bis aufs Gesicht verdeckt, wenn nicht dem Bilde an sich eine Heiligkeit beigelegt wird, die es vor profanem Blicke möglichst schützen und in mystisches Dunkel hüllen soll? Warum werden diese Bilder mit einem so maaßlosen Schmuck behangen, wenn sie nicht an sich Gegenstände der Verehrung, oder Heiligthümer sind? Warum endlich werden die Bilder zu den Kranken getragen, um diesen Genesung zu bringen, oder auf sie gelegt, um ihnen das Sterben zu erleichtern, wenn es nichts sind als Bilder? Das Volk läßt nie das Bild zu sich rufen, sondern den Heiligen selbst. Er kommt in seinem Bilde. Das Volk redet davon, daß die Mutter Gottes nicht mehr in Odessa wohnen wolle, sondern die Stadt verlassen habe, wenn das Bild nicht mehr an der alten Stätte sich befindet. Das Volk redet davon, daß die Mutter Gottes Reisen mache, da und dorthin, um daselbst Wunder zu thun und Wohlthat zu erweisen. Es denkt sich das Bild und seinen Gegenstand als eins.

Ein so bedenkliches Cultusmittel ist für überwiegend sinnliche Naturen das Ikon, daß man wünschen muß, es durch die Predigt mehr und mehr ersetzt zu sehen, und sich nicht wundern soll, wenn bei den zur evangelischen Erkenntniß kommenden Slaven und Romanen das andere Extrem zum Durchbruch kommt, und sie alle Bilder verwerfen, weil sie eben kein anderes Verhältniß zwischen Bild und Gegenstand kennen, als das der Immanenz, weil ihnen der Unterschied zwischen Ikon und Idol nicht faßbar und die Differenz zwischen Ikonolatrie und Idololatrie nicht begreiflich zu machen ist. Auch die reformirte Abendmahlslehre, welche sich auf dem Gebiete des romanischen und slavischen Protestantismus findet, mag hierin ihr Anziehendes für die Volksart haben, daß sie die extreme Reaction gegen die Immanenz des Himmlischen im Irdischen ist.

* *
*

Ein Volk, welches das Himmlische im Irdischen sucht, empfängt von demselben Wirkungen auf seine Sinnlichkeit, denn das Sinnliche berührt sich mit dem Sinnlichen, aber es fehlen seiner Religiosität mit dem unmittelbaren Nahen zu dem heiligen Gotte auch die von dem Heiligen ausgehenden Wirkungen auf das Gewissen. Diese kommen aus der Predigt. Christus und die Apostel weckten die Buße und den Glauben nicht durch Bilder, sondern durch die Verkündigung des Evangeliums. Es mangelt dem gemeinen Volke, das im Bilderdienst seine Religiosität übt, die Furcht Gottes. „Fürchtest du dich nicht vor Gott“? — fragt eine Gebieterin die russische Dienerin. Vor den Menschen fürchte ich mich, lautete die Antwort, aber nicht vor Gott. Wie so denn? Gott ist gnädig, er vergibt mir die Sünden, wenn ich sie beichte, aber die Menschen thun Einem Böses an. Zwar gibt es ein Bekenntniß der Sünde, aber die Beichtpraxis ist lax. — Der Priester fragt den Confitenten, ob er diese und jene Sünde gethan, indem er dabei die zehn Gebote zum Leitfaden nimmt. Der Confitent antwortet: Greschno, d. h. sündig, und wird darauf absolvirt. Der Priester legt für besonders schwere Versündigungen eine Epitimie (Strafe) auf, die in einem über das gewöhnliche Maaß hinausgehenden Fasten besteht. Es fehlt ja nicht an Mahnungen zur Heiligung: diese wird vom Volke ihrer negativen Seite nach in das fleißige Beichten und Fasten gesetzt. Die Fasten sind neben der Heiligenverehrung das wichtigste Stück russischer Frömmigkeit. Man fastet in den s. g. großen Fasten außer der Marterwoche noch vierzig Tage, außerdem an jedem Mittwoch und Freitag in der Woche, dazu einen Tag vor Weihnachten, vor dem Tage des Entschlafens der Mutter Gottes und vor dem Tage der Apostel. Man enthält sich des Fleisches und alles dessen, was mit Butter, Schmalz, Eiern bereitet ist, man begnügt sich mit Fischen. Böse Zungen sagen, es genüge zuweilen auch, wenn der Braten in Form eines Fisches gebracht worden sei. Es werde der Diener gefragt: Ist das ein Fisch? und er antworte dann: Knochen hat es nicht — also wird es ein

Fisch sein. Daß die schweren Fasten viele Uebertretungen mit sich bringen, mag sein, das gemeine Volk hält sie indeß streng, es ist wie gesagt, mit das wesentlichste Stück russischer Religiosität — freilich in Umkehrung des Wortes: das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken. Die Entschädigung für das lange und strenge Fasten ist nun allerdings keine geringe. In der Osternacht herrscht ein tolles Wesen. Sobald die Fasten geschlossen sind, wird noch in der Nacht ein opulentes Mahl gehalten, und außer der Fastenzeit ist überhaupt die Lebensweise des Russen eine zur Völlerei geneigte. Der Schwerpunkt seines Wohlseins liegt für ihn in den Freuden der Tafel, und es leistet im Trinken wohl kein Volk, was die Russen zu Stande bringen. Man erzählt dem Fremden, der sich in Rußland aufhält, von Leuten selbst aus angesehenen Stellungen, die ihre Perioden haben, in denen sie Tage lang nicht nüchtern werden. Sie schämen sich nachher dieses Zustandes, aber wenn nach Wochen oder Monaten ihre Saufperiode eintritt, so erliegen sie dem harten Zwang der entarteten Natur. Die übrigen sittlichen Verhältnisse des russischen höheren und niederen Volkslebens hat jüngst z. B. Pisembsky in seinem Roman: „Tausend Seelen"*) gezeichnet. Wir ziehen darüber gern den Schleier. Daß Gottesfurcht und sittlicher Ernst keine Frucht eines in der Sinnlichkeit befangenen Cultus sind, zeigen jene photographischen Schilderungen russischer Verhältnisse in peinlicher Weise.

* *
*

Wir waren bei dem Bischof Leonid, dem Vicar des Metropoliten von Moskau gewesen, und derselbe hatte die große Freundlichkeit, mich am Schlusse unserer Unterredung zur Theilnahme an dem Gottesdienst folgenden Tages einzuladen. Es war ein s. g. Kronsfeiertag, der auf den 4. April fallende Gedächtnißtag der Errettung des

*) Deutsch erschienen bei L. Gerschel in Berlin.

Kaisers. Da die russische Kirche während der großen Fastenzeit die volle Liturgie nur an den Sonnabenden und Sonntagen, am Feste Mariä Verkündigung und am Gründonnerstag vollzieht, immerhin aber gerade in dieser Zeit viele Christen beichten und communiciren, so hat sie die Auskunft getroffen, daß die sacramentalen Gaben für die Wochencommunionen am Sonntag vorher mit geweiht und für die Wochencommunionen im Tabernakel aufbewahrt werden. An jedem Mittwoch und Freitag findet dann die „Liturgie der vorgeweihten Gaben" statt. An diesem Kronsfeiertag, der auf einen Dienstag fiel, konnte nur diese Liturgie der vorgeweihten Gaben gehalten werden. Sie besteht gewöhnlich in einem Abendgottesdienste, dem die besondere Feier der dritten, sechsten und neunten Hore vorangeht, und sie enthält einen Theil der gewöhnlichen Liturgie mit Ausschluß jedoch der Weihe oder Einsegnung der Gaben. Skizziren wir diese Liturgie, um eine Probe vom russischen Cultus zu geben.

Nach Beendigung der Horen beginnt die Vesper mit den Worten des Diakonus: „Segne (genehmige) Herr." In der Vesper erfolgt nach der Ektenie wie gewöhnlich der Gesang: „Herr, zu dir rufe ich". Während dieses „Herr, zu dir rufe ich" und der darauf folgenden Lobgesänge werden die heiligen, vorher geweihten Gaben aus dem Tabernakel auf dem Altare zum Opfertische hinübergetragen. Hierauf geschieht der Gang aus der nördlichen in die königliche Thüre mit dem Rauchfasse und mit dem Evangelium, wenn es ein besonderer Gedächtnißtag ist, sonst ohne dasselbe. Nach diesem Gange erfolgt das Lesen meistens zweier s. g. „Parömieen", d. i. geschichtlicher und erbaulicher Abschnitte aus dem Alten Testament. Ist die erste Parömie gelesen, so öffnet sich die königliche Thüre, und der Diakonus ruft, sich zum Geistlichen wendend: „Befiehl" — (nämlich den Anwesenden niederzufallen). Der Priester, das Rauchfaß und den Leuchter mit einer Kerze ergreifend, steht vor dem Altartische und macht das Zeichen des Kreuzes, indem er spricht: „Allweisheit, erhebet euch", um die Anwesenden damit zu besonderer Aufmerksamkeit zu ermahnen. Nachdem alle Christen zur

Erde niedergefallen sind, spricht er, indem er sich zum Volke umwendet: „das Licht Christi erleuchtet Alle“. Mit diesen Worten, die zwischen den Lectionen der alttestamentlichen Schriftstellen ausgesprochen werden, erinnert der Priester daran, daß die Genossen des Alten Testaments von demselben Licht erleuchtet wurden, das auch jetzt noch Alle erleuchtet. Die in der Kirche Anwesenden fallen vor dem Ausrufe des Priesters: „das Licht Christi erleuchtet Alle“ zu Boden. Dieser Gebrauch erinnert an die alte Zeit, wo die Catechumenen, die im Tempel standen, wenn sie durch das Oeffnen der königlichen Thüre während des Segnens mit der Kerze den Altar erblickten, im Gefühle ihrer Unwürdigkeit, das Allerheiligste zu schauen, auf ihr Angesicht niederfielen. Dasselbe thun die Gläubigen noch jetzt zum Bekenntnisse ihrer Unwürdigkeit und aus tiefer Ehrfurcht vor der Hoheit Gottes.

Nach beendeter Lection der Parömieen werden die ersten vier Verse aus Ps. 141 gesungen. Während des Gesangs dieser Verse beten die in der Kirche Anwesenden knieend zu Gott. Der Priester allein beugt seine Kniee nicht, sondern steht vor dem Altare, indem er vor Gott den Weihrauch des Rauchfasses emporsteigen läßt. Sobald die Sänger den ersten Vers beendigt haben, richtet sich der Chor zur rechten Seite auf, um stehend diesen selben Vers zu wiederholen; mit ihm richtet sich auch alles rechts stehende Volk in die Höhe, während die zur Linken fortfahren, zu knieen. Während die in mitten der Laien — der königlichen Pforte gegenüber — stehenden Sänger den zweiten Vers singen, fallen wiederum alle Kirchgänger mit Ausnahme des Priesters auf die Kniee. Sodann richtet sich — nebst dem links stehenden Volke — der linke Chor empor und singt stehend den Vers: „Mein Gebet müsse vor dir taugen“. . . ., während die rechte Seite knieend betet. Durch solchen Gebrauch werden diese vier Verse im Wechselgesange vertheilt. Der rechte, wie der linke Chor, und die rechte, wie die linke Seite des im Tempel anwesenden Volkes lösen sich im Gesange, wie im Niederknieen oder Stehen ab.

Die symbolische Bedeutung dieses Aktes erklärt Philaret so: „Die Sänger, welche in der Mitte stehend jene oben benannten Verse singen, vertreten die Gesammtmasse der betenden Laien, die in den ältesten Zeiten auch wirklich alle in der Kirche sangen. In den ersten Zeiten der christlichen Kirche waren die Sänger von dem Volke nicht unterschieden, sondern Alle, die zum Gebete gekommen waren, bildeten gewissermaßen einen großen Chor und sangen entweder alle gemeinschaftlich oder in zwei Hälften getheilt, abwechselnd Loblieder zum Preise des Herrn unseres Gottes. Zu unserer Zeit erinnert das in der Kirche stehende Volk nur dadurch an die alterthümliche Sitte des gemeinschaftlichen Gesangs, daß es sich gleichzeitig mit dem Chore aufrichtet nach dem Beispiele der ersten Christen, deren eine Hälfte — die sich gerade am Gesange betheiligte — nicht niederkniete und das Haupt nicht niederbeugte, sondern aufrecht stand, um besser singen zu können und die Uebereinstimmung im Gesange zu erhalten.“

Diese Erläuterung bestätigt unsre frühere Bemerkung, daß das russische Volk bei dem Gottesdienst viel mehr passiv ist, als in der römisch-katholischen Kirche. Das Volk ist vorübergehend in Einzelnen anwesend, ohne als Gemeinde zu handeln, es wird vom Sängerchor vertreten. Seine Aktion im Heiligthum besteht überwiegend in dem Cultus vor der Ikonostase. Nach dem Gesange dieser vier Verse wird bis zum Cherubimgesange (Präfation) alles das vorgenommen, was nach der Vorlesung des Evangeliums in der Liturgie des Chrysostomus oder Basilius des Großen geschieht. Nun werden die geweihten Gaben vom Opfertisch auf den Altartisch getragen, um sie darauf den Gläubigen auszutheilen. Während der Uebertragung der Elemente und anstatt des Cherubimgesangs wird ein der Liturgie der vorgeweihten Gaben entsprechender Hymnus gesungen, der also lautet: „Im gegenwärtigen Augenblicke dienen unsichtbar himmlische Kräfte mit uns! Denn siehe, es zieht der König der Ehren ein! Siehe, das geheimnißvolle, schon vollzogene Opfer

wird unter Begleitung der Engel herübergetragen. Lasset uns mit Glauben und Liebe zu demselben hinzutreten, damit wir theilhaft werden des ewigen Lebens! Hallelujah!"

Während die heiligen Gaben aus der nördlichen Thüre vom Opfer- zum Altartische durch die königliche Thüre hinübergetragen werden, fallen die im Tempel Betenden mit Ehrfurcht vor dem Heiligthume auf die Kniee und stehen erst dann auf, wenn die heiligen Gaben bereits auf den Altartisch niedergelegt sind und der Gesang: „Lasset uns mit Glauben und Liebe hinzutreten" beginnt. Da in der Liturgie der vorgeweihten Gaben diese schon geweiht zum Altare gebracht werden, so fallen auch alle Ektenieen und Gebete aus, die in der vollen Liturgie nach dem Cherubimgesange folgen und allein auf die Einsegnung der Gaben Bezug haben, die eben hier nicht stattfindet. Darum folgt in der Liturgie der vorgeweihten Gaben unmittelbar auf die große Prozession das Gebet bezüglich der dargebotenen Gaben und um den würdigen Genuß derselben. Nach dem Vaterunser folgt die Communion. — —

Die Feier, die wir hier skizzirten, war eine sehr prunkvolle. Es fungirten mehrere hohe Würdenträger neben dem Bischof Leonid, das Publikum bestand durchweg aus Generalen, Offizieren und hohen Beamten, Alle in Galauniform; das kaiserliche Haus wurde durch den Prinzen von Oldenburg vertreten, der zu diesem Zwecke eigens von Petersburg nach Moskau gekommen war. Das hohe Publikum unterzog sich pflichtgemäß den mitunter beschwerlichen Ceremonieen. Der Vollzug dieser liturgischen Handlung war ein sehr schöner. Am glänzendsten zeigte sich derselbe im Gesang. Die russische Kirche hat keine Orgel oder sonstige Instrumentalmusik zum Gottesdienste zugelassen, aber die wohlgeschulten Sängerchöre, welche die Gesänge untadelig und sehr fließend vortragen, und durch außerordentlich schöne Baßstimmen mächtig fundirt sind, lassen jede andere Musik entbehrlich erscheinen. Der Kirchengesang ist ein Präcipuum der russischen Kirche. Namentlich wird mir unvergeßlich sein der Ge-

sang, der aus dem Allerheiligsten ertönte und der Vortrag des Evangeliums. Die Stimme des Lectors tönte, ja brauste gewaltig durch die Räume, mit einer Stärke, die kaum zu ertragen war. Die Diakone werden ja auch hier mit Rücksicht auf schöne, besonders tiefe und starke Stimmen angestellt.

Um so peinlicher aber berührte es, als zur Feier des Tages in die Liturgie auch die „Predigt“ eingefügt wurde. Sie bestand in der Vorlesung einer polemischen Abhandlung gegen den Materialismus, indem der Vortragende, ein höherer Geistlicher, der als bester geistlicher Redner Moskau's gilt, das Attentat auf den Kaiser, dessen Abwendung man heute feierte, auf die materialistische Geistesrichtung zurückführte. Die Vorlesung gab sich als solche zu erkennen, indem der Vorlesende das Concept sichtbar für Alle auflegte und umwendete, und auch mit dem Auge allein darauf gerichtet, daraus herlas. Von freier Rede mit Aktion und gehobener Stimme war nichts zu spüren. Befremdete dies schon, so war es noch verletzender, wahrzunehmen, wie die Anwesenden so gar keine Theilnahme an dem Vortrag zeigten. Nur die Allernächststehenden hörten dem Redner zu, die übrigen Herren traten zu Gruppen zusammen und unterhielten sich laut und ohne Scheu, über Dinge, welche des Gotteshauses nicht sehr würdig waren. Man hatte den Eindruck, daß die Predigt nicht für ein nothwendiges Moment des russischen Cultus gilt, und diese Art des Vortrags ist gewiß nicht geeignet, sie zu irgend welcher Wirkung zu bringen. Uebrigens sieht es der heilige Synod gar nicht gern, daß die freie geistliche Rede zur Uebung komme. Jeder Priester, der predigen will, muß sein Concept dem Propst zuvor zur Censur vorlegen. Die geistliche Censur hat schwerlich nach dieser Richtung viel zu thun. Der russische Cultus ist Liturgie, die Predigt ist nur eine seltene, bedeutungslose Dreingabe.

Noch trüber aber wurde der Eindruck von dem russischen Cultus, als zum Schlusse desselben die Bilderprozession aus dem Sapor auf den vor demselben befindlichen freien Kirchenplatz herauszog. Die

heiligsten der Bilder wurden von hohen kirchlichen Würdenträgern herausgetragen, um sie der harrenden Menge außen zur Verehrung auszustellen und unter ihren Auspicien die Gebete für den Kaiser auch inmitten der Volksmenge darzubringen, die in den Sapor wegen Raummangels keinen Zutritt gehabt hatte. Von da an drängte ich zum Aufbruch. So schöne alte Bestandtheile die Liturgie der russischen Kirche haben, so reich ihre Symbolik, so schön der Gesang sein mag, — es ging mir in Moskau, wie in Kiew, mein Totaleindruck war zuletzt doch der: Das Bild hat das Wort verdrängt, und hier heißt es „Zurück zum Gesetz und zum Zeugniß.“! —

* *
*

Unsere Kirche ist in Moskau in mehreren Gemeinden vertreten, auch ist Moskau Sitz eines lutherischen Generalsuperintendenten. Es war eben nach russischer Zählung der Sonntag Judica, und ich freute mich, der zahlreich versammelten Gemeinde in der Petrikirche auf Grund der Epistel (Hebr. 9, 11—15) die Herrlichkeit unsres Christenstandes darzulegen, der uns durch unseren Hohenpriester einen freien Zugang zu dem himmlischen Heiligthum gewährt. Wie mir der evangelische Glaube angesichts der russischen Heiligthümer wichtig ward, kann ich nicht sagen, ich fühlte den Werth desselben und konnte ihn unter den empfangenen Eindrücken lauter und fröhlicher bezeugen, als je.

Ich habe wie sonst, auch in Moskau der kirchlichen und theologischen Gemeinschaft der dortigen evangelischen Amtsbrüder mich herzlich gefreut, freilich auch die schwere Last angestaunt, die sie im Vergleich mit deutschen Pastoren tragen. Das Pastorat ist so recht der Mittelpunkt der Evangelischen. Wer eine Sorge, wer ein Anliegen hat, kommt hieher. Vom Pastorate aus gehen auch die Bestrebungen für Hebung der Schulen. Diese tragen gemischten Charakter, indem sie auch Russen sich öffnen, und deshalb kann die Unterrichtssprache nicht ausschließlich die deutsche sein. Doch ist

das liebe Deutsch dem Religionsunterricht gewahrt und wird auch sonst gepflegt. Durch die trefflichen Schulen ist unsre Kirche ein Segen für Moskau, indem evangelische Bildung ohne aufdringliche Proselytenmacherei von hier aus allen Empfänglichen vermittelt wird. Das Uebergewicht der deutschen Schulen und ihrer Leistungen wird in Moskau nicht verkannt, und zwar auch da nicht, wo man es erwarten sollte. Die Thatsache ist zu offenbar.

So verlassen wir reich an mancher Erfahrung, aber arm — an Gepäck, das auf der Fahrt zum Petersburger Bahnhof verloren ging, um später durch treuen Freundesdienst wieder gefunden zu werden, das schöne Moskau. Unser herzliches Angedenken bleibt den treuen Freunden, aber wir eilen vorwärts nach Petersburg.

VII.

Die Bibelverbreitung innerhalb der orthodoxen Kirche des Russischen Reiches.

Wir würden ein einseitiges Bild von den kirchlichen Verhältnissen Rußlands geben, wenn wir dem vorigen Abschnitt nicht diesen als Ergänzung anfügten. Seit Jahren arbeitet ein aus evangelischen Christen und aus Gliedern der russischen Staatskirche bestehender Verein an dem edlen Werke, die Bibel, besonders das Neue Testament unter den Angehörigen der orthodoxen Kirche Rußlands zu verbreiten. In Moskau und Petersburg war es uns vergönnt, mit hervorragenden Gliedern dieses Vereins zusammenzukommen. Wir rechnen ihre Mittheilungen zu den werthvollsten Erinnerungen von unsrer Reise. Ihrer Güte danken wir auch den Besitz der drei bisher erschienenen (russisch verfaßten) Berichte jener Bibelgesellschaft. Wenn ich mit Hülfe einer des Russischen und Deutschen gleich kundigen Freundin hier ausführlichere Mittheilungen aus diesen Berichten gebe, so hoffe ich mir damit den Dank der Leser zu erwerben. Diese Mittheilungen zeigen uns manche lichte Seite des russischen öffentlichen und kirchlichen Lebens. Sie haben etwas Tröstliches und Hoffnung Weckendes. Uebrigens gewähren sie auch manchen Blick in russische Verhältnisse im Allgemeinen und sind, wie wir hoffen, auch für weitere Kreise von Interesse.

* * *

Vor einigen Jahren, sagt der erst erschienene Bericht für 1869, wurde auf Wunsch des Kaisers vom heiligen dirigirenden Synod zu

Petersburg die Herausgabe des Neuen Testaments in russischer Sprache veranstaltet, und zwar sollten das Neue Testament und insonderheit die Evangelien so billig abgegeben werden, daß auch Unbemittelte sie kaufen könnten. Der Kaiser wünschte das Evangelium unter seinem Volke möglichst verbreitet zu sehen. Indeß war mit der Herausgabe allein dieses Ziel noch nicht erreicht. Mancher im Volk wüßte gar nichts von der Existenz dieser Ausgabe, und wenn er es wüßte, so suchte er sie darum im Buchladen noch nicht auf, und wenn er sie aufsuchen wollte, so gibt es ja noch lange nicht in jeder Stadt Rußlands, geschweige in jedem Dorf, einen Buchladen. Viele können auch, weil sie als Fabrikarbeiter gebunden sind, oder weil sie im Spital oder im Gefängniß liegen, nicht darnach gehen, oder es gibt Unzählige, die immer in den Schenken liegen und gewiß nicht an das Evangelium denken. Aus diesen Gründen mußte das Neue Testament, wenn es verbreitet werden sollte, herumgetragen und allenthalben zum Verkaufe angeboten werden.

Solche Gedanken bewegten seit der Herausgabe des Neuen Testaments in russischer Sprache einen Kreis einander befreundeter, evangelischer, wie russisch=orthodoxer Personen von St. Petersburg. Es fand sich auch Jemand, wir wollen ihn gerne nennen, A. B. Forchhammer, ein Däne von Geburt, dem aber Rußland zur zweiten Heimath worden ist, der mit allen nöthigen Eigenschaften für den Beruf eines Colporteurs ausgestattet und bereit war, diesem Berufe seine Kräfte zu weihen. Um ihn her bildete sich im Anfang des Jahres 1863 eine Vereinigung von Freunden, die in Bekanntenkreisen die zur Sendung und Unterhaltung Forchhammers nöthigen Mittel aufbrachten, den Verkauf zu den Synodalpreisen ermöglichten, und sich persönlich an der Verbreitung der heiligen Schrift betheiligten. Durch die Bemühung dieser Vereinigung wurden in den Jahren 1863—1867 in Rußland von Petersburg bis Perm und Astrachan 40,000 Exemplare meist des Neuen Testamentes verbreitet.

Die Erlebnisse derer, die sich mit diesem Werke persönlich befaßten, waren merkwürdig und lehrreich, und ermunterten zur Fortsetzung des Werkes.

„Einmal — schreibt F. — machte ich einem Arbeiter, der mir begegnet war, den Vorschlag, das Evangelium zu kaufen. Er nahm es mit Freuden und rief: „Wie hat dich nur der Herr mit diesem Buch zu mir geführt? Schon längst wünschte ich es zu besitzen!“ In der Stadt A. trat ich zu einem Tischler ein. Ein junger Geselle sah das Neue Testament, er kaufte es hastig, ohne nur im mindesten zu handeln. Darauf nahm er die Mütze ab, bekreuzte sich gottesfürchtig und rief laut aus: „Gelobet seist du Herr, nun habe ich es endlich!“. — Auf der Messe zu Nischni-Nowgorod ging F. in ein Gasthaus. Vier Soldaten saßen da zusammen an einem besonderen Tischchen und tranken Thee. Er trat zu ihnen und schlug ihnen vor, das Neue Testament zu kaufen. Einer davon sah ihn aufmerksam an und rief dann: „Ach, dieses Buch kaufte ich Ihnen im Sommer ab“, und sagte ihm auch wo. Dann wandte er sich zu seinen Kameraden und mit Thränen in den Augen erzählte er ihnen von dem, was er über den Heiland gelesen: „Pracht von Lectüre!“ rief er zum Schlusse. Ich hörte ihm, sagt F., mit Entzücken zu und erinnerte mich wirklich, daß ich ihm an dem von ihm genannten Orte ein Neues Testament verkauft hatte. — Er hatte damals das Buch unter den Arm genommen, tief aufgeseufzt und gesagt: „Gott helfe mir dieses Buch lesen!“ So viel ich mich erinnere, sagte ich ihm, daß er beten solle, der Herr möge ihm helfen, das Buch zu verstehen, da er's sonst nicht verstehen könnte. Darauf antwortete er mir einfach: „Werde! Und falls ich etwas Schönes in demselben finde, so werde ich Deiner gedenken“. Seitdem ist ein Jahr verflossen. — In der Stadt Kamischin, erzählt F. weiter, befand sich in der Schenke ein Knabe, der den heißen Wunsch äußerte, das Neue Testament zu besitzen. Lange und inständig bat er Vater und Mutter, die auch zugegen waren, es ihm zu kaufen. Endlich

befahl ihm die Mutter etwas daraus vorzulesen. Er nahm darauf das Buch, öffnete es und fing an zu lesen. Es war das achte Kapitel des Evangelium Johannis. Er las deutlich und mit Ausdruck. Als er bis zum zehnten Vers gekommen war, hielt er inne und erzählte mit Lebhaftigkeit das Gelesene den Eltern, welche ihm aufmerksam zuhörten. Nun was ist denn weiter geschehen, fragte die Mutter mit gespannter Erwartung. Der Knabe las bis zum zwölften Vers weiter, worauf die Alten, ohne ein Wort zu verlieren, das Geld hervorzogen und ihrem erfreuten Sohne das Buch kauften. — Ein Kaufmann aus Saratoff kaufte F. auch ein Neues Testament ab und fragte, zu welchem Zwecke F. denn eigentlich seine Bücher verkaufte, da er einsah, daß der Colporteur keinen Vortheil von diesem Verkauf haben könnte. F. erzählte ihm darauf von seinen Freunden in Petersburg, welche Opfer sie brächten zur Deckung der Ausgaben, und wie sie bemüht seien, das Neue Testament zu den billigsten Preisen in ganz Rußland zu verbreiten. Da verstand er, um was es sich handle und rief mit Thränen in den Augen: „Schon längst hätte man das thun müssen, weil wir dies Buch sonst nicht auftreiben können“.

Eine andre Bücherträgerin Fräulein C. S. hatte die Runde in allen Behörden in Petersburg gemacht und daselbst einige hundert Exemplare des Neuen Testaments verkauft. Einer von den Beamten sagte: „In unsrem ganzen Leben würden wir dieses Buch nicht gekauft haben, jetzt kaufen wir es, weil es uns gebracht wurde“.

Solche Erfahrungen ermuthigten die Freunde. Der Verein führte seit 1863 die Sache stille und demüthig fort; man versammelte sich allmonatlich, um die Correspondenzen und Berichte zu hören und das Nöthige zu bereden. Man dachte, es noch lange so in der Stille fortsetzen zu können. „Inzwischen, wird berichtet, war aber am 20. Oktober 1866 vom Minister des Innern ein Cirkular erschienen, welches jeden Verein, jede Gesellschaft und Corporation verbot, welche nicht speziell von der Regierung eine Erlaubniß

hätten. Da sahen wir es als unsre Pflicht an, die Regierung um Schutz anzusprechen und am 27. Januar 1867 legten wir unsre Statuten vor. Der Grundgedanke derselben war die Bewahrung des demüthigen und zugleich freundschaftlichen Charakters des Vereins; es sollte nur gesetzlich bestätigt werden, was schon vorhanden war, daher man die Zahl der stimmfähigen Mitglieder auf vierzig beschränkte, da nur bei einer so beschränkten Zahl der stimmberechtigten Mitglieder die Einheit der Entscheidungen möglich ist, die wir so sehr werth halten. Dadurch wird auch die herzliche Eintracht unterstützt, und diese ist das sicherste Pfand des Fortschrittes in dergleichen Sachen. Auch kann man bei einem kleinen Kreise von Gliedern, die sich unter einander kennen, mit Sicherheit die Wahl der leitenden Vorstände treffen. Allen, die den Wunsch hegen, uns bei der Verbreitung der heiligen Schrift dienlich zu sein und es allein um der Sache willen thun wollen, eröffnen wir die vollste Möglichkeit, als Mitarbeiter einzutreten. Wir wünschen, daß sich mit der Benennung „Glieder der Gesellschaft" kein andres Recht verbinde, als das, der Bibel-Verbreitung in Rußland zu dienen. Es kann aber ein Jeder durch Geldmittel oder auf andre Art zum Gedeihen der Sache des Vereins mitwirken, ohne gerade ein förmliches oder stimmfähiges Glied desselben zu sein. Bei der Wahl der stimmfähigen Mitglieder bestimmten uns nicht die Geldopfer, sondern das Maaß eigener persönlicher Mühewaltung. Was aber die Geldzahlungen betrifft, so ist keine bestimmte Summe genannt, sie ist einem jeden selbst überlassen. Wir sind überzeugt, daß, wenn die Sache bei uns gut im Gange ist, wir auch die Theilnahme und das Vertrauen unsrer Landsleute gewinnen und dann wird es uns auch an Geldmitteln nicht fehlen. Die beste Art für die Verbreitung der Bücher bleibt nach alter Weise das Herumtragen. Die Colporteure sind aber als die wichtigsten Organe des Vereins zugleich stimmfähige Mitglieder: dieses beweist, daß sie keine Miethlinge sind, sondern Leute, die die Sache verstehen und das ganze Vertrauen der Gesellschaft besitzen.

Von Herzen wünschen wir, besonders unter den Geistlichen Männer zu finden, die sich herzlich daran betheiligen, damit uns die Möglichkeit geboten werde, an den Kirchen Bücherlager zu errichten. — Wir wünschen Jedermann das heilige Buch nahe zu bringen, und wer aus Armuth den vollen Preis nicht zahlen kann, dem soll es zu halbem Preis abgelassen oder auch geschenkt werden. Gleicherweise schenken wir auch das Evangelium an Kranken- und Armen-Häuser, Gefängnisse, Armen-Schulen und andere. Dies alles, obgleich wir das Prinzip des Verkaufes der heiligen Schrift beibehalten. Doch geschieht dieses zu dem billigsten Preise, also nicht theurer, als zum Synodal-Preis. Die Ausgaben für Uebersendung und Ueberfracht werden in den Preis nicht eingerechnet, so daß also das Buch in Tiflis zu demselben Preis verkauft wird, als in Petersburg. Soldaten sollen es immer fünf Kopeken billiger bekommen". —

Dies sind die wichtigsten Umrisse der Statuten. Im Laufe der Jahre 1867 und 68 verbreitete man indeß noch gegen 40,000 Exemplare der heiligen Schrift. Da erlangte am 2. Mai 1869, nachdem unsre Sache dem Minister der inneren Angelegenheiten vorgelegen hatte, der General-Adjudant des Kaisers T. die allerhöchste Genehmigung des Vereins. Wir wünschen das Vertrauen unsres Monarchen zu rechtfertigen, der so vielen guten Einrichtungen in unserm Vaterland das Leben gegeben hat. Wir wünschen dem guten russischen Volke zu dienen, indem wir mitwirken, das göttliche Buch unter demselben zu verbreiten, welches die wahre Quelle der Erleuchtung ist. Wir wenden uns an alle, die sich für die Verbreitung des Wortes Gottes interessiren mit der Bitte, sich dieser heiligen Sache anzunehmen, gleichviel, ob sie mit uns verbunden, oder selbstständig sein wollen. In Vereinsangelegenheiten wendet man sich an das leitende Comitée, das in Petersburg auf dem Wasili-Ostroff bei der Tutschkoff-Brücke, im Hause Krjukoff Nr. 2 seinen Sitz hat. Dieses ist des Dienstags Abend von 6—8 Uhr und Sonnabends von 4—6 Abends geöffnet.

Die allerhöchst genehmigten Statuten der Bibelgesellschaft in Rußland lauten nun folgender Weise:

§. 1. Es gründet sich in Petersburg ein Verein, der den Zweck hat, in Rußland die heilige Schrift, d. h. das Alte und das Neue Testament, welches mit dem Segen der allerheiligsten Synode herausgegeben wird, besonders aber die Evangelien und Apostelgeschichte in russischer Uebersetzung zu verbreiten.

§. 2. Der Verein besteht aus wirklichen (stimmfähigen) und aus mitwirkenden Gliedern. Zu den ersteren gehören zunächst die Gründer des Vereins, und zweitens Diejenigen, welche von zwei wirklichen Mitgliedern dazu präsentirt worden sind. Die Erwählung der wirklichen Mitglieder erfolgt nach Maßgabe von § 5. Die Zahl der wirklichen Mitglieder darf nicht höher, als vierzig sein. Die mitwirkenden Mitglieder können aus beiden Geschlechtern sein, sowie aus jedem Stande, wenn sie nur erfolgreich dem Vereine zur Verbreitung der heiligen Schrift dienen. Zur Sammlung der Gaben für den Verein werden Sammel-Bücher ausgegeben (§. 8) u. s. w.

§. 3. Die Vereinsangelegenheiten werden geleitet von dem Vorstand, Kassier und Secretär, welche nach §. 5 aus der Zahl der wirklichen Mitglieder auf drei Jahre erwählt werden.

§. 4. Die Versammlungen des Vereins sind jährliche und auch zeitweise. Die ersten sind zur Anhörung der jährlichen Rechenschaften des Vereins eingeführt, sowie zur Wahl des Vorstehers, Kassiers und Secretärs und ihrer Stellvertreter. Diese letzteren werden mit Ausnahme der Ferienzeit mehr denn einmal im Monat versammelt, zur Wahl neuer Mitglieder des Vereins, zur Entgegennahme und Abquittirung der Sammelgelder, zur Anhörung der Rechenschaften und Correspondenzen, und zur Beschlußfassung über die Maßregeln, die zum besseren Betrieb unserer Sache nöthig werden u. s. w.

§. 5. — — — Zur Beschlußfassung ist der Regel nach Stimmen-Einheit der anwesenden Glieder nöthig. Ist keine Einmüthigkeit erreicht worden, so darf der Vorsteher sein Machtwort sprechen, oder es wird nach Stimmenmehrheit beschlossen. Im Falle der Stimmen-Gleichheit hat dann die Parthei das Uebergewicht, zu welcher der Vorsteher neigt. Zur Gültigkeit der Beschlüsse ist die Anwesenheit von nicht weniger als zehn wirklichen Mitgliedern nothwendig. In diese Zahl wird der Vorsteher

auch mit eingerechnet. Die mitwirkenden Glieder können zur Besprechung mit eingeladen werden; doch haben sie kein Stimm=Recht.

§. 8. Die Mittel des Vereins bestehen aus den Beiträgen der Mitglieder desselben und aus den freiwilligen Gaben fremder Wohlthäter. Mit Genehmigung des Vereins kann ein jedes Mitglied Sammel=Bücher an andre abgeben und Kreise zur Sammlung von Gaben bilden.

§. 9. Das Verbreiten der heiligen Schrift durch Herumtragen wird den Mitgliedern des Vereins je nach Wunsch übertragen, und steht unter strenger Aufsicht des Vereins. Die Mitglieder erhalten eine schriftliche Bestätigung ihres Amtes, mit Unterschrift des Vorstehers.

Außerdem nimmt der Verein die Verpflichtung auf sich, kleine Bücher=Lager an den Kirchen zu gründen, zur Verbreitung der heiligen Schrift unter dem Volke durch Kirchen=Aelteste oder andere ehrenhafte Personen.

§. 10. Der Verkauf der heiligen Schrift erfolgt zu dem billigsten Preise. Den Armen, sowie den Kranken und Gefangenen kann sie zu einem herabgesetzten Preise geliefert werden, sogar unentgeldlich, nach dem Ermessen des Colporteurs.

§. 11. Die Jahres=Berichte des Vereins werden nach Durchsicht des Ministers der innern Angelegenheiten gedruckt. Andre Mittheilungen, welche die Thätigkeit des Vereins betreffen, können auch gedruckt und in Zeitschriften oder als separate Broschüre herausgegeben werden.

§. 12. Die Gesellschaft hat ihre Druckerei mit der Inschrift: „Matth. 22, 29. Druckerei der Bibelgesellschaft in Rußland.“

* * *

Der zweite Jahresbericht der russischen Bibelgesellschaft trägt das Motto: „Ihr verirrt euch, weil ihr die Schrift nicht kennt.“ (Matth. 22, 29) und sagt dann: „Im verflossenen Jahre 1870 erreichte das Wirken unsres Vereines durch vielfache Beitritte einen bedeutenden Umfang. Die Verbreitung des ersten Jahresberichtes machte Viele mit dem Verein bekannt und erwirkte demselben neue und treue Mithelfer, auch viele aus dem geistlichen Stande. Die letzteren hält der Verein besonders werth und er nimmt jeden Vorschlag von Seiten der Priester mit besonderer Anerkennung auf. Aus den Händen der Geistlichkeit nimmt ja unser Volk das Buch mit Vertrauen an, ohne im Geringsten Mißtrauen über den Werth zu hegen;

zudem kann der Priester seiner Gemeinde das Buch nicht nur vorlegen, sondern den Inhalt auch erklären, was unter anderm die falschen buchstäblichen, grobsinnlichen Auffassungen des Buches verhindern wird. Wir sind überzeugt, daß nur unter dem Mitwirken des Priesterstandes die Erkenntniß des Wortes Gottes tiefe und feste Wurzeln in unsrem Volke schlagen und wesentlich zu seiner sittlichen Erneuerung beitragen kann. In der That, was könnte mehr zu innigster Befriedigung beitragen, als das Bewußtsein für die ewigen Bedürfnisse des menschlichen Geistes durch Verbreitung der Bibelkenntniß beigetragen zu haben! Unbestritten ist der Vortheil der Verbreitung ascetischer Bücher, doch bilden sie nur die Vorbereitung zur Aufnahme des Wortes Gottes. Wie schön auch jene Bücher sind, so sind sie doch nur Menschenwort, das eben nur vom Worte Gottes spricht, ein Same, der wohl in das Herz fällt und gute Früchte trägt, Luc. 8, 11, Marc. 4, 20, doch vom Evangelium, welches Christum verkündigt, wird gesagt, daß es die Kraft Gottes zum Heil aller Gläubigen sei. Röm. 1, 16. Entsteht nicht aus der Unkenntniß des göttlichen Wortes alle Verirrung? „Ihr verirret Euch, weil Ihr die Schrift nicht kennt.“ Ein jedes andre Buch liest man ein oder zwei Mal und legt es bei Seite, — das Evangelium ist aber ein Buch, welches man nie auslesen kann. — Je öfter man es mit ehrfurchtsvollem Glauben liest, desto mehr offenbaren sich uns neue Wahrheiten, desto mehr Nahrung bekommt die Seele. Es ist der unerschöpfliche Quell der Beruhigung und Erbauung, und ist in Wahrheit das ewige Buch, das ewige Evangelium, Offenb. 14, 6. In dieser Hinsicht ist es ein wahrer Segen für unser Volk, daß der heilige Synod es unternommen hat, das Neue Testament in der russischen Sprache herauszugeben. Unter den großen Werken des jetzigen Kaiserthums ist diese Ausgabe zu so billigem Preise die folgenreichste, obgleich dies im Anfang kaum zu bemerken ist. Wie sehr das Volk das Evangelium werth hält und es benutzt, kann man daraus schließen, daß unsres Wissens mehr als eine Million Exem-

plare des Neuen Testaments in der russischen Sprache aus der Druckpresse der Typographie des Synod hervorgegangen sind. Unser Verein wirkt nur mit zur Verbreitung desselben (sowie auch des Alten Testaments), doch auch dies nur in bescheidenem Maße, wie es seine Mittel erlauben".

Wir wollen das Wirken des Vereins während des Jahres 1870 nach einigen wichtigen Gesichtspunkten näher vorlegen.

Das bedeutsamste Moment aus dem Wirken des leitenden Comitée selbst sind seine Beziehungen zu dem allerheiligsten dirigirenden Synod.

Er reichte ein Gesuch um Beigabe des Verzeichnisses der russischen Lectionen zum Neuen Testament ein und zwar mit Erfolg. Ferner wurde in Folge der Initiative der höheren Geistlichkeit vom Verein dem Ober-Prokurator des heiligen Synod, Grafen D. A. Tolstoy, die Bitte vorgelegt, zu Gunsten des Vereins zu beschließen, daß die Bücher der heiligen Schrift aus dem Lager der Verwaltung des heiligen Synod an den Verein nicht bloß gegen baar, sondern wie zu billigeren Preisen, so auch auf Credit abgegeben würden.

In diesem Sommer erfolgte auf diese Bitte eine zusagende Antwort. Die Synodal-Verwaltung gewährte dem Verein einen Credit bis zu 5000 Rubel. Dadurch erhielt der Verein die Möglichkeit, die Bedürfnisse, die sich von allen Seiten her kund gaben, besser zu befriedigen. Auch auf das Verlangen, den Neuen Testamenten Lections-Anzeiger beizugeben, ging die Synodal-Verwaltung bereitwillig ein. Namentlich die Priester zeigten sich sehr erfreut, daß die Gemeindeglieder, welche am Kirchenbesuch verhindert werden, die Lectionen nun zu Hause nachlesen können. Der Verein gibt allen Neuen Testamenten, die er verbreitet, nunmehr die Lectionstafeln bei. Am Ende des Jahres erhielt der Verein noch weiteren Credit von 1000 Rubel; der Preis der Moskauer Ausgabe, welche durch ihren großen und deutlichen Druck für die Alten und des Lesens noch wenig Kundigen sich so sehr eignet, wurde ermäßigt.

Wie die Synodal-Verwaltung, so erwiesen sich auch einige Behörden dem Vereine förderlich. Der Verein machte sie in einem Zirkular darauf aufmerksam, wie sehr seine Bestrebungen sich berührten mit den Bemühungen der Behörden um die Hebung der Volksbildung. Von 386 Gouvernemental- und Distriktual-Behörden antworteten doch wenigstens 13. Die Stadt-Verwaltung von Petersburg verlangte eine ansehnliche Anzahl von heiligen Schriften und errichtete ein Lager derselben. Andre Verwaltungsbehörden traten in dauernde Verbindung mit dem Verein, und wurden Mit-Arbeiter desselben.

Auch an die Eisenbahngesellschaften wandte sich der Verein. Der Verwaltungsrath der Hauptgesellschaft gestattete den Verkauf der heiligen Schrift auf den Bahnhöfen und in den Waggons und erleichterte den Verkauf auf alle Weise. Ja, er gewährte sogar dem Verein Freibillete für 12 Mitglieder, mittels welcher sie von Petersburg bis Lubani und zurück, von Moskau bis Twer und bis zur Station Nowki und von Petersburg bis Lugi auf der Warschauer Route fahren können, so oft sie wollen, um den Passagieren in den Waggons die heilige Schrift anzubieten. Auf der Nikolaeff'schen, Nischni-Nowgoroder, sowie auf der Warschauer Bahn, gestattete man, in die Waggons aller Classen einzutreten, um hier die Bücher zu verkaufen. Die Bemühungen blieben auch nicht ohne Segen.

Was die Mitarbeiter betrifft, so brachte es der Verein während des Jahres 1870 auf 67 Mitarbeiter und 22 Mitarbeiterinnen, sowie auf 58 Correspondenten, d. h. Privat-Leute, welche regelmäßig heilige Schriften beziehen und in ihrer Umgebung verbreiten, abgesehen von den mitwirkenden Behörden, deren wir schon gedachten. Einige von den neuen correspondirenden Mitgliedern waren durch die Bemühung älterer Mitglieder gewonnen, andre hatten in Zeitungen oder Journalen von dem Bestehen des Vereins gelesen und sich in Folge davon selber als Correspondenten angeboten. Besonders erfreulich aber ist es, daß unter den neugewonnenen Mitarbei-

tern und Correspondenten sich 28 Personen aus dem geistlichen Stande befinden.

Gehen wir näher auf die Thätigkeit der mitarbeitenden Mitglieder und Correspondenten ein, so geben ihre Mittheilungen einerseits Zeugniß, mit welcher Aufopferung sie sich der Sache der Bibelverbreitung widmeten, andrerseits aber lassen sie erkennen, wie dankbar das Volk den Bemühungen des Vereins entgegenkommt. So richtete der Gouvernementsrath von Rjäsan mehrere Bücherlager an Kirchen und Schulen ein, in dem er die Priester- und Schulvorsteher mit dem Verkaufe der heiligen Schrift beauftragte. Das kaiserliche Findlingshaus in Petersburg, welches 80 Dorfschulen im Gouvernement von Petersburg unterhält, ließ in diesen Schulen über 2200 Neue Testamente durch die Lehrer verbreiten. Die Magiloff'sche rechtgläubige Brüderschaft trat in Beziehung zum Verein und übernahm eine Anzahl Bücher in Commission. Der Gouverneur von J. W. ließ in den Dörfern, wo Schulen sich befinden, durch die Lehrer und Geistlichen Neue Testamente an die Schüler verkaufen.

Nichts ist indeß interessanter, als die Berichte der Mitarbeiter und Correspondenten aus dem geistlichen Stande. Im Anfang des Jahres 1870 boten sich mehrere Priester aus verschiedenen Orten zur Mitwirkung in der Verbreitung des göttlichen Wortes an. Sie wurden reichlich mit Neuen Testamenten versehen. Ein Priester der Station Semliwoiska am Don erhielt 50 Exemplare und benützte gleich den folgenden Tag dazu, 20 Exemplare an Händler und Officiere zu verkaufen. Am folgenden Tag mußte er auf eine Farm fahren. Hier verkaufte er die andern Exemplare. Ein Vorkosthändler (Delikatessen und Rauchwaaren-Händler) sagte: Obwohl wir das Evangelium zu Hause haben, so will ich doch dieses Neue Testament kaufen, weil es so bequem für Reisen ist. Eine alte Frau auf der Farm erwiederte, als der Priester sie aufforderte, ein Buch zu kaufen: Wir haben zwar im Hause Niemand, der lesen

könnte, ich nehme aber doch ein Evangelium, denn es kommt vielleicht Jemand, der uns daraus vorliest. In einer Familie nahm man vier Exemplare, für jedes Glied der Familie eins. Diese erfolgreichen Versuche — schreibt der Correspondent — brachten uns Priester der Stationen auf den Entschluß, uns eine bedeutende Anzahl Exemplare kommen zu lassen, um sie in unsren Gemeinden zu verbreiten. Ein andrer Priester desselben Orts schrieb, er habe viele Bücher in der Osterzeit verkauft, als die Heiligen-Bilder in die Häuser gebracht wurden. Viele hätten bedauert, daß sie nicht auch ein solches Buch kaufen könnten, da der Vorrath aufgezehrt war. Dieser Priester war es auch, der den Wunsch ausdrückte, daß dem Neuen Testament in Sedez die Tafel der täglichen Lektionen beigegeben werde, damit jeder, der dem Gottesdienst nicht beiwohnen könne, die Lektion zu Hause lesen möge. Ein andrer Priester spricht aus, wie dringend nöthig billige Ausgaben der heiligen Schrift für seine Gemeinde seien, damit nicht die Wenigen, die lesen können, ihre Kunst auf Fabelbücher u. drgl. verwenden. Er schreibt ferner: „Unter den 24 Knaben und Mädchen der Bauern, denen ich die Elementarkenntnisse beizubringen suche, fand ich nur bei Einem das Neue Testament in slavonischer Sprache vor. Das Volk, schreibt er ferner, ist einfach und zutraulich, was Charlatans leicht benützen; es ist gutmüthig, wenn auch auf seine Art. Ihre Vereins-Angelegenheit ist gleichsam der Widerhall unsrer eigenen innersten Wünsche. Wie hätten wir nicht die völligste Bereitwilligkeit ausdrücken sollen, dem Werke zu dienen, das durch Sie begonnen worden ist.“ Ein andrer Priester, der sich ebenfalls 150 Exemplare hatte kommen lassen, schreibt: „Ich benutzte die Gänge zur Kirche, um Denen, die das Lesen verstanden, den Kauf des Neuen Testaments dringend anzurathen und erklärte ihnen den Inhalt desselben. Da bei uns das Volk vorzugsweise geistliche Bücher liest, so ist es selbstverständlich, daß es das Evangelium dankbar annimmt.“ Welchen Eindruck das heilige Buch auf die russischen Bauern macht, sieht man daraus, daß sie selber dorthin

kommen, wo es verkauft wird, um es selber zu lesen, oder es lesen zu hören, daß sie es nicht blos für sich, sondern auch für ihre Verwandten kaufen, daß sie ihre Kinder eigens dazu lesen lernen lassen, damit diese ihnen vorlesen und daß sie Verwandte, die an Festtagen zu ihnen kommen, und das Lesen verstehen, auffordern, ihnen vorzulesen. Auch Stadtpriester haben mit Erfolg der Bibelverbreitung sich gewidmet. Der größte Theil der Personen, die sich die heilige Schrift anschaffen, — schreibt ein solcher Priester — gehört dem Stand der kleinen Beamten und der Bürger an, doch kauften es auch einige von den Kaufleuten. Erst lockt sie die Billigkeit, sowie der hübsche Einband zum Kauf, dann lesen sie, und es zieht sie der Inhalt an, den sie so leicht verstehen. Würde man die Verbreitung der Schrift öffentlichen Anstalten überlassen, so würde Einer die Sache auf den Andern schieben, während die Mitarbeiter des Vereins durch ihre lebhafte Ansprache zum Kaufe animiren und das Buch dann sofort anbieten. Hören wir auch, was ein Lehrer aus einer der großen Handelsstädte schreibt: „Ich freue mich des Erfolges der Verbreitung der ewigen Wahrheit, welche uns durch den Herrn Jesum Christum gebracht und in dem heiligen Evangelium dargeboten wird. Die Bewohner mancher Dörfer haben von demselben auch nicht die geringste Kenntniß und halten es für eine Sünde, im Evangelium zu lesen. Ich wünsche innig, ein Mitarbeiter dieses Vereines zu werden, die Bücher werde ich leicht anbringen. Wenn ich die Kirchspiele und Dörfer besuche, um die Raskolniks (Sektirer) von ihren Irrthümern zu überzeugen, so werde ich die Bücher mit mir nehmen und sie zum Verkauf anbieten." Ein Dorfpriester aus einem nördlichen Gouvernement schreibt: „Die erhaltenen Bücher des heiligen Evangeliums wurden mit Freuden angenommen, doch die allerfleißigsten Käufer waren die Kinder, welche das Lesen lernen. Sie lesen jeden Abend beim Schein eines Kienspanes einige Seiten aus dem Evangelium und ziehen so die übrigen Glieder der Familie von leeren und unnützen Gesprächen ab. Besonders warme Theilnahme erfuhr der Verein, was die Priester

anlangt, in Moskau und Petersburg. Im Ganzen verbreiteten die Mitglieder aus dem Priesterstande während des Jahres 1870 gegen 4000 Exemplare der heiligen Schrift.

Auch die Correspondenten weltlichen Standes bieten in ihren Berichten manches Interessante. Eine junge Dame, die sich mit der Belehrung der Bauernkinder und ihrer Eltern abgab, kam öfters in die Bauernhütten, um den Kindern nachzusehen. Da sagte einmal der Vater eines ihrer Schüler zu ihr: „Erlauben Sie doch den Kindern nicht, Geschichten zu lesen, sondern lehren Sie dieselben Gott kennen und zu ihm beten. Wir Alten kennen Gott selber nicht, und verstehen auch nicht, zu ihm zu beten.“ Ein andrer Correspondent aus dem Tschernigoffschen Gouvernement erzählt von alten Leuten, die in ihrem Alter das Evangelium hören und darin Heil und Friede für ihre Seele finden; sie bedauern innig, daß man ihnen das Neue Testament nicht schon in der Jugend gegeben hat. Wie thätige Mitarbeiter der Verein hat, ergibt sich daraus, daß einer derselben in einem Jahre allein 1693 Exemplare verbreitete. Unter den Correspondenten sind übrigens Leute von allerlei Ständen, Beamte, Lehrer, Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, auch aus den Officieren. Ich kann mich nicht enthalten, aus dem Brief des Obersten R. an einen der Mitarbeiter etwas mitzutheilen. Derselbe hatte bei seiner Abreise nach Turkestan, wohin er als General-Gouverneur berufen war, eine Anzahl Exemplare des Evangeliums zum Verschenken und Verkaufen in jenen entlegnen Gegenden erhalten. „Auf dem höchst ermüdenden Wege von der Stadt Orsk bis Turkestan, schreibt er, wo wir durch glühend sandige Steppen kamen, geschah es öfter, daß ich auf einigen Stationen zwei bis drei Tage auf die Postpferde warten mußte. Auf jeder Station, die immer 1500 Werst von einander entfernt liegen, befinden sich Kosakenabtheilungen zum Schutze der Reisenden vor den wilden Kirgisen. Auf dem ganzen Wege habe ich keine Kirche der Rechtgläubigen angetroffen, deshalb erregten die von mir an den Stationen ausgetheilten

Evangelien große Freude, und viele nahmen dieses Geschenk mit Thränen von mir an; sie theilten mir mit, daß sie schon zwei Jahre lang nicht zur Kirche gekommen und das Wort Gottes gehört, und daß für sie kein Unterschied zwischen Feiertag und Werktag mehr sei. Jetzt sollte das Neue Testament ihnen die Kirche und die Feiertage ersetzen. Ich bedauerte sehr, daß ich in dem Tarantas (kleiner Reisewagen) nicht mehr als 100 Exemplare des Evangeliums unterbringen und auf den letzten Stationen nur 1—3 Exemplare noch vertheilen konnte. Nach Taschkend wurde mir im vergangenen Spätherbst auch eine Kiste mit etwa 100 Evangelien nachgeschickt. Ich nahm sie nach der Semiratschinschen Ebene mit, wo ich sie gleichfalls an den Stationen oder in den Schulen der armen Kinder, sowie in den Schulen der chinesischen Emigranten, welche russische Unterthanen und orthodoxe Christen geworden waren, austheilte. Ein Missionsprediger, der sich in der Kreisstadt Kopalsk 500 Werst von der Stadt Wjerne befand, setzte mich durch die Fortschritte der chinesischen Knaben in Erstaunen. Sie konnten nicht nur die Hauptgebete ausgezeichnet, sondern sangen mir auch den ganzen Hauptgottesdienst vor. Einem jeden von ihnen schenkte ich ein Evangelium, und diese Kinder freuten sich meines Geschenkes nicht weniger, wie die Kosaken."

Die Mitarbeiter und Correspondenten weltlichen Standes verbreiteten während des Jahres 1870 im Ganzen 18,292 Exemplare.

Am Meisten zur Verbreitung der heiligen Schriften trugen natürlich die Colporteure bei. Der Verein hatte deren im Jahre 1870 fünf, nämlich drei Männer und zwei Frauen, freilich eine geringe Zahl für das ganze russische Reich. Indeß sind Personen, die ehrlich und verständig genug sind, die hinlängliche Kenntnisse des Wortes Gottes haben, um dem Volk auf seine Fragen richtige Antwort zu geben, und die Beschwerden dieses Berufes willig tragen mögen, so selten, daß immer eine längere Probezeit nöthig ist, ehe man eine Person als Colporteur anstellen kann. „Wir wollen lieber wenige, aber erprobte Leute ausschicken, hoffen indeß, daß sich die

Zahl unserer Colporteure noch vermehren werde. Wir hoffen auch — sagt der Bericht — daß dieser oder jener unsrer Mitarbeiter bei gegebener Gelegenheit zeitweilig das Geschäft eines Colporteurs auf sich nehmen werde, um seinem Nächsten im Namen dessen zu dienen, der da gesagt hat, daß er nicht gekommen sei, sich dienen zu lassen, sondern daß er diene." Diese Mahnung ist auch schon von einigen beherzigt worden, und ihre Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Von den obengenannten fünf Colporteuren befanden sich zwei Frauen in Petersburg, ein Colporteur arbeitete in Moskau, einer verbreitete die heiligen Bücher in den Umgegenden Petersburgs und an den Ufern des finnischen Meerbusens, ein Colporteur arbeitete auf der Messe von Nischni=Nowgorod und reiste längs der Wolga und am Don.

Der älteste der Colporteure und der bedeutendste derselben, der schon seit 1863 im Dienste des Vereins arbeitet, ist Anton Bogdanowitsch Forchhammer, von dem wir oben sprachen. Er ist von Geburt ein Däne, des Russischen aber vollkommen mächtig. Obwohl ein Mann von 70 Jahren, macht er doch große Reisen. Er berichtet manches Interessante. In Neu=Tscherkask z. B. war er schon vor drei Jahren und verkaufte dort 1000 Exemplare. Er meinte daher diesmal dort weniger verkaufen zu können und nahm nur 100 Exemplare mit, aber er verkaufte nicht nur diese, sondern er mußte noch 500 Exemplare nachkommen lassen. Manche, die schon vor drei Jahren Evangelien gekauft hatten, kauften wieder, indem sie sagten: Man hat uns das Buch weggenommen. Ein Schulvorsteher lud ihn ein, mit seinen Büchern in die Schule zu kommen. Er erregte großen Jubel durch sein Erscheinen. Sie drangen alle auf ihn ein und jedes wollte von dem „alten Onkelchen" zuerst ein Buch. Einige behende Jungen klettern über die Schultern der andern hinweg nnd fassen ihn an der Schulter, schütteln ihn kräftig und schreien: So hör doch Onkelchen! Die russischen Knaben sind behender, als die unsrigen. Aber Unsinn durfte Niemand dabei machen, sonst bekam er von einem der älteren Knaben eine Ohrfeige. Unser

alter Colporteur muß es überhaupt verstanden haben, sich populär zu machen. Er ist überall, unter Soldaten, Arbeitern und wo immer er erscheint, eine gern gesehene Persönlichkeit. Er tritt bei den Schildwachen ein, kommt in die Fabriken, erscheint in den Schulen, bewegt sich auf dem Jahrmarkt und hat überall Glück und Gunst. Während der Messe pflegt er sich in Nischni-Nowgorod einen ganzen Monat aufzuhalten. Er verkauft dann während dieser Zeit, zwischen 3- und 4000 Exemplaren, an Einzelne und an Buchhändler, die sie dann wieder weiter verkaufen und so nach allen Richtungen hin ins russische Reich verbreiten. Das Werk ist schwer, mitten im Gewühl der großen Messe das Evangelium anzubieten, aber es gelingt Forchhammer und er streut viel guten Samen aus in dieser Zeit. Während der Messe befinden sich nahe derselben Soldaten in größerer Zahl in einem Standlager. Forchhammer besucht sie und sie heißen ihn jedesmal freundlich willkommen. „Dieser gute Alte kommt ja jedes Jahr zu uns" — rufen sie laut und freudig aus, wenn sie seiner gewahr werden. Sie umringen ihn haufenweise und beginnen das Evangelium bei ihm zu kaufen unter den verschiedensten Ausdrücken der Zufriedenheit. Einer gab ihm für das Evangelium ein altes 50-Kopekenstück und sagte: „da nimm, dies ist ein „Elterlicher", und als er das Buch in den Händen hielt, rief er freudig aus: „Gott sei Dank! ich wünschte so sehr, es zu kaufen!" Einer von den Soldaten wollte anfangen zu handeln, doch ein andrer zeigte ihm die Ueberschrift auf meiner Tasche und sagte: Siehst Du denn nicht? Da fing er zögernd an zu lesen: „Von der Gesellschaft für Verbreitung des Wortes" — „Wortes Gottes" sagte ich in strengem Ton. Ja — verbesserte er sich, Wortes **Gottes** hasts wohl gehört? Nun gib her, sagte mir dann der Soldat. Aufrichtig gestanden, wünschte ich mir längst es zu kaufen, ich danke Dir Bruder, daß Du es gebracht." Freundschaftlichst geleiteten dann die Soldaten unsern Forchhammer und sagten: Leb wohl, geliebter Alter. Wir danken Dir, daß Du uns dies schöne Buch gebracht hast.

Hören wir noch Einiges von den Erlebnissen Forchhammers während seiner Wirksamkeit am Don.

„In der ersten Zeit meines Wirkens in Rastoff am Don — schreibt er — erfreuten mich die Arbeiter, die sich am Ufer des Flusses mit der Beladung der Dampfschiffe beschäftigten. Anfangs gaben sie, als ich ihnen meine Bücher anbot, darauf keine Achtung. Einige lachten mich sogar aus. Doch als sie endlich bemerkten, was für ein Buch ich ihnen vorlegte, da waren sie plötzlich in ihrem Benehmen ganz verändert, besonders aber, als sie den Preis der angebotenen Bücher erfuhren, und viele kauften sie dann mit Freuden. Danach ward es mir schon leicht, mich mit dieser Sache abzugeben, ich brauchte nur bei gutem Wetter mich mit meiner vollen Tasche an das Flußufer zu begeben, um augenblicklich von dem einen oder dem andern angehalten zu werden. Einmal begab ich mich in den benachbarten Steinkohlenschacht und begegnete unterwegs vielen Arbeitern und bat sie, mir den Weg zu zeigen. Den Weg hatten sie mir wohl gezeigt, doch hörte ich, wie sie sich über den „Deutschen" lustig machten. Da fiel es mir plötzlich ein, daß ich ihnen nicht einmal ein Neues Testament gezeigt hatte. Darauf wandte ich mich denn noch einmal zu ihnen, eines von den heiligen Büchern sich anzuschaffen. Einige von ihnen kauften sich auch ein Exemplar und wir trennten uns schon ziemlich als Freunde. — In den Schachten habe ich großen Erfolg gehabt. Ein gewisser Oberst W. besitzt enorme Steinkohlenlager, in welchen beständig einige hundert Arbeiter beschäftigt sind. Als er erfuhr, in welcher Absicht ich gekommen war, war er so liebenswürdig, mir nicht nur zu erlauben, die Bücher den Arbeitern anzubieten, sondern bot sich auch an, mir die Bücher von dem Lohn der Arbeiter zu bezahlen. Die Folge von diesen Anerbietungen war, daß die Arbeiter sich für 52 Rubel Bücher angeschafft haben. Auf gleiche Weise gestattete der Commandeur eines Regimentes in R., der Obrist P., seinen Soldaten, sich bei F. das Neue Testament auf Rechnung ihres Soldes zu kaufen, worauf denn auch mehrere

von ihnen sich ein Neues Testament großen Formates anschafften, weil die große Schrift für sie leichter zu lesen war. Man konnte an ihren Gesichtern sehen, wie froh sie waren, daß sie dieses kostbare Buch nun hatten.

Es war doch ein guter Gedanke, sagt F., die Messing-Tafel mit der Inschrift an unsre Taschen zu befestigen. Wenigstens handelt man jetzt weniger und man hört öfter Bemerkungen, aus welchen man ersieht, daß die Sache unsres Vereines im Volke Sympathie erweckt. „Ach das ist schön!" oder: „Gott sei Dank!" oder: „Gott mag Ihnen Gesundheit geben!", hört man von dem Einen oder Andern. Ein junger Mann kaufte ein Neues Testament von mir, hat mich einst auch unterwegs angehalten, und indem er seinem Kameraden die Inschrift auf meiner Tasche zeigte, sagte er: „Hier sieh, dies ist aller Aufmerksamkeit werth, lies! Wir müssen unsrem Vereine helfen." Auf gleiche Weise drückte sich ein ehrlicher gutmüthiger Bauer aus, der (hieher nach R.) aus den Kosakengegenden (Stanitzen) kam und der auf einer der Eisenbahnstationen bei mir ein Exemplar des Neuen Testaments gekauft hatte. Er sagte: „Gott sei gedankt für solch einen Verein, damit kann man wahrlich das Wort Gottes verbreiten, und Gott gebe diesem Manne, der sich damit bemüht, gute Gesundheit." Wonach er mich dann herzlich aufforderte, die Stanitzen zu besuchen und mir versicherte, daß man dort das heilige Buch mit Freuden kaufen würde. In einer Spezereibude begegnete ich einem Menschen, welcher in großes Erstaunen gerieth über unsern Verein, was aus folgenden Fragen und Ausrufungen zu ersehen war: „Und nur das Wort Gottes? Romane werden nicht verkauft? Wahrlich, das ist sehr klug eingerichtet, nun gedankt sei Ihnen dafür." Natürlich kaufte er sich eines von den schönsten Exemplaren. Gleiches erlebte ich in einem Gasthaus in Asow. Schon mehrere Male bin ich in diesem Gasthaus gewesen, ohne irgend Erfolg gehabt zu haben. Doch eines schönen Tages ging meine Sache besser. Von all den kleinen Theetischen versammelten sich die Leute, um sich Evangelien zu kaufen, wobei sie

Fragen thaten, gleich den oben Angeführten. Und wenn Einer von ihnen zu handeln anfing, schrie der Andre laut: Nein, hier kann man nicht handeln, er ist vom Verein gesandt.“ Obgleich ich sehr mit dem Verkauf und mit dem Handel beschäftigt war, so bemerkte ich doch, wie einer dem andern ganz richtig erklärte, worin die Sache unsres Vereines bestehe. „Ihn, sagte einer, schickt man überall herum, um das Wort Gottes zu verbreiten, er selbst aber ist ein Däne.“

Nicht einmal hörte ich sagen, daß die Nationalität gar keine Bedeutung bei der Verbreitung des Wortes Gottes hätte. Alle werden übereinstimmen, daß inmitten des russischen Volkes, ein ehrlicher russischer Bücherverbreiter den meisten Erfolg haben würde. Nach den Russen ziehe ich meine Landsleute vor, welche sich der Sympathie des guten russischen Volkes erfreuen. Wenn ich sagte, ich bin ein Däne, aus dem Lande, woher unsre Thronfolgerin Marie Fedorowna ist, so vereinigte uns das und wir wurden befreundet.

Im Ganzen hat F. im Laufe von acht Monaten des Jahres 1870 an 5346 Exemplare des Wortes Gottes verbreitet.

Ein zweiter Colporteur war der auf unbestimmte Zeit beurlaubte Matrose G. Er reiste im Anfang des Jahres nach seiner Vaterstadt Fellin (Livland) und unterwegs verkaufte er Bücher in Narwa, Pskoff und besonders in russischen Dörfern, um den Tschutskasee. Als er nach Petersburg zurück kam, verkaufte er auch in der Umgegend. In dem Kirchspiel Ishore nahe bei Kolpino kaufte sich der Wärter eines Krankenhauses ein Neues Testament und rief dann seinem Collegen, der sich ebenfalls ein Exemplar kaufte, wandte sich darauf an G. mit gerührter Miene und sagte: „Ich danke Dir von ganzem Herzen, vom frühen Morgen an erwartete ich Dich. „Wie hast du es denn erfahren, daß ich da bin, fragte G. zurück, hat es Dir Jemand gesagt? „Nein, du warst aber schon lange nicht hier, und darum dachte ich, daß du heute kommen würdest, gewiß hat Dich der Herr geschickt.“ — Warum hast du denn nicht längst schon

gekauft? fragte ihn G. „Mir fehlte immer das Geld dazu, antwortete der Käufer."

Als das Lager bei Krasnoe Selo (bei Petersburg) begann, begab sich G. mit seinen Büchern dorthin und hatte dort einen guten Erfolg. Im März reiste G. nach Wiborg und bot hier vorzugsweise den Soldaten seine Bücher an, die das Neue Testament mit großem Eifer kauften, zumal er es ihnen zu sehr viel billigerem Preise abließ. Einmal trat eine alte Frau auf ihn zu mit der Frage, ob er ein Neues Testament hätte? „Ich habe von diesem Buche gehört, doch weiß ich nicht, was für eins es ist. Ich habe wohl ein Psalmbuch und andre Bücher, doch fehlt mir das Neue Testament. Was ist das für ein Buch?" G. erklärte es ihr, so gut er konnte und gab ihr ihrer Armuth wegen ein Exemplar zu billigerem Preise. Er kam auch in das Staatsgefängniß und fragte dort, ob die Gefangenen das Neue Testament besäßen, worauf er eine verneinende Antwort erhielt. Er schenkte ihnen fünf Exemplare des Neuen Testaments zum Lesen. Die geschenkten Bücher waren ins Gefängnißbuch eingetragen und dem Gefangenenwärter eingehändigt, welcher das Versprechen gab, sie den Gefangenen geben zu wollen. Er selbst kaufte sich auch ein Exemplar. Die Soldaten forderten ihn auf, doch wieder zu kommen. — Der Erfolg der Reise nach W. erweckte in G. das Verlangen, auch das übrige Finnland zu besuchen. Seine Reise dauerte drei Monate lang (Juni, Juli, August), im Laufe deren er zwei Routen machte. Auf der ersten besuchte er Wiborg und Wilmanstrand, auf der zweiten Helsingfors, Sweaborg, Abo, Tawastgus. Er verkaufte auf diesen Reisen ausnahmsweise nur an Soldaten, und zwar 866 Exemplare. Wir wollen Einiges von seinen Erlebnissen mittheilen. In Wiborg umarmte ihn ein Soldat und sagte: „Dieses Buch ist meine Seele, sterbe ich, so werde ich es nicht lassen." „Sechs Monate lang — sagten die Soldaten im Lager bei Wilmanstrand — haben wir kein russisches Buch gesehen, soviel wir auch danach gesucht". Sie

kauften die ihnen werthvollen Bücher mit Begier, indem Einer bei dem Andern Geld dazu lieh. So hatte Einer, um sichs anzuschaffen, bei vier Kameraden kopekenweise das Geld zusammen geborgt und zu guter Letzt fehlten ihm doch zwei Kopeken, die G. ihm schließlich erließ. Ein andrer nahm ein Paar neue Stiefel in die Hand, lief im Lager umher und rief: „Will nicht Jemand ein Paar Stiefel kaufen, ich möchte mir ein Evangelium anschaffen!“ Als er keinen Käufer fand, bot er G. an, sie zu kaufen, und G. kaufte sie. Und Aehnliches mehr. — Ein schon ältlicher Officier machte seine Kameraden auf G. aufmerksam und sagte mit Zufriedenheit: „Dieser ist vom Verein gesandt, das Neue Testament zu billigem Preise zu verkaufen, es ist ein gutes Werk!“ In S. begegnete G. ein Artillerist, bemerkte das Neue Testament im großen Format, nahm es in die Hand und sagte: „Komm mit mir, ich gebe Dir dies Buch nicht mehr.“ G. folgte in den Kasernenhof. Aus den Fenstern streckten sich die Köpfe. Gibt es Evangelien? fragten sie. Ich habe nur Evangelien, antwortete G. „Nun dann komm hieher zu uns“, riefen sie ihm von allen Seiten zu. „Kann nicht, habe eine schwere Tasche“. Da kamen denn die Soldaten in den Hof, umringten G. und fragten ihn erstaunt: „Woher bist du? Fällst du vom Himmel, oder trittst du aus dem Meer hervor? Soviel wir auch in H. gesucht haben und alle Buchhandlungen durchwandert, nirgends haben wir es gefunden“. Sie erstaunten über die Billigkeit und sagten, daß sie es selbst in Petersburg nicht so billig haben könnten. Sie dankten dem Verein, daß man ihnen die Bücher gesandt hätte und forderten G. auf, im August, wenn sie ihren Sold haben würden, wieder zu ihnen zu kommen. Die jungen Soldaten eines Festungsregiments wünschten auch, sich das Evangelium zu kaufen, hatten aber kein Geld. Da schenkte G. der Rotte ein Exemplar und händigte es dem Corporal ein, welcher sagte: „Ich will es aufs Fenster legen, und wer da will, kann daraus lesen und die Uebrigen können zuhören.“ Und in der That; eines Tages sah G. vorübergehend

einen Soldaten am Fenster lesen und die übrigen hatten ihn umringt.

Zu Ende des Jahres machte G. noch eine Reise nach Reval. Unterwegs besuchte er Jamburg und Narva. In Reval kaufte ein verheiratheter Mann ein Neues Testament. Die Frau sagte darauf: „Dieses Buch ist für solchen leichtfertigen Menschen, wie du bist, nicht passend.“ „Nun vielleicht doch, Gott wird geben, daß ich mich mit Hilfe dieses Buches ändere“ sagte der arme Bursche. — Im Laufe des Jahres 1870 hatte G. an 1840 Exemplare verbreitet.

* * *

Neben dem alten Forchhammer erregt unter den Colporteuren das meiste Interesse die 80jährige F. Abgesehen von ihren 80 Jahren ist sie auch krüppelhaft. Dennoch widmet sie sich nach wie vor mit derselben Energie und Selbstverläugnung der Colportage. Sie bedauerte nur, daß der Erfolg geringer sei, als in der ersten Zeit, wo sie mit beiden Händen noch gleich gelenkig war. Jetzt könnte sie mit einer Hand nicht viel Bücher halten. Der Verkauf ging schlecht, doch Bayern, sagt sie, hätte sie unterstützt. Was ist das für ein Bayern, fragte man sie. „Nun die Bierfabrik auf der Petersburger Seite“. Einstmals kam ein Bäuerlein und brachte ein Paar Stiefel zu einem Schuster, der auf demselben Hofe mit der alten Frau wohnte. Er kaufte ein Evangelium und forderte sie auf, in die Bierfabrik zu kommen. Die Alte sagte: Ihr habt große Hunde, ich fürchte mich. „Nun der Alexis (so hieß der Schuster) wird dich begleiten.“ So begab ich mich dahin, sagt sie, und verkaufte für acht Rubel. Des Sonntags blieb sie gewöhnlich zu Hause, und ihre Lieblingsbeschäftigung besteht hauptsächlich darin, ihre Lieblingsbücher auszubreiten und wieder einzupacken 2c. Das Volk versammelt sich oft um sie, namentlich kommen viele Arbeiter, so daß man kaum über ihren Hof gehen kann. Sie fangen dann an um die Wette vorzulesen, wer's am besten kann. Sie plaudern und besprechen die

Sache; vertreiben kann man sie nicht, denn Mancher von ihnen kauft zuletzt ein Buch.

Die alte F. ist aber nicht bloß Bücherverkäuferin, sie ist eine Heldin in der barmherzigen seelenrettenden Liebe. So hat sie einen Trunkenbold, Namens André, mit seiner Familie vor traurigem Untergang gerettet. Sie brachte ihn auf einem Platze unter, wo er mit Schneeschaufeln sein Brot verdiente, dann aber fuhr sie fort, ihn im Auge zu behalten und ihn durch vernünftige und liebevolle Zusprache auf dem guten Wege zu erhalten, auch hörte sie nicht auf, sich ebenso um sein zeitliches Fortkommen zu bekümmern. Solchen Leuten, sagt sie, muß man im Anfang recht strenge und schwere Stellen geben, später können sie eine bessere haben. Denn wenn man ihnen sogleich eine gute verschafft, dann verderben sie. Wenn es aber einem solchen Menschen recht schwer wird, so bekennt er seine Sünden und geht in sich." „Was macht Ihr André? fragte man sie im August." „Gott sei Dank, er lebt gut". „Wo ist er nun?" „Auf der Börse und verdient sich 25 Rubel im Monat." Die Kaufleute lieben ihn; der eine schenkt ihm einen Rubel, der andre drei, an Feiertagen so gut, wie an Werktagen. Sie bekannte auch einige Zeit darauf, als sie dem A. begegnet war, daß sie noch einen andren Trunkenbold mit Namen Iwan gefunden hätte. In Jamsk war sie in eine Kaback (Branntweinschenke) eingetreten und sah dort den Trunkenbold Iwan. Sie setzte sich zu ihm und fing ein Gespräch an. „Woher bist du Altsche?" — fragte er sie. „Ich weiß es selber nicht." (In der That konnte sie es nicht wissen, da sie als kleines Kind von ihren Eltern als Waise hinterlassen worden war). Er wollte sie mit Branntwein bewirthen, sie lehnte es ab. Ein Wort gibt das andre und er erzählt ihr, daß er bei Kawoschnowoff Commis gewesen, dann mit seinen Kameraden zu trinken angefangen hätte und um seine Stelle gekommen wäre. Dann bettelte er, bis seine ganze Familie, er, seine Frau und seine vier Kinder zweimal in das „Bettelcomitée" (Armenhaus) gekommen wären. F. fing an,

ihn zu „moralisiren“ und auch zu beschämen. „Warum sagst du, daß deine Kameraden daran schuld sind? du selber hast Verstand, schieb es nur nicht auf die andern“. „Was soll ich denn thun“? „Bete, der Herr wird sich Deiner erbarmen“. Darauf ließ sie ihn einen Monat lang nicht aus den Augen, gab ihm ein Evangelium, besuchte seine Familie und verschaffte ihm eine Stelle in einer Schmiede, wo er den Blasebalg zu treten hatte, den Sohn gab sie einem Buchbinder, die Tochter, die fast auf der Straße bettelte, zu einer Schneiderin. Wo bin ich nicht überall deshalb gewesen, sagt die Alte. Ich glaube, allen wurde ich unausstehlich durch meine Fürbitten. Wohin ich kam, da grüßte ich und bat: „Bitte nehmen Sie sie nur. Ich weiß, daß ich gelangweilt habe.“ Einige Monate hatte Ivan nicht mehr getrunken und arbeitete fleißig in der Schmiede, dafür verschaffte F. ihm eine gute Stelle an der Eisenbahn. — Der schon erwähnte Schuster Alexis war auch ein Trunkenbold gewesen. Zu Anfang war er Straßenpolizeidiener, Schutzmann; er diente ein Jahr, und wurde wegen Trunksucht ausgeschlossen. Die von seinem Lohn ersparten 120 Rubel brachte er in zwei Monaten durch. Alle Tage, so lange er Geld hatte, kamen seine Freunde. „Ist Alex Fedorowitsch zu Hause?“ — „Er schläft.“ Dann weckten sie ihn und gingen zusammen in den Kaback. Als Alexis alles vertrunken hatte, trat er in die „Bawaria“, d. i. bayerische Bierfabrik, ein. Da hat er sich fast zu Tode getrunken. Dann schaffte er sich wieder 100 Rubel zusammen, verließ seine Stelle und vertrank alles. Darauf trat er als Diener und Koch bei dem Redacteur einer Zeitung ein; auch diese Stelle verließ er, und quartierte sich in das Haus ein, wo F. wohnte. Sie fing an, ihn zu „moralisiren“, gab ihm ein Evangelium und ein Psalmbuch. Alexis hörte Anfangs auf, Branntwein zu trinken und trank statt dessen Bier. Er erkrankte heftig, genas und gab das Versprechen, nie wieder zu trinken. Bis jetzt hat er Wort gehalten. Auf die Fürbitte der F. ward er wieder als Schutzmann angenommen. Die alte F. hat sieben solcher Individuen in

ihrer Pflege. Alle waren Trunkenbolde, alle hat sie in Dienste gebracht. Wenn sie zu trinken aufhören, so beten sie. Aber wie? Sie sind froh, daß sie zu trinken aufgehört haben, aber es ist doch ersichtlich, daß es ihnen schwer wird, davon zu lassen. Sie hat öfters von solchen, die das Evangelium in Trinkhäusern kaufen, die Worte gehört: Gott gebe demjenigen gute Gesundheit, der darauf gekommen ist, uns die Bücher so billig zu verschaffen. Einstmals ist sie von ihren ständigen Käufern beleidigt worden. Es traf sich, daß sie das Neue Testament zu 25 Kopeken nicht hatte, aber zu 28 mit besserem Einband. Da fingen sie an, ihr Vorwürfe zu machen, daß sie theurer werde. Da machte sie auf den besseren Einband aufmerksam. „Das Wort Gottes ist uns theuer" — antworteten sie, der Einband ist uns gleich. Der Reiche wird bei Dir doch nicht kaufen, der fährt in ein Magazin; aber wir sinds, die bei Dir kaufen. Wo ist denn unsre Altsche, welche die heiligen Bücher trägt? Alle Arme wenden sich an Dich und Du fängst an, die Bücher theurer zu verkaufen."

F. bemerkt, daß seit einigen Jahren das Volk weniger trinkt. Früher wälzten sich die Betrunkenen auf den Straßen, bei den Trinkhäusern, unter den Zäunen; wo man hinsah, schleppte ein Schutzmann einen Betrunkenen auf die Polizei. Doch jetzt begegnet man weniger Betrunkenen. Sie trinken jetzt auch, aber weniger, nur noch den vierten Theil von früher. (?)

Die greise Arbeiterin trägt natürlich schwer an den Beschwerden des Berufs. Aber sie läßt sich nicht hindern. Das Regenwetter ist ihr unendlich lästig. Sowie sie durchnäßt ist, fängt ihre kranke Hand an, weh zu thun. Wenn ich Abends ermüdet und durchnäßt nach Hause komme, sagt sie, so denke ich, am anderen Morgen nicht mit den Büchern auszugehen. Aber morgens früh 4 Uhr steht sie doch wieder auf. Die Nachbarn lachen und sprechen: „Warum bist du so früh aufgestanden, du gehst ja heute nicht mit den Büchern, du solltest wenigstens drei Tage ausruhen." „Ich geh nur in den

Spezereiladen". Jemand von ihnen sagt dann: „Ich will es für dich besorgen." „Nein, ich werde selber gehen." „Warum nimmst du denn deine Tasche mit, fragen sie und lachen. „Wenn ich gegen 10 Uhr das Haus verlasse und in die Theeschenken gehe, zur Zeit, wo die Fuhrleute dort ihren Thee trinken, nun so verkauft man ihnen etwas." — Zu Ende August begab sich F. auf die Einladung eines Mitgliedes, welches dort auf dem Lande wohnte, nach Ischore, am Ufer der Newa zwischen Petersburg und Schlüsselburg gelegen, um in den benachbarten Ziegelfabriken und an den Barken die heiligen Bücher zu verkaufen. Freundlich ward sie von der Hausfrau willkommen geheißen. Nachdem sie sich getrocknet hatte, denn unterwegs war sie vom Regen durchnäßt worden, begab sie sich auf einen Spaziergang, wie sie es nannte, nahm aber ihre Tasche mit den Büchern mit. Die Barkenfahrt war schon eingestellt, und da richtete sie ihre Schritte denn nach den Ziegelfabriken hin. Kühn ging sie dem Ufer entlang, ohne auf den Weg zu achten und ohne eine Müdigkeit zu spüren, und auf diese Weise kam sie bis nach Schlüsselburg. Doch auch hier hatte sie kein Buch verkauft. Sie ging weiter auf die Ziegelfabriken, und durchwanderte auch die Colonieen. Unterdeß war es ganz dunkel geworden, und es begann zu regnen. Sie naht sich einem Dorfe und sieht Kinder am Strande, setzt sich zu ihnen, fängt an zu plaudern, und hatte gedacht, dort zu übernachten, doch als sie merkte, daß die Kinder Finnen waren und folglich das Dorf ein finnisches, so wollte sie doch nicht dort bleiben. Wohin soll ich nun gehen, denkt sie. Wieder zurück! Sie macht sich auf den Weg. Es begegnet ihr ein vornehmer Mann unterwegs. „Wo führt Dich Gott hin Mütterchen?" „Wo Gott mich hinbringt." — „Nun dann geh mit Gott." Nach kurzer Zeit begegnet ihr ein kleines Mädchen von 14 Jahren. „Wo gehst hin Mütterchen?" „Nach Schlüsselburg". „Bei den Colonien wirst du leicht durchkommen, doch bei den Fabriken nicht, das ist gefährlich. Komm zu uns." Sie führte sie, und so kamen sie an eine der ärmsten

Hütten. Ich habe schon viele dergleichen gesehen, aber solch eine arme noch nie, sagte F. In der Hütte traf sie einen alten Mann; der Vater war ein abgedankter Soldat und noch drei kleine Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe. Der Alte fing an, über seine Feldzüge zu sprechen. In der Hütte ist es dunkel. F. fragt das Mädchen, warum sie kein Licht anzünde. „Wir haben keines." „Kann man hier kaufen?" „Ja, bei einem Israeliten." „Komm, wir wollen kaufen". Der Israelit schlief schon. Sie weckten ihn, er gab ihnen Petroleum. Als sie sich die Nachtlampe angezündet, kochten sie sich Kartoffeln und regalirten F. damit. Sie dankte. Der Alte begab sich zu Bett und F. sagte zu den Kindern: Kleidet euch doch aus, legt euch doch auch. „Aber wir schlafen immer so". Wie so? Ja wir besitzen keine Hemden. F. geht ins Vorhaus, zieht das ihrige nicht ohne Mühe aus und reißt es mit den Zähnen und der linken Hand, weil sie mit der rechten nichts thun konnte, und gibt es der ältesten Schwester, damit sie sogleich für die kleinen Geschwister ein Hemdchen nähe, auch gab sie ihnen Geld, soviel sie bei sich hatte. Unterdessen war es hell geworden. F. begab sich auf ihren Weg und kam zu Mittag nach Ischore. Sie war auf diese Weise 24 Stunden unterwegs gewesen. In ihrer Abwesenheit hatte man sie überall gesucht, ob sie sich am Ende verirrt hätte. Man begegnete ihr mit großer Freude, aber auch mit dem Vorwurf, sie hätte zu viel gewagt. Ich war beschämt, bemerkte F., indem sie erröthete; das Dorf, wo sie übernachtet hatte, hieß Maskoff, es lag 30 Werst hinter Schlüsselburg. Sie sagte nun: Ich wundre mich wirklich, daß ich gar nicht ermüden kann, und bedauere nur, daß ich auf dem langen Weg nicht einmal für 10 Rubel Bücher verkauft habe.

Der alten F. stieß mancher Unfall zu. Als sie einmal in Petersburg über die Nikolai'sche Brücke ging und in eine Straße einbog, gab ihr ein Vorübergehender ohne alle Ursache einen so heftigen Stoß in den Rücken, daß sie hinfiel und sich das Knie zersplitterte. Einen Monat lang hatte die arme Alte gelegen. „Dies

ist eine Strafe für meine schweren Vergehungen", sagte sie, und gedachte bei diesem Falle, wie viel sie schon gelitten habe. Auf dem Heumarkte biß ein Pferd sie in die Schulter. Ein Räuber hatte sie an den Haaren herumgezauft, daß Büschel davon umherflogen, ihr das Gesicht zerschlagen und die rechte Hand gelähmt. Auf der Straße hatte sie einmal ein Mann mit dem Stock über den Kopf geschlagen, daß sie ohne Besinnung niederfiel. Dies alles aber erzählte sie mit muntrem Ton, und bedauerte nur, daß sie noch nicht gehen konnte, hoffte aber, es bald zu können. Sie lernte mit der linken Hand handtiren. Des Gebrauchs der rechten Hand wurde sie vor drei Jahren beraubt. Im Anfange des Herbstes 1868 begab sie sich nach Narwa zum Gebet und hatte 300 Exemplare des Neuen Testaments mit. Sie hatte sich verabredet mit einem Mann, der sie fahren sollte. Des Nachts wollte sie fahren, um den Tag über Bücher zu verkaufen. Auf solche Weise kam sie nach Narwa. Von dort aus begab sie sich in gleicher Weise nach Nowgorod. Sie verkaufte vorzugsweise in den Dörfern, wobei die Bauern ihr mit Freundlichkeit begegneten. „Manchmal kam ich an vom Regen naß. Da nahmen sie mich auf, trockneten mich und legten mich auf den Ofen, sie gaben mir zu essen, kauften obendrein das Neue Testament und begleiteten mich mit Dankbarkeit." So hatte sie fast alle Bücher schon verkauft und kam bis nach dem T..schen Gouvernement. Als sie erfuhr, daß sie schon nahe bei Moskau wäre, gedachte sie nach dem Troizkikloster zu gehen, um dort zu beten. Aber statt sich der Eisenbahn zu bedienen, setzte sie ihre Reise auf die frühere Art fort, streckenweise zu Fuß und streckenweise mit Fahrgelegenheit. Einmal war sie unterwegs durch eine Telegje eingeholt worden, in der ein Mann in mittleren Jahren war. Sie ging auf ihn los und fragte ihn, ob es noch weit bis T. wäre, und wie viel er verlange, um sie bis dahin zu bringen. Setze dich nur, sagte er, ich werde dich nicht übervortheilen. Sie hatte Platz im Wagen genommen. Es war um die dritte Stunde am Tage, und sie fing wie immer an, über Religion zu

sprechen. Sie hatte so zwei Stunden lang mit ihm geredet und er bejahte alles. Auf einmal fing er an zu widersprechen und gotteslästerlich zu werden. F. ward schweigsam, ihr wurde es ängstlich; sie wollte sich in einen andern Wagen setzen, doch kam Niemand, und sie befanden sich auf einer öden Steppe. Unterdeß war es ganz dunkel geworden, und der Regen fing an zu tröpfeln. Sie fuhren eine Zeit lang schweigend hin. Auf einmal sah sie der Mann an und sagte kein Wort. Darauf sah er sich um und dann hielt er den Wagen an. „Steig aus, schrie er.“ Die arme Alte in ihrem Schrecken sprang aus dem Wagen heraus und stieß sich dabei so furchtbar an der Deichsel, daß sie nicht mehr aufstehen konnte. „Gib Geld“ schrie der Räuber und fing an, ihre Kleider in kleine Stücke zu zerreißen. Er suchte nach Geld und schlug sie dabei ohne Barmherzigkeit mit den Fäusten, mit dem Fuß und mit der Peitsche. Er hatte sie blutig geschlagen. F. aber wiederholte ihm immer: „Du kannst mich wohl todt schlagen, doch denke daran, daß die Räuber verdammt sind.“ Dieses verhärtete ihn anscheinend noch mehr“. „So verlaß du mich Vermaledeiter“, sagte sie, indem sie seine Hand ablenkte, worauf er sich dann wie ein Thier auf sie warf, in sie biß, indem er ihr Stücke Fleisch ausriß. So verließ er sie halbtodt. Nach einiger Zeit hörte die arme F. das Rollen von Rädern. Da denkt sie bei sich, es komme Jemand und werde sie mitnehmen. Aber es war der Räuber wieder. Er hatte sich erinnert, daß ihr aus dem Wagen ein kleiner Bündel nachgefallen war, und deshalb kehrte er um. Er hob den Bündel auf, (darin lagen ihre Bücher), trat dann zu ihr und schlug sie mit dem Bündel ein Paar Mal, streifte sie noch einmal mit der Peitsche und fuhr davon. Die ganze Nacht hatte die arme Alte auf offenem Felde gelegen, mit Blut übergossen und unter heftigem Regen. Am Morgen fahren Leute vorbei, kommen auf sie zu und fragen, was sie denn habe? Als sie erfuhren, daß sie von einem Räuber angefallen war, sprachen sie: da hinter uns kommen auch noch welche, die werden dich mitnehmen und gingen davon.

Die andern machens nicht besser. Wie klar zu ersehen ist, fürchten sie, zur Untersuchung gezogen zu werden. Auf solche Weise vergeht ein halber Tag. Was soll ich machen, denkt unsre arme Alte, muß doch was ausdenken, sonst komm ich um; da fahren wieder Bäuerlein vorüber, halten an und fragen theilnehmend, was denn mit ihr sei. „War gestern zu Gast, sagte sie, habe da überflüssig getrunken, bin gefallen und kann jetzt nicht aufstehen.“ Da hoben sie sie auf, setzten sie in den Wagen, bedeckten ihr blutiges halbzerrissenes Fleisch mit einer Matte und brachten sie in ein Dorf. Darauf mußte einer von den Bäuerlein nach Petersburg fahren, nahm sie mit und brachte sie in ihr Haus. Lange war unsre arme Alte krank; ihre Wunden fingen allmählig an zu heilen, doch war sie der Gelenkigkeit ihres rechten Armes beraubt. Der Räuber hatte ihr die Schultermuskel durchbissen. Nun war sie also, durch den Fall auf der Brücke auch des Gebrauchs ihres linken Fußes beraubt. Er war ungleich zusammengewachsen, war bedeutend kürzer und beim Gehen schmerzhaft. Doch sie verzagte nicht und vier Monate nach dem Unfall versuchte sie das Haus mit ihrer Bücher-Tasche zu verlassen. Sie begab sich auf den Heumarkt, wo sich eine Kirche befand, um Gott um Hilfe anzurufen. Sie hatte mit ihrem kranken Fuße viel Zeit gebraucht, doch endlich die Kirche erreicht. An der Kirche begegnet sie einem Mönch ohne Beine, der auf Krücken aus der Kirche kam. Er bleibt stehen und fragt F., wohin sie gehe. „In die Kirche“. „Was hast du denn da?“ fragt er, indem er auf die Tasche zeigt. „Das Neue Testament unseres Herrn Jesu Christi“. Der Mönch sah sie an und sagte: Zeig einmal. Er kaufte ein Exemplar zu 60 Kop., wofür er ihr einen Rubel gab und wollte nichts heraus haben. F. wollte es nicht behalten. Ich habe genug von allem, sprach sie, Geld und andere Sachen genug. Nun so nehmen Sie zu Ihrem Vielen auch mein Weniges, sagte der Mönch und ging weiter. F. trat in die Kirche und sank fast ohne Besinnung auf dem Boden nieder. Als sie wieder zu sich kam und etwas ausgeruht hatte, begab sie sich nach

einer Schenke und verkaufte für 4 Rubel. Alle schelten mich, klagte sie, daß ich so selten komme. Da schelt ich sie denn wieder. „Wie oft kam ich vorbei und keiner bemerkte mich.“ Jetzt aber, erzählt sie, kommen sie mir nachgelaufen und tragen mir meine Tasche nach, und führen mich und fangen wieder an zu schelten. „Du kommst gar nicht, mit uns etwas zu sitzen.“ Eine Dame forderte F. auf, zu ihr aufs Land zu kommen und zu ruhen; sie hat es aber nicht angenommen. Will nicht, sprach sie, mein Brod umsonst essen. Wenn ich kein Brod habe, so esse ich heute nicht, morgen nicht, und warte auch den dritten Tag, am vierten löscht das Licht dann aus.“ Ohngeachtet ihrer Krankheit und ihrer Krüppelhaftigkeit, verbreitete F. im Jahre 1870 2480 Exemplare des Wortes Gottes fast ausschließlich in Petersburg.

Aus den Berichten der Colporteurin W. wollen wir noch Folgendes anführen: Diejenigen, welche das Neue Testament gekauft haben, verlangen nach der biblischen Geschichte. Wer das eine oder das andere gelesen, der fängt an, über Jesum Christum sich ein Urtheil zu bilden und es auszusprechen. Manchmal tritt dann ein junger Mann aus der gebildeten Classe hinzu, und sagt ihr, daß das alles nicht wahr ist, daß das die Leute nur ausgedacht haben. Die andern aber vertheidigen das Evangelium und sprechen es mit Bedauern aus, daß die jetzige Jugend ganz ohne Glauben sei. In einem Gasthause, in das W. auch eingetreten war, saßen zwei Männer und eine Frau. Die letztere bat einen von ihnen, ihren Mann, das Evangelium zu kaufen, indem sie sagte, daß sie kein einziges Erbauungsbuch zu Hause hätte. Schließlich kaufte er dann auch, wofür die Frau nun sehr dankbar war, besonders, daß ihr das Buch gebracht worden, „sonst würde er nie darauf gekommen sein, das Buch zu kaufen. Sonst kauft er allerlei, trinkt auch, aber ein Erbauungsbuch, das nie.“ Einige Zeit darauf gingen drei Männer an ihr vorüber, einer von ihnen überredete die andern, das Evangelium zu kaufen, indem er sagte, daß er früher der allergrößte Trunkenbold

gewesen, daß er aber vor vier Jahren das Neue Testament sich angeschafft hätte und darin gelesen. Das Buch hatte ihn in Erstaunen gesetzt und allmählig ließ er das Trinken. Darauf kaufte er sich ein Psalmbuch des Alten Testaments und zu guter Letzt hörte er ganz auf zu trinken und wollte in ein Kloster gehen, indem er seine Familie verließ. Doch der Priester brachte ihn von diesem Vorhaben ab, indem er sagte, daß er auch in seiner Familie Rettung finden könne.

Zum Schlusse wollen wir zur Charakteristik des russischen Volkes noch eine Erzählung hinzufügen. Ein Verkäufer in einer Wachslicht-Handlung hieß Ivan, ein Freund von der W. Sie hatte mit ihm oft lange Unterredungen über das Wort Gottes. Er ist ein gottesfürchtiger Mann, erzählt sie von ihm, liest fast nur religiöse Bücher und hat bei ihr alle Bücher gekauft, Neues Testament, Altes Testament und Psalmbuch. Einstmals stieg bei ihm ein junger Landmann ab, im Alter von 23 Jahren. Er verschaffte ihm eine Stelle, doch erkrankte er bald am hitzigen Fieber. Ivan brachte ihn in das Hospital und besuchte ihn oft. Der Kranke verlor seine Sprache und war dem Tode nah. Da brachte Ivan einen Priester, der dem Kranken das Abendmahl reichte. Nach der Consecration, während welcher er bewußtlos war, betete der Priester inbrünstig auf den Knieen und reichte ihm dann das Abendmahl. Als der Priester den Kranken verlassen hatte, trat Ivan zu ihm. Zu seinem größten Erstaunen wendete sich der Kranke zu ihm und sagte: Gott sei gelobt, ich empfing eben das heiligste Geheimniß! Er zog die Hand Ivans an seine Lippen und gab den Geist auf.

Im Laufe von zehn Monaten 1870 hatte W. 1783 Exemplare des Wortes Gottes verbreitet.

Im Ganzen waren im Laufe des Jahres 1870 von den Colporteuren des Vereines 13,807 Exemplare verbreitet worden.

* * *

Geben wir auch aus dem dritten Jahresbericht, dem für 1871, noch Einiges.

Auch während des Jahres 1871 hat die Verwaltung des allerheiligsten Synod den Verein kräftig unterstützt, sodaß er gelegentlich der polytechnischen Ausstellung in Moskau ein schönes Bibellager errichten konnte. Ebenso fand der Verein auch in diesem Jahr seitens der Eisenbahngesellschaften durch Gewährung von Freibilletten und die Gestattung des Verkaufs heiliger Schriften in den Waggons wieder sehr liberale Unterstützung. Auch die Wolga Donsche Dampfschifffahrts-Gesellschaft bewilligte solche Vergünstigungen. Schulverwaltungen, Staats- und Militärbehörden fuhren fort, gemeinsam mit dem Verein zu arbeiten. In der Kreisstadt Belahninsky, Gouvernement Nischni-Nowgorad, wohin viele Russen wallfahrten, wirkte der Vorsteher des daselbst befindlichen Fedoroffski-Klosters für die Bibelverbreitung unter den Wallfahrern. Die unter der Verwaltung des Petersburger Findlingshauses stehenden Landschullehrer, 70 an der Zahl, verbreiteten mehr als 1800 Exemplare in ihren Schulen, ohne irgend welchen Nutzen zu nehmen.

Unter den neu eintretenden Mitarbeitern finden wir erfreulicher Weise auch 26 russische Geistliche. Dem Verein liegt, wie bekannt, besonders an der Mitarbeit der Priester. In den Gouvernements, wo die Berichte veröffentlicht wurden, sind überall von einzelnen Geistlichen Bestellungen gemacht worden. Wir wollen hier mittheilen, was einer dieser Priester aus einem nördlichen Gouvernement berichtet:

„Schon lange wünschte ich einem jeden Kirchgänger, der zu lesen versteht, das Neue Testament zu verschaffen; dieser Wunsch wurde in mir noch lebhafter, als ich im November 1870 im Journal „Der Wanderer“ den ersten Jahresbericht des Vereins las. Darauf wandte ich die nöthigen Maßregeln an, um meinen Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen. Ich hatte Katechisationsstunden zu geben und fügte auch einige Lehren über das Wissen und Erlernen der heiligen Schrift

hinzu. In den letzten Unterrichtsstunden sprach ich über die Bedingungen, unter denen Gottes Wort wirken könne. Bei diesen Unterrichtsstunden hob ich das Lesen der heiligen Schrift in der russischen Sprache hervor und bat die Zuhörer, sich die Sendung der Bücher ebenfalls zu Nutze zu machen. Ich hielt aber diese Belehrungen allein nicht für hinreichend und schrieb folgende Ansprache: „Wer von Euch, Brüder, am zweiten Weihnachtstage in der Kirche gewesen, der hörte erstens, daß das Wort Gottes uns weise machen kann zur Seligkeit, zweitens, daß dazu das Wissen und Erlernen der heiligen Schrift nöthig sei, drittens, daß wir es erlernen können durch Lesen und Anhören, viertens, daß man, um es zu verstehen und seine Wirkung an sich zu erfahren, verschiedene Bedingungen erfüllen müsse, daß es namentlich nothwendig sei, das Wort Gottes in der russischen Uebersetzung zu lesen, da die slavonische (Kirchen-) Sprache nicht allen verständlich ist. Da wir aber die heilige Schrift in der russischen Uebersetzung nicht besitzen, so bat ich und bitte einen jeden von Euch zu eurem Seelenheil, euch von dem Ankaufe des Neuen Testaments nicht auszuschließen, damit das Wort Gottes in jeder Familie vorhanden sei. Es ist Zeit, Brüder, daß wir uns auf den Weg des Heils begeben und die heilige Schrift in die Hand nehmen, die uns den Weg zu den himmlischen Auen weist". Auf diesen Aufruf hin subscribirten 21 Personen. Es sind das wenige, aber die Parochie ist klein, sie zählt nur 243 Seelen. Darunter sind auch solche, die zu lesen verstehen. Das gesammelte Geld sandte ich dem Vereine ein, mit der Bitte, eine gewisse Anzahl Exemplare zu übersenden; ich erhielt die Bücher am 15. August Abends, und nach dem ich sie sortirt hatte, überlegte ich die Sache noch lange. Der Herr hat meinen Wunsch erfüllt, die Bücher sind da. Aber wie soll mir nun auch der Wunsch erfüllt werden, daß das Wort Gottes in uns wirksam sein möge? So entschloß ich mich denn, den Herrn selber anzurufen; Er, welcher mir die Bücher gegeben, kann uns auch beim Lesen leiten. Zu diesem Zweck ward am 16. August

nach der Liturgie ein Gottesdienst gehalten, doch hielt ich das Gebet nicht für hinreichend, ich dachte, es müsse noch mehr geschehen, was nicht minder wichtig sei. So schrieb ich denn in mehr denn dreißig Exemplare des Neuen Testaments auf die weißen Seiten folgendes Vorwort: „Geliebter in Christo, nimm dieses heilige Buch als ein Geschenk vom Himmel, vom Herrn dir gesandt; erquicke deine Seele durch das Erlernen desselben, damit das Erlernen heilsam auf deine Gedanken, Gefühle und Thaten wirken möge; lies es nicht mit zerstreutem Geiste, sondern mit Gottesfurcht und dem einzigen Wunsche, ein ehrenhaftes Leben zur Seligkeit kennen zu lernen; bete zum Herrn, daß er dich erleuchten möge, die Wahrheit des Evangeliums zu erkennen, es zu lieben und es zu erfüllen; überwinde die schlechten Gewohnheiten, Leidenschaften und Fehler! Beim Lesen vergiß nicht, daß du den Herrn selbst siehst, der mit dir redet und vor dir mit den heiligen Aposteln in seinem heiligen Evangelium thätig ist; deshalb concentrire deine ganze Aufmerksamkeit auf das, was du liesest. Nach dem Lesen gib dir Rechenschaft davon, behalte es und bilde dein Leben nach Christi Lehren. Lies dieses Buch in den freien Zeiten, des Sonntags und Feiertags, wenn deine Familie frei ist; lies allen, und wenn du es nicht vor allen lesen kannst, so lies es allein und mache es dir zur Pflicht, den Anderen das Gelesene mitzutheilen, es sei beim Mittag- oder Abendbrod. Hört auf, Geschichten zu erzählen und anzuhören und leere Reden zu führen, sie sind eines Christen unwerth, und beschäftigt euch besser mit der nützlichen Erzählung und der heilsamen Lehre von dem Leben unsres Heilands und Seiner Apostel. Des Sonntags und Feiertags bewege die Deinigen zum Anhören und dich zum Vorlesen, lies verständlich, ohne dich zu beeilen, damit die Hörenden dich verstehen können; erlaube nicht, beim Lesen zu lachen. Wenn du etwas nicht verstehst, so lies es noch einmal, und wenn du es zum zweiten Mal nicht verstanden hast, so quäle dich nicht, sondern lies weiter. Das Nichtverstandene behalte, und bei Gelegenheit theile es deinem Priester mit, er wirds dir aus-

einanderſetzen, oder dir eine Erklärung der heiligen Kirchenväter geben. Sei fröhlich und fleißig bei dieſem Buche und im Glauben. Es iſt zwar klein, doch enthält es viel Weisheit und Liebe Chriſti, es wird dich lehren, ein ehrbarer Chriſt, ein wahrer Bürger zu ſein und dein Vaterland zu lieben, ein nützliches Glied der Geſellſchaft und ein wahrer Freund der Familie zu werden, mit einem Wort, es wird dich lehren, ein ganzes Kind Gottes zu ſein, zu jeder guten That bereit. Nimm dieſes Buch auch in den Tagen der Trübſal vor, ſowie zur Zeit der böſen Gedanken und Verſuchungen, die deine Seele umſtürmen, und es wird die unreinen Gedanken vertreiben, und die Verſuchung verjagen; es wird deinen Kummer erleichtern. Nimm dieſes Buch und danke dem Herrn dafür, daß er uns nicht in Unwiſſenheit über das läßt, was uns zur Seligkeit nützlich iſt, ſondern es uns in ſeinem Worte kund thut. Nimm alſo dieſes heilige Buch, lies es, dich ſegnend und werde weiſe durch das Wort Gottes, zu deiner und deines Nächſten Seligkeit!" — —

Unſer werther Correſpondent ſchreibt noch weiter: „Von mehreren Perſonen hörten wir folgende Antwort auf unſern Aufruf. „Ach Väterchen, was für ein herrliches Buch, wir werden immer darin leſen." Ein Goldarbeiter drückte ſich alſo aus: „Das iſt ein goldenes Buch, unzählige Male theurer, denn Gold. Mit all dem Golde ginge ich unter, wenn ich aus dieſem Buche nicht die Barmherzigkeit Gottes erkennen würde." Einer, der das Leſen nicht konnte, kaufte auch, und als ich ihn fragte, wozu er es brauchte, da er nicht zu leſen verſtände, antwortete er: „Ach Väterchen, ſo ſehe ichs mir doch wenigſtens an, wie meinen Heiland ſelber; ſchon dafür allein wird der Herr mir Weisheit geben und mich von ſchlechten Gedanken abbringen, auch muß ich noch das ſagen, wenn ich auch nicht zu leſen verſtehe, ſo verſteht es denn doch ein anderer, und wenn einer, der zu leſen verſteht, zu mir kommt, ſo bitte ich ihn, es mir vorzuleſen.

Im Ganzen wurden durch ruſſiſche Geiſtliche im vorigen Jahre 4592 Exemplare verbreitet.

Die Wirksamkeit der Mitarbeiter aus dem weltlichen Stande war freilich eine noch viel bedeutendere. Sie verbreiteten im Ganzen 24,316 Exemplare.

Wir heben aus den Berichten derselben nur den von S. heraus: Im Jahre 1870 machte er die Bekanntschaft des Vereins und nahm auch gleich eine bedeutende Anzahl Bücher mit, um sie unterwegs auf seiner Reise von Petersburg nach Astrachan und auf dem Dampfschiffe auf der Wolga zu verkaufen. Dieser erste Versuch war ausgezeichnet erfolgreich. Der Verkauf begann in den Waggons der Nikolaischen Eisenbahn und wurde fortgesetzt auf der Station Twer und am Hafen in Twer, auf dem Dampfer selber und an allen Stellen, wo er anhielt. Die Sache sprach für sich selber, schreibt S., sodaß ich kaum Zeit gehabt habe, die Käufer zu befriedigen. Ich empfing viele Danksagungen, viele Segenswünsche wurden dem Verein für das, was er für das einfache Volk unternommen hat, zu Theil. Niemand wollte handeln, Alle waren davon überzeugt, daß die Sache nicht des Vortheils halber geschehe. Auf der Eisenbahnstation in Twer mußte unser Mitglied einige Stunden warten; sofort war er von Menschen umringt worden, die Bücher zu kaufen wünschten, deren Zahl zunahm, je mehr seine Anwesenheit bekannt wurde. Dasselbe wiederholte sich am Hafen von Twer, sowie auch auf dem Wege nach dem Hafen Ribinsk, in Nischni-Nowgorod und anderwärts. Krankheitshalber konnte unser Mitglied seine Wirksamkeit im Winter des Jahres 1870/71 nicht völlig entfalten, aber mit desto größerem Fleiß handelte er im Sommer 1871. Im Juli fuhr er die Wolga herunter, um überall das Wort Gottes zu verbreiten. Unterwegs nach der Stadt W. waren diesmal in den Waggons der Nikolaischen Eisenbahn 100 Exemplare verkauft worden, auf der T.schen Station 300. In T. stellte sich unser ehrenwerthes Mitglied dem Archierej (Erzbischof) vor, um ihn um seinen Segen für seinen Beruf zu bitten, und war über die Freundlichkeit des Bischofs gerührt. Das T.sche Publikum hatte er mit der Sache

bekannt gemacht, indem er den Verkauf der Bücher auf einem kleinen Tischchen in einem Boulevardsgarten eröffnete. Darauf folgten die Besuche in der Fabrik. Die Verwaltung einer derselben entschloß sich, den Arbeitern für den Verkauf der heiligen Schrift Geld vorzustrecken. Den andern Tag bekam S. eine Bestellung von 150 Rubel für die Fabrik. Davon unabhängig besuchte er auch die Frauenklöster, wo ebenfalls nicht wenige Bücher gekauft wurden. Er besuchte auch ein Seminar, welches zu dem Verein in Beziehung trat. Dann hielt sich unser Mitglied in Ribinsk auf. Gleich im Anfang kam er kaum vom Hafen fort, verkaufte daselbst für 50 Rubel und eilte dann nach Nischni-Nowgorod. In N. stellte er sich dem Gouverneur vor und erbat sich den Segen des Orts-Bischofs, ließ in die Zeitung einige Aufsätze über den Verein und den Katalog der Bücher einrücken und außerdem noch eine Anzahl besondere Bekanntmachungen (Placate) drucken. Dank der Hülfe des Gouverneurs erhielt unser Mitglied einen ausgezeichneten Platz neben der Börse. Den Verkauf der Bücher hatte aber S. so organisirt, daß er zur Zeit des Gottesdienstes sich in der Kirche befand, indem er an einem kleinen Tische stand, über welchem die Ueberschrift angebracht war, daß er sich von 12—3 Uhr an der Kaufmannsbörse, und von 4—6 Uhr Abends gegenüber dem Haupthause des Marktes aufhalte. Unter den Käufern waren nicht nur Russen, sondern auch Grusier, Tartaren und andre ausländische Christen. Das Psalmbuch in der russischen Sprache kauften aber auch Juden. S. hatte Zeit gehabt, alle Reihen zu durchgehen und hielt sich dabei in den Buden auf, indem er sich bemühte, ihnen Erklärungen über den Verein zu geben, sowie die Jahresberichte zu verbreiten. Auf solche Weise wurden 1000 Exemplare im Jahre 1871 vertheilt. Diejenigen Verkäufer, welche Zeit hatten, interessirten sich für die Sache und bewiesen es durch kleine Gaben. Sein Aufenthalt auf der Messe war von großer Wichtigkeit deshalb, weil eine so große Anzahl Kaufleute mit der Angelegenheit des Vereins bekannt gemacht wurde. Auch viele

Fabrikanten forderten ihn dann auf, in ihre Fabriken zu kommen, wo die Arbeiter sich zu Tausenden befänden. Auch waren sie entschlossen, die Reisekosten zu tragen. Zu Ende des Berichtes seiner Meßthätigkeit kann der Verein nicht umhin, dem Marktvorsteher in Nischni-Nowgorod für dessen freundliche Beihilfe seine Anerkennung auszudrücken. Aus Nischni-Nowgorod begab er sich nach K. Auch hier stellte er sich dem Gouverneur und dem Bischof vor und erfreute sich ihrer zuvorkommenden Aufnahme. Er begann seine Thätigkeit in der Stadt, indem er gedruckte Blätter herumsandte und erreichte es, daß der General die Regimenter von seiner Ankunft in Kenntniß setzte. Zu der Zeit war der Verein eben im Stande, eine große Anzahl Bücher zum Verkauf zu senden. Es gab Tage, schrieb unser Correspondent, wo ich von 8 Uhr früh bis 10 Uhr Abends in einem fort Bücher verkaufte. Es kamen Momente, wo ich sammt meinem Gehilfen nicht im Stande war, die verlangten Bücher zu reichen, sodaß sich die Leute selber wählen mußten und nach Gutdünken bezahlten, besonders wenn gerade viele Soldaten ein- und ausgingen. Es war eins der schönsten Bilder. In meinem ganzen Leben habe ich noch nie solch eine Befriedigung empfunden. Nach dem 20. des Monats, als man in den Behörden die Gagen ausgezahlt hatte, erschienen auch die kleinen Beamten, wobei ein junger Mann äußerte, er würde sich eher entschließen, diesen Monat keinen Thee zu kaufen, als daß er sich nicht ein Neues Testament in Saffianeinband anschaffen sollte. Die Stadtverwaltung, sowie die Landesverwaltung und die Bezirksämter trugen ebenfalls viel zum Verkauf der Bücher bei. Bemerkenswerth war die Abfahrt des S. von K. Sechsmal mußte er für einzelne Käufer unterwegs seinen Bündel aufmachen, andre erreichten ihn am Hafen, andre kamen an den Hafen gefahren, um augenblicklich Bücher zu kaufen. Ganz besonders zufrieden war S. darüber, daß die Käufer ihn einluden, das nächste Jahr wiederzukommen. Ihre Dankbarkeit und ihre Segenswünsche lassen sich nicht wiedergeben. Aus K. trug er seine Thätigkeit in die Stadt S. über,

wo er mit Freuden von der Verwaltung der Stadt, sowie anderen hochgestellten Personen empfangen wurde. Der Aufenthalt von S. war nur von kurzer Dauer, aber der Erfolg überstieg, Dank der warmen Theilnahme des Schulvorstandes, alle Erwartungen. In S. war die Reise beendet. Sie hatte vier Monate gedauert und in dieser Zeit hatte S. elftausend Exemplare verkauft! Zum Schlusse müssen wir noch bemerken, daß S. in jedem Orte, den er besuchte, dem Verein einige Mitarbeiter gewann und dabei an 300 Rubel freiwilliger Gaben einsammelte. Im Oktober kehrte er nach Petersburg zurück. In der ersten Hälfte des folgenden Monats begab er sich auf Anordnung des Vereins auf eine neue Reise und besonders in die Stadt S. mit der Absicht, auf seiner Rückkehr die daranliegenden Städte zu besuchen. Die Eisenbahngesellschaft gestattete S. auf Ansuchen der Vereinsverwaltung, 80 Pud (2500 Pfd.) der heiligen Bücher unentgeltlich auf allen Fahrten mitzunehmen. Schon unterwegs in den Waggons der Eisenbahn hatte S. 300 Exemplare verkauft. Als er in S. ankam, hatte er in einer frequenten Straße ein Magazin gemiethet, und kaum hatte er Zeit gehabt, die Bücher auszupacken, so war er schon gleich den ersten Tag gezwungen, die Käufer bis Mitternacht anzunehmen. Im Anfang begab sich also S. wieder zu dem Bischof der Stadt, um seinen Segen zu erbitten, und war erfreut über den liebenswürdigen Empfang. Der Bischof schrieb seinen Namen ins Collectenbuch ein und fragte ihn viel über den Verein. Der Polizeimeister, an welchen S. Empfehlungen hatte, und der Vicegouverneur hatten sofort die Ordre gegeben, in den Zeitungen seine Ankunft kund zu thun, und außerdem ließ er noch unentgeltlich 1000 einzelne Exemplare der Bekanntmachung drucken. Unterdeß hatte S. die Kanzlei des Gouvernements, die Stadtpolizei und das Bezirksamt besucht, und daselbst 500 Exemplare verkauft. Die Vorstände des Bezirks ließen sich Berichte geben und versprachen Bestellungen für die Landschulen zu machen. Mit Erlaubniß des Gouverneurs trug S. seine Bücher auch in die Gefängnisse

des Ortes. In einem Festungsgefängniß waren 42 Zellen und befanden sich 600 Gefangene. Die Sache erforderte mehrere Tage. Das Schloßgefängniß hat S. drei Mal durchwandert. In eine jede Zelle gab er den Bericht des Vereins und verkaufte eine Anzahl Bücher, außerdem verschenkte er einige Exemplare. Der Besuch in dem Gefängniß hatte eine sehr interessante Episode. Bei dem ersten Gang in das Gefängniß besuchte er die Militärs und erzählte den Gefangenen die Ursache seines Kommens und bat sie, sie möchten sich Neue Testamente anschaffen, welche beruhigen und weise machen können zur Seligkeit. Viele beriefen sich auf Geldmangel, andre auf Unkenntniß im Lesen, Einige kauften vorzugsweise das Neue Testament in großer Schrift und zwei kauften Exemplare in slavonisch=russischer Sprache zu 1 Rubel 70 Kopeken. Einer der Arrestanten wünschte sich sehnlichst, ein Buch kaufen zu können, doch beschämt sagte er, er habe kein Geld; in den folgenden Tagen werde er seinen Sold bekommen. Als Geschenk wollte er es durchaus nicht annehmen, indem er sagte, daß er sich freuen würde, ein solches Buch für seine eigne Haut kaufen zu können. Ich schlug ihm vor, das erste beste Buch zu nehmen, unter der Bedingung, wenn er sein Geld bekäme, so solle er es bezahlen. Dies nahm der Arrestant an; mit großer Dankbarkeit küßte er das Buch und drückte es an seine Brust. Beim zweiten Besuch sah ich ihn nicht, bei dem dritten Besuch aber kam er zu mir und entschuldigte sich, indem er sagte, daß man sich in den Kanzeleien während der Feiertage nicht beschäftige. Indeß bemerkte er ein Psalmbuch in slavonischer Sprache und ein slavonisch=russisches Evangelium, und wünschte es zu besitzen. Er hatte sich ausgerechnet, daß sein Geld ausreichen würde; die zwei Kopeken, die ihm übrig blieben, bat er, in die Büchse legen zu können und bewies bescheiden, daß er auch noch das Recht hätte, ein Mensch zu sein, und wenn der Feldwebel und der Rottenführer ihn nicht gerne gemocht, so sei das doch auch noch keine große Sache. Mein Gewissen ist noch rein. Ich diente und wartete auf eine ehrenhafte

Abdankung. . . . . . Ich beruhigte ihn nach Möglichkeit und wollte gerne warten, wofür er sehr dankbar war. Nachdem er die baldige Abfahrt unsres Mitgliedes erfuhr, schrieb er einen Brief, worin er ihm mittheilte, daß man ihm sein Geld verweigere und bat darin, man möge ihm die Bücher als theures Andenken überlassen. Sein Wunsch wurde erfüllt.

Der Verein zählte 1871 schon neun Colporteure, sechs definitiv, drei zur Probe Angestellte. Hören wir aus ihrer Arbeit Einiges.

In einem Kosakendorfe ging F. mehrere Stunden hintereinander aus einem Haus ins andere. „Ich hatte die Hoffnung verloren, Bücher los zu werden und ging eben nur aus Pflichtgefühl. Da trete ich unerwartet in ein Haus hinein, wo die Nachricht, daß ich Neue Testamente verkaufe, die Familie in Bewegung setzt. Es umringten mich 6—7 erwachsene Kinder, an der Spitze die Mutter. Ein dicker stämmiger Knabe von 12—13 Jahren war der einzige in der Familie, der zu lesen verstand. Nun, lies etwas und wir werden zuhören, sagte die Mutter. Sie umringten ihn und hörten mit großer Aufmerksamkeit zu. Der Knabe las einige Stellen langsam und deutlich vor. Als er geendet, waren die Kinder der Ansicht, daß man das Buch anschaffen müßte, die Mutter aber entschied die Sache, indem sie sagte: „Ist nichts zu machen, wir müssen es nehmen.“ Bei den Kosaken in K. kaufte ein alter Mann mit grauen Haaren, grauem Bart und krankem Fuße. Einige Tage darauf war ich dann in Asow, und sieben Werst von da nahm ich mir vor, nach Rastoff zu fahren. Auf einmal höre ich Jemanden rufen, ich wende mich um und sehe meinen Alten aus K. auf einer Fuhre sitzend; er winkt und schreit mir aus allen Kräften nach. Ich trat zu ihm. Mit vor Freude blitzenden Augen erzählte er mir, daß er das Neue Testament, welches er gekauft, einer angesehenen Familie habe überlassen müssen, deshalb wäre er jetzt nach Asow gekommen in der Hoffnung, mich dort zu finden. Auf dem Markte hatte er nach mir gefragt und dort hatte er erfahren, daß ich allerdings dort ge-

wesen und daß sie mich dort gesehen hätten, doch wüßten sie nicht, wo ich wohnte; da habe er eine Rundfahrt in der Stadt gemacht, indem er den Herrn bat, er möge es ihm doch gelingen lassen, daß er mich finde. Unbeschreiblich erfreut war der Alte, als er sich wieder ein Neues Testament angeschafft hatte. Er nahm seine Mütze ab, bekreuzte sich einige Male, richtete seinen Blick nach Oben und rief aus: Dem barmherzigen Gott sei Dank!"

„Ein armer Soldat, der zugesehen hatte, wie seine Kameraden das Evangelium kauften, bat mich inständig, ihm ein Buch für 18 Kopeken zu lassen, doch da ich nicht ganz überzeugt war, daß ihm die 2 Kopeken in der That fehlten, so fragte ich ihn, warum ich ihm die 2 Kopeken ablassen sollte. Er antwortete nichts darauf, und ich dachte, er wolle nur handeln, und ging weiter. Mit flehender Stimme rief er mir nach: Ich bitte dich, laß es mir für 18 Kopeken. Ich drehte mich um und fragte: Ists denn möglich, daß du die 2 Kopeken nicht hast? Ich habe sie nicht, antwortete er. So nimm es, sagte ich. Da ging er in das Zelt, das Geld zu holen. Unterdeß wurde in mir der Zweifel wach, ob er das nicht mit der Absicht gesagt hätte, das Buch billiger zu bekommen, und ich nahm mir vor, ihn zu beschämen, als ich plötzlich seine Stimme im Zelte hörte. Ach, wie unangenehm rief er, nun fehlt mir noch eine Kopeke. Hat nicht jemand eine Kopeke? Niemand half ihm, und beschämt kam er wieder zu mir, er habe nur 17 Kopeken zusammengebracht. Ich gab mich damit zufrieden und entfernte mich, doch konnte ich mich kaum der Thränen dabei enthalten, weiß selber nicht warum?" —

Ein Mitarbeiter, ein abgedankter Matrose G., verkaufte seine Bücher in Petersburg und Umgegend, besuchte vorzugsweise die Kasernen und verbreitete im Ganzen 296 Exemplare. Bei seinen häufigen Besuchen in den Kasernen hatte G. die Soldaten oft beim Lesen des heiligen Evangeliums angetroffen. Gewöhnlich las Einer vor und Viele hörten zu. Dann unterhielten sie sich über das

Gehörte. Die Alten priesen es den Jungen an: es ist ein gutes Buch. Dieses Buch würde ich für kein Geld abgeben, sagte Mancher. Einer aus dem Infanterieregiment hatte bei G. im vergangenen Jahr ein Evangelium gekauft und begegnete ihm mit Freuden und hieß ihn willkommen. Früher erzählte er, als ich auf dem Lande lebte, verstand ich nicht zu lesen. Wenn ich früh aufstand, so betete ich zu Gott, und dann ging ich meiner Wege und vergaß alles, jetzt aber lese ich das Neue Testament, und den ganzen Tag denke ich, wie der Heiland auf Erden war, wie er Wunder that und wie er litt. Früher war ich ein finstrer Mensch, jetzt aber ist es in mir licht geworden.

Die Bücherträgerin W. besuchte auch die Kasernen und hatte öfters die Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß diejenigen Soldaten, welche schon ein Evangelium besaßen, Andere überredeten, doch das Buch zu kaufen. Einer, der schon ein Evangelium hatte, sagte zu einem Andern: Weißt du denn auch, was du kaufst? „Das ist ein Brillant, ein Rubin, wer kann seinen Werth ermessen!" In den Freistunden nach dem Mittagessen fand W. sie oft beim Lesen. Oft wars der Eine oder der Andre, der sich Erklärungen ausbat.

Auch die Verbreitung der Schrift unter den Reisenden wurde eifrig betrieben. In den Eisenbahn-Waggons erster und zweiter Classe sagten die Passagiere: Wir sitzen in den Waggons und man bringt uns die Bücher, da müssen wir ja kaufen. Nicht weniger fleißig waren auch die Passagiere der dritten Classe. In einem der ersten Waggons dritter Classe, wo die Bücherträgerin S. eingetreten war, hatten die Bauern anfänglich nicht Acht auf ihr Kommen gegeben. Da befand sich denn noch ein Herr, der das Neue Testament bei ihr nahm. Er öffnete es und fing an, laut darin zu lesen, besonders über die Leiden Christi. Die Bauern umringten ihn sofort und hörten aufmerksam zu. Der Herr las sehr deutlich, wobei er einige Erklärungen gab. Zu Ende des Lesens wurden die Bücher mit Hast gekauft, wobei auch Einer, der nicht zu lesen verstand, es

kaufte und mit zitternden Händen es an seine Brust drückte und ausrief: Das ist ein theures Geschenk, welches ich meinem Bruder bringen werde. Im folgenden Waggon wollten die Bauern erst auch nichts davon wissen. Da nahm ein junger Mann das Evangelium, las daraus vor und erklärte es. Zugleich mahnte er und sprach: Kauft, Brüder kauft, das ist ein wundervolles Buch! Es ist so geschrieben, als wenn man mit euch Bauern redete, alles ganz verständlich. Zum Beweis dafür fing er wieder an zu lesen. „Seht, wie einfach!" — hörte man unter ihnen Etliche sagen. „Es ist ja in unsrer eigenen Sprache geschrieben." Sie kauften nun. Frau S. bot nun nicht nur die Bücher den Passagieren an, sondern sammelte auch Geld in die Büchsen für den Verein. Die Bauern legten auch ihre Kopeken ein, indem sie sich gottesfürchtig bekreuzten. In den Waggons der ersten und zweiten Classe legte man Silberstücke und Papiergeld ein.

* *
*

Doch wir müssen abbrechen. Mag bei dem enormen Erfolg, den die russischen Colporteure haben, ein guter Theil der unbegrenzten Ehrfurcht zugeschrieben werden, welche der Russe für das Evangelienbuch als solches, abgesehen von dem Inhalt, hegt, weshalb denn auch Viele kaufen, die das Buch nicht lesen können, — so bleibt es doch eine merkwürdige Thatsache, daß wie in anderen nicht protestantischen Ländern, Spanien, Italien u. s. w., so nun auch in der griechisch-katholischen Kirche des russischen Reiches in dieser letzten Zeit durch Gottes Fügung das Wort Gottes seinen Lauf noch einmal durch das Volk macht. Wenn es die ganze Kirche nicht reformirt, so wird es doch an Einzelnen ohne Zweifel Segen stiften. Die Ewigkeit wird den Segen offenbar machen. In einem Volke, wo Gottes Wort bisher so theuer war, wird es als etwas Nicht-Gekanntes um so mehr geschätzt, um so begieriger hingenommen. Es liegt im russischen Volk auch so viel Naivetät, und diese Naivetät öffnet sich mehr

für die großen Eindrücke des Wortes, als es bei Völkern von hoher Culturstufe der Fall zu sein pflegt. Häufig wird das Evangelium vom Volke tiefer aufgefaßt, als von den Theologen. Bei diesen macht sich unstreitig der moralisirende Zug der alten morgenländischen Partristik geltend, das einfache Volk ahnt etwas von der Gnade, die in Christo für die armen Sünder offenbar worden ist.

Wir begleiten die Thätigkeit des Vereins mit den wärmsten Segenswünschen, mit vielen Hoffnungen. Möchte er auch die jüdische Welt des russischen Reichs in den Kreis seiner Thätigkeit ziehen. Die Liebesarbeit, die von diesem Verein geschieht, kann Vielen unter uns zur Beschämung dienen, sie ist jedenfalls ein tröstlicher Beweis, daß in der orthodoxen Kirche Rußlands unter dem überwuchernden Reichthum äußerer Formen das innere Leben, das aus Gott stammt, nicht überall erstorben ist, und wiederum zeigt sich's, daß Gottes Wort auch hier an den Herzen seine Kraft beweist.

VIII.

Aus Petersburg und den Ostseeprovinzen.

Die Reise von Moskau nach Petersburg ist diejenige Tour in Rußland, welche am bequemsten und schnellsten gemacht werden kann. Für diese Linie besteht ein — etwas kostspieliger — Courirzug, der durch Comfort und hinsichtlich der Schnelligkeit alle billigen Erwartungen befriedigt. Es ist für Diejenigen, welche die Nacht durch schlafen wollen, für Schlafcoupé's gesorgt und wer diese Ausgabe scheut, wird durch die Fahrt doch keineswegs übermüdet, da die 604 Werst oder 86 deutsche Meilen der Entfernung zwischen den beiden Punkten in etwa 16 Stunden zurückgelegt werden. Die Eisenbahnlinie zwischen Moskau und Petersburg ist eine der geradesten; sie ist wie mit dem Lineal gezogen. Sie bringt die beiden Städte des Reichs einander möglichst nahe, in deren einer die Administration, und deren anderer das nationale Leben Rußlands seinen Mittelpunkt hat. — Dem Auge bietet sich auf der ganzen Fahrt selten irgend etwas dar, woran es mit Vergnügen oder Interesse haften könnte. Nur erinnere ich mich gerne an die Holzbauten, die hier in Stadt und Land an die Stelle der Lehmhütten treten und den Ortschaften den Anstrich größerer Sauberkeit und vorgeschrittener Civilisation geben, als wir sie im Südwesten Rußlands trafen.

* * *

Wir sind in Petersburg angelangt. Es ist der 17. April. Sonst liegt um diese Zeit wohl noch Eis und Schnee in den Straßen von

Petersburg, jetzt traf ich nur noch stellenweise einen ziemlich reichlichen Schmutz als Ueberrest des Winters an. Die Wolga fing schon an, eisfrei zu werden, und die Newa war es bereits. Auch hier in Rußland war die Dauer des Winters in diesem Jahre um fast vier Wochen abgekürzt, sodaß die Witterung den Aufenthalt in Petersburg in diesem Frühjahr begünstigte und erleichterte. Uebrigens habe ich dem Newawasser den Tribut nicht vorenthalten, den ihr jeder Fremde zahlt, indem er eine Unpäßlichkeit des Unterleibes durchzumachen hat.

Machen wir, nachdem wir die nöthige Ruhe genossen, einen Gang durch die Stadt. Was wir hier geben können und wollen, sind allerdings nur einige Striche. Im Jahre 1703, vom Peter dem Großen gegründet, hat die Stadt von Anfang an mehr ausländischen, und zwar deutschen, als spezifisch russischen Charakter getragen. Der Baustil ist von Jemand als „sublimer Kasernenstil" bezeichnet worden, und ich möchte dieser Bezeichnung nicht widersprechen. Es ist überall nach einheitlichem verständigem Plan und Maaß gebaut worden, so daß ziemlich eine Straße aussieht, wie die andere und im Ganzen der Stadt sich wenig individuelle Züge aus den einzelnen geschichtlichen Entwickelungsstadien wahrnehmen lassen. Die Stadt hat übrigens eine enorme Ausdehnung, da die Straßen meist in großer Breite angelegt sind, und die Plätze, wie der Admiralitätsplatz vor dem Winterpalast, der Petersplatz mit der colossalen Statue Peters des Großen, endlich der „große Platz" einen überaus bedeutenden Umfang einnehmen. Der schönste Theil der Stadt ist der südliche auf dem linken Newaufer mit dem Admiralitätsviertel. Die interessanteste und schönste Straße des Viertels ist wiederum der Newskiprospect. Ein Theil der Pflasterung ist hier von Holz, so daß es sich außerordentlich angenehm fährt. Der Newskiprospect ist der Boulevard, auf welchem sich die vornehme Welt bewegt, und auf welcher auch die kaiserliche Familie, wenn sie anwesend ist, die Ausfahrt macht, welche dem Mittagsmahl voranzugehen pflegt. Hier reiht sich ein eleganter Laden an den andern, und man wird einiger=

maßen an Paris erinnert. In den übrigen Stadtvierteln verliert sich dagegen die Pracht wieder sehr, und es bleibt dem Oberpolizeimeister der Stadt für die Herstellung der Sauberkeit und Ordnung noch eine beträchtliche Aufgabe, nachdem er übrigens in dieser Richtung bisher das Mögliche bereits geleistet und schöne Fortschritte erzielt hat. Es zeigt sich auch hier, wie in den andern großen russischen Hauptstädten, daß aller Glanz sich auf einige Punkte concentrirt, während die Seitenpartien in ihrem Dunkel bleiben. Sieht der Fremde sich nur diese glänzenden Partien an, so nimmt er einen falschen Eindruck mit.

Die Natur hat die Umgebung von Petersburg nur nach einer Richtung hin mit einiger Gunst behandelt. Aber der Stadttheil, welcher sich an den beiden Ufern der Newa hinzieht, gewährt doch einen prächtigen Anblick. Am Kai finden wir eine stattliche Zahl von Schiffen, die den Handelsverkehr nach verschiedenen Richtungen hin vermitteln, und während der Sommermonate, wo die Schifffahrt in vollem Gang ist, gewährt diese Stelle gewiß einen sehr belebten schönen Anblick.

Doch dürfen wir nicht weiter fortfahren in dieser Schilderung, da wir doch keinerlei Genüge leisten können und Demjenigen, welcher Petersburg näher kennen lernen will, an das Werk von Kohl verweisen können, welches den Titel hat: „Petersburg in Bildern und Scizzen" und im Jahre 1855—56 in zweiter Auflage erschienen ist.

Wir besuchen noch einige Kirchen und gehen dann unserem speciellen Interesse nach. Es sind besonders zwei russische Kirchen, welche von dem Fremden angesehen zu werden pflegen: die Isaakskirche und die der Kasan'schen Mutter Gottes geweihte, oder kurzweg Kasanski genannt. Die Pracht der Isaakskirche ist bekannt, man schätzt die daran gewendeten Kosten auf 200 Millionen. Aber alle Pracht hat mich kalt gelassen, wenn ich an die Hagia Sophia oder Lawrakirche in Kiew, oder an die Kathedralen in Moskau dachte. Wie alles in Petersburg, so hat auch die Isaakskirche mehr modern europäische,

als altrussische Art an sich, ähnlich verhält sichs mit der Kasan'schen Kirche. Der Grundriß hält ja die byzantinischen Formen ein, aber es fehlt die reiche Gliederung des Kuppelbaues und jenes mystische Dunkel, welches die Heiligthümer in Kiew und Moskau charakterisirt. Die Pracht, die an die Isaakskirche und an die Kasan'sche gewendet worden ist, hat etwas Pompöses und Ostensibles. Wie der Newskiprospect, Eleganz und Comfort, so zeigen diese Kirchen dem Fremden und dem Russen, der aus den Provinzen kommt, den Reichthum und die Pracht der kaiserlichen Residenz. Die Malachitsäulen, die bronzenen Thüren, die goldenen Bekleidungen der Bilder, die Mosaikbilder, die Perlen und Edelsteine, mit denen die Muttergottes- und Heiligenbilder übersät sind, und alle übrige Kostbarkeit, die die Freigebigkeit des kaiserlichen Hauses hier verschwendet hat und noch verschwendet, zeigen, wie man das Schönste und Kostbarste hier vereinigen wollte, dessen man habhaft werden konnte, um den Glanz der Residenz des großen Reiches zu entfalten. Der Diener, der uns führt, erzählt gewissenhaft, wie viel Pud Silber, Gold und edle Metalle sonst hiezu verwendet, oder wie viel die Kunstwerke gekostet haben, als wäre eine Kirche eben nur dazu da, den Reichthum der Erbauer zu zeigen. Wenn doch von den Millionen, die hier zusammengehäuft wurden, der Entwicklung des Schulwesens oder der klerikalen Bildung oder der Dotation der Pfarreien Etwas zu Gute gekommen wäre! Wie viel Segen hätte damit gestiftet werden können. Man freut sich — wenn man von dem Kunstwerth einzelner Partieen dieser kirchlichen Bauten absieht — gar wenig der hier zur Schau gestellten todten Pracht.

Das russisch-kirchliche Leben tritt in Petersburg im Vergleich mit Moskau und Kiew mehr in den Hintergrund. Die Kirchen waren nie leer; wir besuchten sie ja zur Zeit der großen Fasten. Es fanden sich fortwährend Beichtende ein. Aber auf den Straßen findet man nicht, wie es in Kiew und Moskau der Fall ist, fortwährend Russen, die dem oder jenen Muttergottes- oder Heiligenbild

ihre Verehrung darbringen. In Moskau gehört die Religiosität in der Gestalt der Bilderverehrung zur Eigenthümlichkeit des öffentlichen Lebens, in Petersburg zieht sie sich, so weit ich es beobachten konnte, mehr in die Kirchen zurück.

Auch Moskau zählt ja Tausende von Fremden, besonders Deutsche zu seinen Bewohnern. Aber Petersburg ist von vornherein vorwiegend durch ausländische Kräfte ins Dasein gerufen worden, und die bedeutendsten Elemente waren doch immer die deutschen. Die Ostseeprovinzen bilden das Hinterland für Petersburg, aus den Deutschen dieser Provinzen sind Tausende von Offizieren und Beamten hervorgegangen. Dieser Umstand gab der Stadt immer einen mehr deutschen, als russischen Charakter. Der jetzige Thronfolger bekämpft das Deutschthum, aber der Kaiser ist anderen Sinnes; man sprach ja sonst auch bei Hofe deutsch, und der Kaiser thut es auch jetzt noch gerne. Dazu kommt, daß die Unentbehrlichkeit ausländischer Elemente die Toleranz gegen deren Confession von vornherein zur Nothwendigkeit machte. Geht man den Newskiprospect entlang, so findet man Kirchen oder Bethäuser fast aller kirchlicher Denominationen, eine Thatsache, an welche Fürst Gortschakoff die Deputation der evangelischen Allianz erinnerte, als sie um Gewissensfreiheit bat. Es ist bedeutsam, daß das deutsche evangelische Element in Petersburg doch in den höheren Kreisen noch immer stark vertreten ist, und wäre zu wünschen, daß es ein heilsames Gegengewicht gegen die Alleinherrschaft der russischen Kirche und ihrer Traditionen üben möchte.

* *
*

Unsere evangelisch-lutherische Kirche wird in Petersburg durch fünf Parochieen repräsentirt, die St. Petri-, St. Annen-, St. Catharinen-, St. Michaelis- und St. Johannisgemeinde. Sämmtliche Parachieen haben geräumige Kirchen; außerdem finden wir noch die Jesuskirche und andre evangelische Kirchenlocale. Es gibt zu dem

aber auch eine deutsche, holländische, englische und französische Gemeinde. An die Kirchen, besonders die beiden erstgenannten, schließen sich auch hier Schulen, die im blühenden Stande sich befinden, so daß wir nach allen Reiseerfahrungen in Rußland sagen dürfen, daß die evangelische Kirche im russischen Reiche überall eine Mutter der Schulen geworden ist. Die evangelischen Deutschen in Petersburg ehren die Kirche im Ganzen mehr, als es bei uns in den großen Städten geschieht. Nach Verhältniß der Seelenzahl ist der Kirchenbesuch ein unendlich besserer, als in den deutschen Groß-Städten. Es mag dieß theilweise darin begründet sein, daß dort von Leuten von öffentlicher Stellung, welcher Confession sie auch angehören, eine kirchliche Haltung gefordert wird, wie man denn von öffentlich Bediensteten und Militärpersonen den Nachweis verlangt, daß sie wenigstens einmal im Jahre zum Abendmahl gehen. Ein zweiter nicht minder wichtiger Grund der größeren Kirchlichkeit mag darin liegen, daß die lutherische Kirche in Rußland von Anfang an der Mittel- und Sammelpunkt der Deutschen war. Der Russe nennt die lutherische Kirche deutsche Kirche. Hier singt und betet man in der Muttersprache, hier geht deutsche Predigt, deutscher Unterricht im Schwange. Die Kirche ist die Bewahrerin der deutschen Sprache, des deutschen Geistes, der heimathlichen Erinnerungen; ohne die Kirche hätte sich das Deutschthum in Petersburg und Moskau schwerlich in dem Maaße erhalten, als es sich erhalten hat. Endlich dürfen wir nicht vergessen, daß Petersburg eine große Zahl von begabten Predigern besitzt, von Männern, die in rühriger Thatkraft sich ihrer Gemeinden und ihrer Bedürfnisse im Großen und Einzelnen treulich annehmen, die den Bedrängten eine Zuflucht, den Rathsbedürftigen Berather sind und so dem Pastorat eine Bedeutung für die Gemeindeglieder zu geben wissen, wie es die Pastoren bei uns in großen Städten nicht zu erreichen vermögen. Eine Erscheinung, die von Odessa bis Petersburg in allen deutschen Gemeinden sich wiederholt. Diese Stellung der Pastoren, vermöge welcher sie einen möglichst umfassen-

den Wirkungskreis haben, bringt natürlich die Gefahr der Vielgeschäftigkeit und der Veräußerlichung mit sich, und es erfordert ein ungewöhnliches Maaß von Selbstzucht und Vertiefung in die geistliche Seite des Berufs, um hier im Strom der Geschäfte und der unendlichen geselligen Beziehungen nicht unterzugehen.

* * *

Um nicht bei allgemeinen Betrachtungen stehen zu bleiben, führen wir dem Leser noch einige einzelne Früchte des kirchlichen und christlichen Lebens vor, das wir unter unsern dortigen Glaubensgenossen fanden, einige Werke der inneren und ein Werk der äußeren Mission. Vielleicht charakterisirt sich durch sie das kirchliche christliche Leben nach seiner starken und schwachen Seite.

Zunächst führt uns Freundes Hand in das evangelische Diaconissenhaus, an dessen Spitze Director v. Mayer und Pastor Seeberg stehen, und dem als Oberin Angelica Eschholtz vorsteht. Es befindet sich jetzt in einem allerdings sehr bescheidenen Raum, der für 1300 Rubel jährlich gemiethet ist. Der Director hat wieder seine eigene Wohnung. Das Diaconissenhaus ist wesentlich ein Hospital, die Schwestern erkennen als Beruf der Diaconissin hauptsächlich die Krankenpflege, eine Auffassung, die zu enge ist und die Entwicklung der Sache nicht fördert, weil manche zur Diaconissin sich eignet, auch wenn sie zur Krankenpflege die psychischen und physischen Erfordernisse nicht besitzt. Gegründet wurde das Haus im Jahre 1859. Sehen wir nun die Geschichte derselben an, so finden wir, daß seit der Gründung des Hauses 4 Diaconissenschülerinnen und 50 Probeschwestern da waren, in Allem 54; davon traten 26 wieder aus, also beinahe die Hälfte, 12 wurden entlassen, eine wurde ausgeschlossen; dagegen wurden zu Diaconissen eingesegnet 8. Von diesen aber starb eine, und wurden 3 entlassen. Im Berufe stehen nun 4 Diaconissen und 6 Probeschwestern, eine Diaconissenschülerin bereitet sich für den Beruf

noch vor. Der Personalstand beträgt also an Arbeitskräften 11. So im April 1872.

Die Leistung angesehen, so haben die Diaconissen seit der Begründung der Anstalt in 66 Familien an 933 Tagen Krankenpflege geübt. Im Jahre 1871 wurden im evangelischen Hospital 271 Kranke, seit der Eröffnung am 20. September 1859 aber 2496 Kranke verpflegt, und zwar unentgeldlich 2286, gegen Bezahlung 210. Davon sind 1904 genesen entlassen, 287 gebessert, 99 ungebessert, 26 übergeführt, 313 gestorben, und blieben zum 1. Januar 1872 22 Kranke in Behandlung.

Seit 1866 besteht in Verbindung mit dem Hospital auch ein Kinderasyl, welches 227 Kinder verpflegte, davon 220 unentgeldlich.

Unter den Pfleglingen des Hospitals, wie des Asyls sind Leute aller Confessionen, z. B. 580 griechisch-katholische Erwachsene und 82 griechisch-katholische Kinder.

Wenn man diese Resultate bedenkt, so springt ein Punkt alsbald ins Auge, nämlich der, daß hier bedeutende Mittel von der christlichen Mildthätigkeit zur Verfügung gestellt werden müssen, da das Hospital 2286 unentgeldlich und nur 210 gegen Bezahlung verpflegt hat. In der That weist die Rechenschaftsablage für 1871 in der Einnahme von 24000 Rubel nur 1065 Rubel Kurgeld nach, man kann daraus entnehmen, welch hohe Beiträge durch die Wohlthätigkeit der evangelischen Gemeinden geflossen sind. Aber mit diesen Leistungen scheint die Dargabe zum persönlichen Dienst nicht gleichen Schritt halten zu wollen. Auch die anderen Diaconissenanstalten in den Ostseeprovinzen, ebenso wie das Haus der Barmherzigkeit in Sarata in Bessarabien, haben den allzugroßen Mangel an Arbeiterinnen zu beklagen. Das Hospital wird nun bald in ein neuhergestelltes großartigs Gebäude übersiedeln, dessen Kosten sich auf 150,000 Rubel belaufen, aber in diesen großen Räumen, die ihrem Zwecke in bewundernswerther Weise entsprechen, werden nur elf Schwestern arbeiten. Die weibliche Erziehung und die Gewohnheit des Lebens, wie sie

sich in Petersburg und in den Ostseeprovinzen unter den für die herrschende deutsche Classe günstigen materiellen und socialen Verhältnissen auch in christlichen Kreisen ausgebildet hat, scheinen die Uebernahme eines Berufes, der so viele Entbehrungen fordert und so viel Arbeit auferlegt, wenig zu begünstigen. Auffallend bleibt, daß auch von Pastorentöchtern nur wenige zur Uebernahme des Diaconissenberufes sich bereit finden lassen. Indeß wird sich die Sache, hoffentlich nach dieser Seite hin noch weiter entwickeln, und es dürfte dazu die obige Bemerkung nicht unförderlich sein, wornach die Diaconie nicht bloß den Hospitaldienst, sondern alle Thätigkeiten des Weibes umfaßt, durch welche sie geist-leibliche Pflege mit den besonderen, dem Weibe verliehenen Gaben, im Sinne der Kirche übt.

Petersburg ist reich auch an Werken der inneren Mission. Gehen wir hinaus nach Wassili-Ostrow, so finden wird hier das Alexanderasyl für Mädchen, und die edle Familie des lieben und frommen Generalmajors von L., eines altbewährten Christen aus Goßners Zeit, nimmt sich der Leitung des Stifts in herzlicher Liebe an. Wir finden ferner ein Magdalenenasyl, einen Jünglingsverein, den die kräftige Hand des Pastor Findeisen leitet, der bereits in Paris in der Arbeit der inneren Mission gestanden hat. Ein „Comité der evangelischen Bibliothek“ sorgt für gute Lectüre zum allgemeinen Besten der evangelischen Gemeinden, und hat bereits im finnischen Kirchenhaus eine bedeutende Sammlung gediegener Bücher aufgestellt. So könnte noch manch Andres aufgezählt werden, was die christliche Liebe in Sachen der inneren Mission geleistet, und für alle diese Zwecke fließen immer reichliche Mittel.

Es sei uns vergönnt, noch Einiges mitzutheilen über das Asyl für arme Judenmädchen in Petersburg.

Es war im Spätherbst des Jahres 1863, als drei Missionare der Londoner Gesellschaft für Judenmission nach Petersburg kamen, um Beiträge zur Erbauung einer Missionskirche in Berlin zu sammeln. Sie lenkten zum ersten Mal die Aufmerksamkeit der deutschen

Bewohner Petersburgs in weiteren Kreisen auf die Judenmission. Der hinreißende Vortrag eines dieser Missionare hinterließ in den Gemüthern der Zuhörer tiefere Eindrücke, und es bildete sich zunächst ein Sammelverein für Judenmission. Einige christliche Frauen aber begnügten sich nicht damit, Geld zu sammeln, sondern wollten auch persönlich für die Sache wirken. Sie traten zusammen, um für die Bekehrung Israels zu beten und machten sich dann auf, die Juden in ihren Wohnungen aufzusuchen, um sich zu überzeugen, ob sie nichts für das Seelenheil derselben thun könnten. Damals hatten nur die Kaufleute erster Gilde die Erlaubniß, sich in den Hauptstädten des russischen Reiches niederzulassen, die gewerbtreibenden, niederen Classen erhielten diese Erlaubniß erst später. Die meisten Juden von St. Petersburg sind unter den abgedankten oder dienenden niederen Militärs zu suchen. Die Erfahrungen, welche einige dieser Frauen bei ihren Besuchen unter den Armen Israels sammelten, wurden in den wöchentlichen Gebetsversammlungen besprochen, und man faßte endlich den Beschluß, die gesammelten Beiträge zur Gründung eines Asyls, sowie einer Freischule für arme Judenmädchen zu verwenden, wozu aber den Landesgesetzen gemäß die Erlaubniß der Behörden eingeholt werden mußte. Zu diesem Zwecke wurde der Kaiserin eine Bittschrift überreicht, und Gott der Herr lenkte das Herz der hohen Frau, daß das Gesuch sogleich Gehör und allerhöchste Protection fand. Der Generalgouverneur wurde beauftragt, dem Unternehmen seinen Schutz angedeihen zu lassen. Kaum war dies den Frauen des Vereins in officieller Form mitgetheilt worden, so bot ein reicher Hausbesitzer zur Begründung des Asyls eine kleine Wohnung auf sechs Monate zu freier Benutzung an. Als diese ersten Schritte, kurz vor dem Weihnachtsfest gethan, mit so gesegnetem Erfolg gekrönt worden waren, kam jener Missionar, dessen Predigten soviel Beifall gefunden hatten, noch einmal nach Petersburg zurück und unterstützte das junge Werk mit seinem Rath und seiner Fürsprache, besonders aber durch seine begeisternde Rede, die wie ein zündender

Funke in die Herzen fiel. Die Gaben zur Ausstattung des Asyls strömten in mancherlei Gestalt in wunderbarer Fülle herbei und in Zeit von zwei Wochen war die Wohnung mit Möbeln, Wäsche, Küchengeräthe und allem zu einem Haushalt Nöthigem versehen. Bald stellten sich einige Judenfrauen mit ihren Kindern ein, die um Aufnahme für diese baten. Sie wollten viele Vorschriften wegen der Kost machen, besonders in Betreff der Fleischspeisen, und verlangten eine jüdische Köchin u. s. w. Doch erkannte das Comité der Frauen, welches das Asyl leitete, daß man diesem Verlangen unmöglich nachkommen könne. Mehrere der jüdischen Frauen fügten sich, andre dagegen traten zurück, wieder andre baten um Aufnahme ihrer Kinder als Tagesschülerinnen in der mit dem Asyl verbundenen Freischule. Für diese Schule erboten sich so viel junge Mädchen und Frauen zum unentgeldlichen Unterricht, daß es fast schien, als würde es mehr Lehrerinnen als Schülerinnen geben. Doch auch dies ordnete sich. Am 10. Januar 1864 wurde das Asyl in Gegenwart von Mitgliedern öffentlicher Behörden mit Gebet und Ansprachen feierlich eröffnet, und noch am selbigen Abend empfing es die ersten sechs Zöglinge. Auch die Schule wurde an diesem Tage eröffnet, und es sammelten sich 25—30 Tagschülerinnen, von welchem kaum drei oder vier buchstabiren konnten. Die Anstalt entbehrte einer eignen Hausmutter und wurde abwechselnd von Frauen des Comitées dirigirt, die sich mit seltenem Eifer dem Werke hin gaben. Erst nach dreiviertel Jahren bekam das Asyl eine eigene Hausmutter. Doch wechselte man mehrmals, und dieser Wechsel brachte in die Leitung des Ganzen manche Schwankung, es entstanden falsche Auffassungen und Mißverständnisse, es kamen Anfechtungen von außen her, und die Sympathien für die Judenmission schienen fast zu erkalten. In diese Zeit fielen die Vorgänge in Kischinew. Sie wirkten belebend auch auf die Sache der Judenmission in Petersburg. Die Zahl der Zöglinge stieg von 6 auf 12, zuletzt auf 14, die der Tagschülerinnen erhob sich in den Jahren 1867 und 68 bis

auf 60, doch wechselte diese Zahl fortwährend, da manche Kinder nur ganz kurze Zeit kamen. Indeß wurden die Juden aufmerksam und gründeten ihrerseits nun eine Freischule, welche der Mission großen Abbruch that. Die reichen jüdischen Banquiers stifteten ferner auch ein eigenes Asyl, das mit dem christlichen concurrirt. Die Juden wurden immer feindseliger gegen die Anstalt, konnten es aber doch nicht hindern, daß immer wieder neue Anmeldungen erfolgten. Das christliche Interesse erwarmte mehr als je, und der Segen des Herrn blieb nicht aus. Von den Zöglingen haben sechs, nachdem sie durch sorgfältigen Unterricht und den Einfluß der Erziehung zu christlicher Ueberzeugung gelangt waren, diese Ueberzeugung vor ihren Eltern und Anverwandten standhaft bekannt und die Taufe begehrt. Einer Notiz im Petersburger Sonntagsblatt zufolge, haben sich nach und nach vier von den getauften Israelitinnen für den Diaconissenberuf entschieden. Die Tagschule hat man freilich zuletzt ganz eingehen lassen müssen, dagegen ist die Zahl der Zöglinge des Asyls auf 14 gestiegen.

Im Ganzen sind doch 160 Judenmädchen längere oder kürzere Zeit im Unterricht gestanden, und es ist nicht zu glauben, daß die Unterweisung in der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes, verbunden mit Auswendiglernen von Schriftstellen, Sprüchen und Liedern, welche den ersten und wichtigsten Gegenstand des Schulunterrichts bildet, an allen diesen jugendlichen Seelen für immer verloren sein sollte.

Die Eindrücke, die ich bei mehrfacher Anwesenheit im Asyl erhalten, waren wohlthuender Art. Es herrschte in dem Mädchenkreis ein frisches und fröhliches Wesen, neben Spuren früherer Verkommenheit fehlte es nicht an wahrhaft lieblichen Erscheinungen, und die Reden und Antworten, die man hörte, zeugten davon, daß auch das weibliche Geschlecht unter den Juden geistig begabt ist, und daß jüdische Mädchen, wenn man sich ihrer zur rechten Zeit annimmt, sich als sehr bildungsfähig erweisen. Es wäre erfreulich, wenn sich

mehr und mehr auch Frauenkräfte in den Dienst der Judenmission stellten, und auf jüdische Frauen und Mädchen, die in Aberglaube, Schmutz und Unwissenheit versunken sind, einen heilsamen Einfluß zu gewinnen vermöchten.

Eine Eigenthümlichkeit des Werkes, von dem ich hier erzählte, ist es, daß hier Frauen aus allen christlichen Denominationen zusammenarbeiten, wie denn überhaupt die confessionelle Sonderung in Petersburg jedenfalls hinter dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller evangelischen Elemente sehr zurücktritt, eine Erscheinung, in der wir wohl eine Nachwirkung der Goßnerschen Zeit erkennen dürfen.

* * *

Von Petersburg führte mich mein Weg nun in die Ostseeprovinzen und zwar zunächst nach Reval. Die Stadt liegt an einer Bucht des finnischen Golfs und nimmt sich sowohl vom Lande, als von der See her prächtig aus. Das Schloß steht auf einem Felsen und ist weit hinein in Land und Meer sichtbar. Die untere Stadt, die am Hafen liegt, wird durch Handel und Gewerbe belebt, trägt übrigens ganz und gar das Gepräge einer alten deutschen Handelsstadt mit ihren engen Gassen und Straßen und ihren hochgiebligen Häusern. Unter den Kirchen ragt die St. Olaikirche mit ihrem 429 Fuß hohen Thurme hervor. Manches Wappenschild in dieser Kirche, wie in den andern, erinnert an die alte Zeit mit ihren stattlichen Geschlechtern und ihrer stolzen Größe; jetzt ist die Stadt Sitz eines russischen Gouverneurs, und wir werden auf Schritt und Tritt daran erinnert, namentlich auch durch mehrere russische Kirchen, daß das Deutschthum und Russenthum hier gleichberechtigt sind und der ursprünglich rein deutsche Charakter der Stadt durch das eindringende Russenthum Einbuße erleidet.

Doch wir halten uns fern von Politik und bewahren das kirchliche Interesse. Reval hatte bis vor Kurzem einen Prediger, dessen

Name in weiten Kreisen ein Segen geworden ist. Wir meinen den im vorigen Jahre heimgegangenen Pastor Huhn. Sein Nachfolger im Amte Nicolaus v. Stackelberg hat uns in einem köstlichen Büchlein, das er „Samenkörner" betitelt hat, Meditationen von ihm dargeboten, die uns einen Blick thun lassen in die Art und Weise, wie der Heimgegangene sich in das göttliche Wort vertieft, wie viel er daraus geschöpft, wie reich seine geistliche Erfahrung und wie geschickt er war, die Seelen anzuregen, zu leiten und zu weiden. Es ist mancher Segen zurückgeblieben, und eine Schaar erweckter Christen giebt sich den Werken der innern und äußern Mission mit Liebe hin, wie denn gerade hier die baltische Judenmission, von der wir noch weiteres hören werden, ihre ersten Anfänge hatte, und auch das Werk der weiblichen Diakonie durch den Nachfolger des verewigten Huhn für Esthland hier eine Stätte gefunden hat. Stackelberg hat im Jahre 1867 ein Diaconissenhaus gegründet. In demselben arbeiten zur Zeit unter Leitung der Oberin Fräulein v. Mohrenschild drei Probeschwestern — darunter eine von esthnischer Abstammung — eine Diaconissenschülerin, eine Freihelferin. Man pflegt Kranke im Hause, wie in Privathäusern, auch finden wir hier eine Abtheilung für Geisteskranke; 60 Kinder gehen hieher zur Schule. Die Thätigkeit ist noch eine locale. Auch hier sind die materiellen Mittel, die schönen Räume und der äußere Umfang der Gebäude bedeutender, als die persönlichen Kräfte, die sich bis jetzt zu Dienst gestellt. Aber die Sache ist neu, und treue Arbeit wird sie wachsen machen.

* * *

Da unser Aufenthalt in Reval kurz war, so müssen wir uns auch mit diesen flüchtigen Andeutungen begnügen und begeben uns nun auf unsrer Tour weiter über Weißenstein nach Dorpat. Diese Reise ist gegen früher in sofern erleichtert, als man zwei Stationen weit, nämlich bis Charlottenhof, die Eisenbahn benützen kann. In Charlottenhof aber besteigt man die Post. Wir finden wieder wie

im Süden die hölzernen Wägelchen mit den Sitzen von Stroh oder Heu, aber die Wagen haben Federn, und es geht hier nicht über die Steppe, sondern auf gebahnten Wegen, die viel zu wünschen übrig lassen, aber doch eben Wege sind. Man wird es doch inne, daß die Ritterschaft, welche für die Wege sorgt und die Post in Händen hat, eine deutsche Korporation ist. Man befindet sich wieder auf dem Boden der Cultur und der Civilisation und der Deutsche fühlt sich einigermaßen heimathlich angeweht, wenn auch auf den Poststationen selber ab und zu esthnische Eingeborne als Posthalter fungiren und uns daran erinnern, daß in diesen Provinzen nur die Grundherren und die Städter Deutsche sind, während das Land-Volk aus ganz fremdartigen in Sitte und Sprache noch völlig heterogenen Stämmen besteht.

Wir gedachten in Weißenstein im Kreise der dortigen deutschen Freunde nur einen Abend zu vollbringen, aber der alte liebe Doctor Hesse und der Pastor v. Thiesenhausen in Weißenstein hatten in so herzlicher Weise mich eingeladen über den grünen Donnerstag und Charfreitag, (russischen Styls) zu bleiben, daß es nicht möglich war, einer solchen Einladung zu widerstehen. Dr. Hesse, Arzt des Kreises Weißenstein, hat an diesem Orte manches Jahrzehnt seines langen Lebens gewirkt und nicht blos manchem zu leiblicher Genesung gedient, sondern sich auch Vielen als ein rechter Seelenarzt bewährt, indem er aus seiner reichen geistlichen Erfahrung mit tiefem Blick auch Seelenschäden zu erkennen und aus Gottes Wort zu heilen vermochte. Seine Lebensführungen zu hören, bot ebensoviel Belehrung als Erquickung. In weiteren Kreisen ist er als Freund und Förderer der innern und äußern Mission bekannt und geliebt. Er hat der Heidenmission selbst einen Sohn dargebracht, der als Missionar in Indien wirkt, er hat für die Judenmission in Kischinew einen Hilfsverein gegründet und leitet seit langem mit andern ein Waisenhaus, in dessen Saale ich einen Vortrag hielt und welches mir ein besonderes Interesse dadurch einflößte, daß der bekannte Zaremba eine geraume Zeit hier weilte und sich für den Missionsberuf zubereitete.

In Weißenstein sah ich zum erstenmal eine esthnische Gemeinde im Gotteshause versammelt. So dicht gedrängte Versammlungen erleben wir in Deutschland wohl kaum, die Esthen — auch die Letten — kommen in hellen Haufen angezogen. Ein Meilen weiter Weg hält sie nicht vom Kirchgang ab. Der Gesang, den sie anstimmen, ist mächtig. Es versteht sich, daß ihnen esthnisch gepredigt wird, wie denn jeder Pastor in den Ostseeprovinzen auf dem Lande in zwei Sprachen zu predigen hat, für die Eingebornen esthnisch oder lettisch, für die Herrschaft und die dazu gehörigen deutschen Beamten aber deutsch; ebenso wird die Liturgie und der Gesang nur in der Sprache des eingebornen Volks gehalten. Die Arbeit des Predigers, Katecheten und Seelsorgers von den Esthen ist nicht leicht. Das Volk hat etwas Verschlossenes und Trotziges, und daß die Pastoren Deutsche sind und also der herrschenden Klasse angehören, macht das Volk wohl noch verschlossener und die Wirksamkeit unter ihnen noch schwerer.

* * *

Die Fahrt von Weißenstein bis Dorpat währte 13—14 Stunden. Ich brach am Charfreitag Abend um 5 Uhr in Begleitung eines Studenten auf, der so freundlich war, den Reisemarschall zu machen, am Samstag Abend um 5 Uhr langten wir in Dorpat an. Inzwischen aber machten wir im Pastorat zu Maria Magdalena Halt, wo die Gastfreundschaft dem unbekannten deutschen Fremdling Nachtquartier anbot.

Im Pastorate hatten sich mehrere Amtsbrüder aus der Nachbarschaft zusammengefunden, und wir verlebten einen schönen anregenden Abend. Mir blieb im Gedächtniß besonders ein Gespräch über den Confirmandenunterricht und die Confirmation. Es wird ja in unserer Zeit von Vielen großes Gewicht darauf gelegt, daß die Confirmation in reiferem Alter geschehe, indem man glaubt, der Unterricht würde dann besser verstanden und das Confirmations-

gelübde würde mehr eigene That sein. Nun in Esthland besteht die Sitte dieses späten Unterrichts und später Confirmation, man wartet bis zum 16. Jahr damit. Aber die Erfahrungen, welche von verschiedenen Seiten darüber ausgetauscht wurden, waren dieser Praxis gar nicht günstig. Es wurde allgemein geklagt, wie wenig empfänglich für geistliche Anregung gerade dieses Alter sich erweise, wie stupid die bäuerliche Natur in diesem Alter sich erzeige, und wie trotzig der junge Esthe sich schon geberde. Es ist die Zeit, wo die Sinnlichkeit im Sprossen ist und die geistigen und geistlichen Kräfte unter ihrer Herrschaft leiden. Die geistliche Receptivität ist in diesem Alter gerade die geringste. Das Kindesalter ist viel geistlicher disponirt, es nimmt Erkenntnisse auf, läßt sich anregen für Himmlisches, und wenn auch die nachfolgende Periode der Entwicklung Vieles von der gewonnenen Erkenntniß und Anregung wieder zudeckt, so bleibt doch eine gewisse Summa von geistlichem Wissen und Können zurück, um sich nach zurückgelegter Entwicklungsperiode beim Eintritt in den Haus- und Ehestand wieder geltend zu machen. Aber wenn Unterricht und geistliche Erziehung in diese vorgeschrittenere Periode selbst hineinfällt, so wird gar zu wenig recipirt und bleibt so leicht fürs Leben nichts zurück, als eine Form ohne alles Leben, ohne jeden Inhalt. Ein katechetisches Beispiel mag dieß illustriren. Ein junger Esthe soll im Confirmandenunterricht zur Erkenntniß der allgemeinen menschlichen und also auch seiner angebornen und wirklichen Sündhaftigkeit geführt werden. Alle Bemühungen des Pastors sind fruchtlos, auf jede Frage, ob er ein Sünder sei, antwortet er Nein. Der Nächste wird aufgefordert, zu sagen, ob der Gefragte wirklich niemals Böses gethan habe. Ja, Aepfel hat er gestohlen. Also bist du doch ein Sünder? Nein. Du hast ja gestohlen. Ja. Also hast du ja gesündigt? Nein. Und dabei bliebs. Soll man einen solchen dummtrotzigen jungen Esthen, weil er 16 Jahre oder darüber ist, confirmiren? Da gibt es Gewissensnoth genug. Wir aber mögen uns fragen, ob wir nicht auch recht viele dummtrotzige deutsche Bengel

in unseren Christenlehren vor uns haben, die, wenn sie in dieses Alter kommen, sich ebenso geberden. Wir würden, wenn wir diese zur Confirmation vorzubereiten hätten, wohl ebenso wenig ausrichten, als unsere Amtsbrüder mit ihren Esthen. Ich habe an dem Abend gelernt, daß man nicht wohl thut, nach Theorien kirchliche Traditionen zu ändern. Es rächt sich. Die Wirklichkeit des Lebens straft manche Theorien Lügen, und altkirchliche Traditionen sind in der Regel wohl und tief begründet.

* *
*

Die Fahrt von Weißenstein nach Dorpat war mir sehr angenehm. Es war ein schöner Frühlingstag. Der Sitz auf dem Wagen war leidlich, die Pferde munter, namentlich wenn's der Station zuging; oft fuhren wir im sausenden Galopp vor dem Posthause vor. Die Gegend ist gar nicht übel. Sie ist nicht durchaus eben und sandig. Es wechseln Höhen und Thäler, die Waldungen sind zuweilen sehr bedeutend, hie und da wird das Auge durch den Anblick eines Sees, oder eines kleinen rauschenden Baches erfreut. Die Dörfer, durch die man fährt, haben freilich wenig Anmuthiges, die Häuser sind Hütten, sie haben keinen Schornstein, der Rauch dringt aus den Thüren hervor. Statt Fenster haben die Esthen an ihren Hütten kleine Löcher mit Glas, die nicht zu öffnen sind. Wo sie wohnen, da schlafen sie auch und zwar Alle zusammen. Man sieht es den Dörfern an, daß ihre Bewohner lange Zeit Leibeigene waren. Der Contrast zwischen den Dörfern und den Sitzen der Grundherren ist scharf. Noch trüber ist der Eindruck, den die da und dort auftauchenden russischen Kirchen machen. Wo immer etliche Bauern sich haben bewegen lassen, gegen das Versprechen von Kronsland den lutherischen Glauben mit dem griechischen zu vertauschen, da wurde eine griechische Kirche und Pfarre hingesetzt, wohl in der Hoffnung, daß die Russification noch weiter gehen werde. Dieser Anblick ist für den evangelischen Deutschen der betrübendste.

In dem Posthause, wo wir Mittag machten, wurden wir mit Fischen regalirt; hier pflegen die Dorpatenser Studenten, wenn sie auf Ferien gehen, Mittag und wohl auch gleich Nacht zu machen, es mag bei diesen Ferien-Fahrten munter genug hergehen. Jedenfalls bietet diese Weise zu reisen mehr Romantik, als unsere bald in Nichts sich zusammenziehende Eisenbahntouren. Wer in den Ostseeprovinzen eine Reise zu machen hat, weiß und spürt doch, daß er reist, und erlebt immer etwas; wir aber, kaum sind wir eingestiegen, so sind wir auch am Ziel und gehen von einer Alltäglichkeit in die andere.

Mein Reisegefährte war einer der Studenten, welche ihr Studium unterbrechen, um einige Zeit Hauslehrerstellen zu bekleiden, und so die Mittel zur Fortsetzung des Studiums zu gewinnen. Diese Hauslehrerstellen tragen 5—800 Rubel außer freier Station. Ich traf später in Dünaburg einen anderen, der schon nach absolvirter Gymnasiallaufbahn Hauslehrer wurde. Solchen jungen Männern stößt es aber leicht zu, daß sie im Hauslehrerleben sich festsetzen, und dann nicht mehr herauskommen, da nach Ablauf einiger Jahre die Giltigkeit des Zeugnisses erlischt und der Besuch der Vorlesungen unmöglich wird.

Wir unterhielten uns über die Dorpater studentischen Verhältnisse, und aus dem Gespräche wehte mich etwas von frischem deutschem Geiste an. Die Studentenschaft in Dorpat hat sich selbst einen für alle Studenten verbindlichen Comment gegeben, der ehrenhaftes und des academischen Bürgers würdiges Benehmen zur Forderung für jeden Studenten macht, will er anders als academischer Bürger existiren. Ein allgemeines Ehrengericht wacht über die Aufrechthaltung dieses Comments. Das Duell ist wenigstens beschränkt. Der Dorpater Comment schützt den Studenten vor Ehrlosigkeit, der nach erlittener Beleidigung erklärt, daß er sich grundsätzlich nicht duellire und verschafft ihm auf anderem Wege von Seiten des Beleidigers Genugthuung. Das Pistolenduell ist auf solche eingeschränkt,

die körperlich zum Pauken unfähig sind. Der Comment ächtet auch die Liederlichkeit und Ausschweifung — ob mit voller Consequenz, ist eine andere Frage. Nur dadurch kann sich deutsches Wesen wahrhaft bewahren und seinen Beruf erfüllen, daß es seine edelsten Seiten herauskehrt und treulich pflegt. Die Regierung konnte nicht umhin, diesen Comment als academisches Gesetz zu legalisiren. Die heimathlichen provinziellen Traditionen werden in den vier Landsmannschaften bewahrt, in die die Studenten ihre Verbindungsweisen gefaßt haben, in der Esthonia, Livonia, Curonia und Rigensis. So ist Dorpat der Hort deutschen Geistes für die Ostseeprovinzen und man begreift, warum die Russificatoren in Petersburg die Universität aufheben, resp. nach — Wilna verlegen wollen, ein Verlangen, das die hohe Gerechtigkeit und der so edle Sinn des Zaren indeß mit Entrüstung von sich gewiesen hat.

Wir waren im Geiste schon in Dorpat, ehe wir die Stadt selbst betraten. Nun liegt auch sie vor uns. Wie heiter und lieblich im Grün versteckt das alte, aber jetzt sehr verjüngte Dörpt sich präsentirt, wir hatten es nicht erwartet. Und tritt man näher, so liegt die Stadt ganz malerisch am Embach, auf welchem Schiffe vor Anker liegen, freilich kleine, denn der Embach ist von mäßiger Breite und Tiefe. Die Bauart der Stadt ist eine andere, als in Reval oder Riga, sie hat nicht das Gedrückte der engen Gassen und hohen Häuser. In ländlicher Gemüthlichkeit ziehen sich die Straßen mit lauter einstöckigen Häusern hin, die nette, gemüthliche und bequeme Wohnungen für je eine, höchstens zwei Familien bieten. Wer in Dorpat eine mittelalterlich finstere Stadt sucht, findet das Gegentheil vor.

Freilich gab es eine Zeit, wo Dorpat eine ansehnliche Hansastadt war und einige Spuren von der alten Bauart jener Städte finden sich in der Johanniskirche und in der Ruine des Doms noch vor. Aber Peter der Große zerstörte die Stadt im Jahre 1704 von Grund aus, und als sie mit Hülfe ansehnlicher Unterstützungen der Kaiserin Katharina II. wieder aufgebaut wurde, erschien sie in ein=

facherer Gestalt, die alte Größe war dahin. Der wuchtige und stolze Hansastyl hatte einer leichteren und freieren Bauart Platz gemacht, die öffentlichen Gebäude tragen etwas Rococcostil an sich. —

Die Universität ist in würdigem Stil gehalten. Die neuerbaute Universitätskirche macht keinen großen, aber feinen Eindruck. — In der etwas kleinen Stadt, sie zählt kaum 13000 Einwohner, sind die Studenten, wenn ich nicht irre, in einer Anzahl von etwa 700, ein sehr bedeutendes und belebendes Element. Daß die academische Welt sich eng zusammenschließt, das bringen die Verhältnisse mit sich. Unter den Professoren und Geistlichen besteht vielleicht nicht leicht irgendwo ein innigeres Band als hier, sie bilden gewissermaßen eine Familie. Der nationale Gegensatz hat seine einigende Wirkung nicht verfehlen können. Man versteht, daß der russische Curator, ein Stockrusse, gegenüber diesen deutschen socialen Verhältnissen und in dieser geistigen Atmosphäre sich nicht heimisch fühlt; er residirt in — Riga und verkehrt mit der academischen Körperschaft so wenig, als nur möglich.

Es ist schmerzlich, daß die russische Regierung den nationalen Gegensatz durch übermäßige Betonung des Russischen und ihre Mißgunst gegen das individuelle Leben der deutschen Ostseeprovinzen so sehr schärft. Indem die Regierung den Unterricht in der russischen Sprache und Literatur so sehr betont, daß er einen beträchtlichen Theil der Zeit des Unterrichts absorbirt, beeinträchtigt sie die deutsch humanistische Bildung, ohne irgend welchen Ersatz zu bieten. Denn die russische Sprache und Literatur arbeitet sich doch erst seit Kurzem aus ihrem primitiven Zustand heraus, und das russische Volk hat bis jetzt so wenig specifisch wissenschaftliche Begabung entwickelt, daß es nicht einmal genug und am wenigsten genügende Lehrer und Vertreter ihrer eigenen Sprache und Literatur an die deutschen Schulen und an die Universität entsenden kann. Es ist ein so durch und durch forcirtes Treiben, und trägt so viel von der größeren physischen Gewalt an sich, dieses Russificiren der Deut-

schen, daß es ja nur abstoßend wirken kann. Wie viel weiser war die frühere Politik, welche die ausländischen Elemente und namentlich die deutschen in ihrer Individualität beließ, und so an ihnen treue, dem Reichsganzen ergebene und nützliche Glieder besaß. — Neuerdings drückt die Regierung auch noch dadurch auf das Deutschthum der Ostseeprovinzen, daß sie in den Esthen und Letten durch forcirte Begünstigungen ihrer Kronsbauern unter den Unterthanen der deutschen Grundherren Unzufriedenheit und Mißstimmung gegen diese erweckt. Auch geistig sucht sie die Esthen und Letten von den Deutschen zu emancipiren, indem sie die Bestrebungen der s. g. Jungesthen und Jungletten scheinbar begünstigt, welche der deutschen Schule und Universität eine specifisch esthnische und lettische an die Seite stellen wollen, während alles, was von Esthen und Letten bisher wissenschaftliche Richtung und Begabung hatte, sich der deutschen Bildung zuwendete und die altbegründete Superiorität des deutschen Geistes auf diesem Gebiet willig anerkannte. Hinwiederum hat ja auch das Deutschthum dem Volk der Eingebornen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. In Haus, Schule und Kirche reden die Esthen und Letten ihre Sprache und nicht die deutsche, im Verkehr mit ihren Vorgesetzten werden sie von diesen in ihrer Sprache angeredet.*) In Riga besteht eine Agentur zur Verbreitung christlicher Volksschriften, die von Deutschen geführt wird, und welche christliche Volksschriften in deutscher, lettischer, esthnischer, littauischer und polnischer Sprache ausgehen läßt, also doch in der That allen nationalen

---

*) Es wäre leicht, die Esthen und Letten zu germanisiren. Mir ist wenigstens oft gesagt worden, daß die Esthen darnach streben, Deutsch zu lernen, weil sie damit gewissermaßen in eine höhere sociale Klasse eintreten. Sobald sie aber Deutsch verstehen, wollen sie nicht mehr dienen, deßhalb begünstigt man es nicht einmal. Man sieht daraus, welch forcirte, unwahre, dem Volksinstinct widerstrebende Sprache die Jungesthen und Letten führen, die behaupten, ihre Nationalitäten seien zu gleicher Stellung und Bedeutung auf wissenschaftlichem Gebiet berufen, wie die Deutschen.

Individualitäten gerecht wird. Da gibt es Bilder zum Neuen Testament mit lettischen und esthnischem Texte, es gibt eine ins Lettische übertragene übersichtliche Geschichte der Reformation, Kinderschriften in esthnischer Sprache, abgesehen von Bibel, Gesangbuch, Katechismus und biblischer Geschichte in esthnischer und lettischer Uebersetzung. Es geschieht also für die Volksbildung der Esthen und Letten in Kirche und Schule von deutscher Seite das Mögliche. Aber nun soll die höhere deutsche Bildung die Segel streichen, wie erst vor den Russen, nun gar vor den Esthen und Letten, sie die für Beide die Mutter der Gesittung und Bildung wurde, so weit man sie es werden ließ. Welche abstruse Forderungen sind das.

Man kann nicht in Dorpat sein, ohne von diesen Gegensätzen berührt zu werden. Es zieht sich überhaupt durch viele Kreise in den Ostseeprovinzen ein elegischer Ton, und der Glanz, mit dem der deutsche Name sich in den Jahren 1870 und 1871 umgeben, hat das Gefühl des Schmerzes, daß Deutsche ihre deutsche Individualität nicht mehr, wie sonst, sollen pflegen dürfen, nur noch gesteigert und das geistige Band, das die Deutschen an die alte Heimath knüpft, noch enger gemacht. Wer aber die Verhältnisse unbefangen prüft, wird sich sagen müssen, daß die deutschen Ostseeprovinzialen nicht gut thun würden, wenn auch sie ihrerseits den Gegensatz zu verschärfen suchten und aus der Defensive auch nur einen Schritt heraussträten. Die Ostseeprovinzen sind Glieder des russischen Reiches und werden es auch bleiben. Welches Interesse — und nur nach Interesse handelt die heutige Politik — welches Interesse sagen wir, hat das deutsche Reich, die Ostseeprovinzen an sich zu ziehen, da es sich hier nicht um deutsche Lande, sondern lediglich um einzelne deutsche Colonieen handelt? Deutsch-evangelische Colonieen sind ihrer Natur nach darauf angewiesen, einheimisches Wesen zu bewahren in der Fremde, möglicher Weise auch unter dem Drucke der fremden Macht, unter deren Fittichen sie wohnen. Sie können und sollen deutsches und evangelisches Wesen bewahren und in der Fremde zu Ehren bringen,

indem sie in Haus, Schule und Kirche seine Kraft beweisen. Damit werden sie in der Fremde ein Segen, und erfüllen den Beruf, den Gottes Führung ihnen gegeben hat. Den Eindruck hat man ja doch, wenn man die Ostseeprovinzen durchzieht, daß das deutsche Wesen, wo es seine innere geistige und sittliche Kraft entfaltet, unüberwindlich ist, und das Russenthum in das innere Heiligthum eines solchen deutsch-evangelischen Lebens und Wesens nicht eingedrungen ist. Möge darum der Kampf, der hier dem Deutschthum beschieden, ein rein geistiger und sittlicher bleiben und nur mit Waffen dieser Art geführt werden. Die große äußere Politik muß ihm fern bleiben. Daran hat auch die jüngste Vergangenheit nichts geändert. Würde es einmal anders, wer weiß, wie manche schmerzliche Enttäuschung man in positiv christlichen, besonders in lutherisch-kirchlich gesinnten Kreisen erleben würde. Das preußische Regime in den neuen Reichslanden, in Elsaß und in Lothringen, könnte doch wohl die Augen darüber öffnen, daß das neue deutsche Reich für die Bekenntniß-Kirche keine Sympathieen hat, sondern entschieden im Dienste des Liberalismus steht. Die lutherische Kirche würde im deutschen Reiche schwerlich besser zu stehen kommen, als im russischen.

* * *

Am Ufer des Embach liegt ein kleiner Dampfer, der uns nach Pskow bringt, an das Ende des Peipussees. Wir winken den theuren Freunden, die uns das Geleite zum Kai gegeben, unsere letzten Abschiedsgrüße zu, um dann auf dem vielgewundenen Embach vorsichtig dem See zuzusteuern. Es war Ostermontag (russischen Styls), der 17./29. April. Um diese Zeit ist der Peipussee nicht immer eisfrei. Aber das Frühjahr ist dießmal, wie schon bemerkt, viel früher gekommen. Dieß kommt uns zu gute, sonst müßten wir die Landfahrt mit Post von Dorpat nach Riga machen. Auch so ist die Fahrt eine beschwerliche und lange, denn der Weg nach Riga über Pskow und Dünaburg beträgt das Dreifache der eigentlichen Weg-

strecke. Warum keine Bahn von Riga nach Dorpat und Reval führt? Will die russische Regierung den Verkehr der deutschen Städte unter einander nicht fördern, oder was ist es sonst? Auffallend bleibt es, daß die Communikationswege in den Ostseeprovinzen noch so äußerst unentwickelt sind.

Pskow oder Pleskau, wie die Deutschen es nennen, liegt malerisch am Flusse Welikaja. Man sieht hier recht, daß der byzantinische Stil, in dem die russischen Kirchen gebaut sind, dann die weißen russischen Häuser mit ihren grünen Dächern und den Gärten zwischen den einzelnen Gebäuden den russischen Städten ein landschaftlich schönes und malerisches Gepräge geben. Im Innern ist die Stadt, obwohl Sitz eines Erzbischofs und Gouverneurs, ohne alle besondere städtische Pracht. Die bedeutendsten Bauten sind die Kasernen und die Gebäude für die Militärschulen, die sich hier befinden.

Auf dem Bahnhof angelangt, mußte man eine geraume Zeit warten, ehe man in den Wartsaal gelassen wurde, aus welchem Grunde war nicht ersichtlich. Da wir ziemlich viel Zeit noch bis zur Abfahrt haben, so können wir uns bequem umsehen und werden da Mancherlei beobachten können. Vorerst fällt es auf, daß hier, wie auch sonst in den Wartsälen in Rußland, das den russischen Wohnräumen nie fehlende Muttergottesbild mit dem Lämpchen davor nicht fehlt. Ich entsinne mich nicht, in einem deutschen Wartsaal ein religiöses Bild gefunden zu haben. Auch sah ich verschiedene Büchsen für kirchliche Zwecke im Wartsaal aufgehängt. Solche kleinere Dinge charakterisiren die Macht der Kirche über das öffentliche Leben, welche in Rußland noch besteht. — Ein anderer Zug fiel mir auf, der dasselbe bezeugt. Es ist bekannt, daß Ostern das Fest der Feste in Rußland ist. Während der Osterwoche herrscht Freude allenthalben, Jung und Alt vergnügt sich, jedes in seiner Weise. Aber Eins fiel mir besonders auf. Bürger, welche in der Restauration des Bahnhofs sich trafen, begrüßten sich öffentlich vor vielen Zeugen mit dem bekannten Ostergruß: „Der Herr ist auferstanden, Er ist

wahrhaftig auferstanden,“ — umarmten und küßten sich dreimal, und das Alles in jener lebhaften und graziösen Weise, die dem Russen angeboren ist. Würden wohl deutsche Bourgeois an öffentlichem Orte mit dem Ostergruße grüßen? Das öffentliche Leben in Rußland steht unter der Macht der Religion und Kirche; wenn doch die Form je mehr und mehr von Geist und Leben aus dem Worte Gottes erfüllet würde! Welch ein Feld geistlicher Wirksamkeit dieses russische Volk, — wenn es einmal lesen lernte und von einem neugebildeten und geistlich gewecktem Clerus mit dem Worte Gottes und seinen Kräften befruchtet würde.

* *
*

Nach zwölfstündiger Fahrt ist man von Pskoff in Riga angelangt. Wir durcheilen die Stadt und sprechen von ihr nicht, denn das eigentliche Reiseziel ist Mitau.

Neben Riga ist Mitau eine sehr bescheidene Stadt, aber dem, der mit kirchlichem Interesse reist, gewährt sie das Bild eines kirchlichen Lebens, das in vielem Betracht erfreulich und erwecklich ist. Es waltet ein frischer, reger Sinn, und was geschieht, das bewegt sich in gesunden kirchlichen Bahnen. Das Amt, das von Gott zur Weckung und Pflege geistlichen Lebens berufen ist und kirchliche Werke leiten soll, ist sich dieser Aufgaben bewußt, geht kräftig voran, und der Kreis derer, die dieser Leitung folgen, ist nicht klein.

Was mich zunächst nach Mitau zog, war das Verlangen, die Judenmission, welche hier ihren Mittelpunkt hat, an Ort und Stelle näher kennen zu lernen.*) Unter den drei baltischen Provinzen wird nur das alte Herzogthum Kurland von Juden bewohnt, während Livland und Esthland bis vor Kurzem von Juden gar nicht betreten werden durfte, und auch jetzt nur unter großen Beschränkungen

*) Vergl. Vormbaum's Quartalschrift: „Die Mission unter Israel“ 1872, S. 66 ff.

bewohnt werden darf. Dagegen besaß Kurland schon bei der im Jahre 1795 erfolgten Uebergabe an Rußland 10,000 Juden, deren Zahl sich jetzt auf 33,000 gesteigert hat. Sie dürfen nur in Städten und Flecken ansässig (angeschrieben) werden, in diesen aber wohnen sie dann in so großer Zahl, daß sie in den ersteren 34 Prozent, in den letzteren aber 52 Prozent der Einwohnerschaft ausmachen. Sie treiben entweder leichtere Handwerke, oder durchziehen als Bündelkrämer mit einem Waarenpack auf dem Rücken das Land, oder sind Kaufleute und Großhändler. Auf dem Lande findet man sie als Branntweinbrenner und Milchpächter, nicht aber als Grundbesitzer. Einige studiren und werden dann Aerzte.

Die große Mehrzahl der Juden in Kurland hält an den talmudischen Satzungen fest und gleicht in religiöser Hinsicht im Wesentlichen der Judenschaft, die wir in Südrußland kennen lernten. Der Sabbath wird streng gehalten, die Speisegesetze werden genau beobachtet, die Gebetsstunden nicht versäumt, auch auf Reisen im Eisenbahnzuge oder im Wirthshause nicht, die Tephillin legt der Jude regelmäßig an, die Schaufäden trägt schon jedes Kind, an allen Thüren findet man die Mesusah. Die sogenannte Melammedim (Lehrer, Haus- und Wanderlehrer) besorgen den Unterricht der Kinder, und dieser Unterricht ist auch hier weniger der Bibel, als vielmehr dem Talmud zugewendet. Der Chasidismus hat auch in Kurland seine Anhänger, doch wiegt die streng talmudische Richtung (der Mißnagdim) vor. Was die sittlichen Verhältnisse anlangt, so gilt im Ganzen Alles, was wir früher in diesem Betreff wahrnahmen, auch von den kurischen Juden. Während gewisse häusliche Tugenden auch hier die Juden nicht selten von den Christen vortheilhaft unterscheiden, so wird Lüge, Schmeichelei und Betrug, ja selbst der grobe Diebstahl ohne Scheu an Gojim begangen, und nicht als Sünde erkannt. Andrerseits hat der Jude in gewissem Sinne etwas Naives. Weil er lange unter dem Drucke stand, und in vielen Beziehungen auch jetzt noch unter dem Drucke steht, so hat sich jene Welt-Bildung

nicht entwickelt, wie sie unsre Juden besitzen, vermöge deren sie alle diese jüdischen Charakterzüge mit dem Firniß der „Cultur" überziehen. Das jüdische Wesen tritt hier ganz nackt und unverholen zu Tage.

Unter diesem Volke wirkt die baltische Judenmission. Man kann nicht sagen, daß sie leichte Arbeit hat. Zwar fehlt es ihr nicht an der gesetzlichen Basis, denn wie schon früher bemerkt, dürfen sich Juden bei den Pastoren zum Unterricht und zur Taufe melden, und wenn sie vom Propst geprüft worden sind und der Minister des Innern auf eingereichten pfarramtlichen Bericht hin den Befehl zur Taufe ertheilt hat, so wird die Taufe, und zwar gesetzmäßig immer vor versammelter Gemeinde in einer Stadtkirche, anstandslos vollzogen. Aber die Juden suchen den Uebertritt zum Christenthum auf alle mögliche Weise zu hindern. Eltern, Verwandte und Rabbiner bearbeiten Diejenigen, welche übertreten wollen, mit tagelangen Gesprächen, und sparen auch Geldversprechungen oder Heirathsanerbietungen nicht, um vom Uebertritt abzuziehen. Ebenso wird der Pastor, der den Proselyten unterrichtet, mit Bitten und Versprechungen bestürmt. „Hilft alles nicht, dann beginnen die Drohungen, die häufig Entsetzen erregend sind, und das Wehklagen, das durch Mark und Bein dringt. Bleibt der Proselyt trotzdem standhaft, so werden Prozesse in's Werk gesetzt." Die Paßverhältnisse der litthauischen Juden sind vielfach unklar. Man denuncirt und bringt den armen Proselyten in möglichste Verlegenheit. Man setzt sich mit den Behörden in Verbindung und überliefert junge Männer zur Aushebung. So wurde vor noch nicht langer Zeit im Hause eines Pastors in Mitau ein trefflicher Jüngling ergriffen, vor den Augen des Pastors gebunden und nach Litthauen weggeschleppt. Er wurde zum Soldaten genommen, und ist gegenwärtig im Kaukusus, von wo aus er rührende Briefe von seiner Liebe zu Christo schreibt, auf dessen Namen er noch nicht hat getauft werden können. Gelingt es nicht auf scheinbar rechtlichem Wege, den Uebertritt zu verhindern, oder für den voll-

zogenen Uebertritt Rache zu nehmen, so brauchen die Juden offene Gewalt. So wurde z. B. vor zehn Jahren ein junger Jude am Tage vor seiner Taufe Mittags auf offener Straße ergriffen und verschwand. Trotz eifriger Nachforschung hat man später nie wieder etwas von ihm gehört.

Diese großen Schwierigkeiten, welche der Mission hier unter dem Judenthum selbst entgegentreten, konnten aber die Freunde Israels in den Ostseeprovinzen und speziell in Mitau nicht abhalten, ihrer Missionspflicht an Israel eingedenk zu bleiben. Ja sie hatten auch wieder etwas Ermuthigendes. Denn diese Schwierigkeiten stammen aus dem religiösen Eifer, und wo religiöser Eifer ist, da ist doch immer auch ein Boden für die Wirksamkeit. Die Juden in Deutschland sind zum allergrößten Theil religiös ganz gleichgültig, daher hat hier die Mission im Ganzen äußerst wenig Boden, und die Arbeit ist, auf die Gegenwart gesehen, eine fast völlig fruchtlose. Dies also ist unter der russischen Judenschaft wie im Süden und Westen, so auch hier im Norden nicht der Fall. Die Missionsfreunde hatten daher Recht, wenn sie sich nicht abschrecken ließen, die Bekehrung Israels an ihrem Theile fort und fort in's Auge zu fassen. Sie durften aber auch die Fürsorge für das Seelenheil Israels nicht den Pastoren allein überlassen. Diese können bei den ungeheuren Ansprüchen, die das Amt an sie stellt, nicht einmal den sich meldenden Proselyten, was deren Unterricht und Erziehung anlangt, Genüge leisten, geschweige, daß sie darauf ausgehen könnten, auf die noch ferne Stehenden geistlich einzuwirken. Es war daher entschieden das Bedürfniß gegeben, eigene Katecheten für Israel zu bestellen. Die Anregung hiezu gab den Missionsfreunden in den Ostseeprovinzen der Missionar der Londoner Gesellschaft Dr. Hefter, der im Jahre 1863 von seiner Gesellschaft nach Petersburg gesandt wurde, um die Erlaubniß zur Wiederaufnahme der Missionsthätigkeit in Polen zu erlangen, welche beim Ausbruch des Krimkrieges im Jahre 1854 von der russischen Regierung gewaltsam aufgelöst worden war. Die

Bitte wurde ihm abgeschlagen, weil man nicht zulassen könne, daß ein fremder Staat in innerrussische Verhältnisse eingreife. Wenn er dies Hauptziel nicht erreichte, so regte er doch bei dieser Gelegenheit und später die Liebe zu Israel besonders in Riga und Mitau mächtig an, und seiner Anregung ist es zu danken, daß das Verlangen, einen eigenen Missionar für Israel anzustellen, immer stärker wurde. Der erste Versuch hiezu wurde gemacht, als bald nach Hefters erstem Erscheinen zu Mitau ein Melammed aus Wilkowiszki nach Reval kam und die Taufe begehrte. Es war Johannes Adler. Man ließ ihm in Dorpat Unterricht geben und die curländische Synode berief ihn im Jahre 1865 als Katecheten für Judenmission nach Kurland. Die Synoden von Esthland und Livland sagten einen Jahresbeitrag von je 200 Rubel zu. Adler wurde von der Synode in Bauske, einem Städtchen von 4000 Einwohnern, unter denen 2400 Juden sich befinden, stationirt und unter die Leitung des Ortspfarrers gestellt. Die Wahl des Orts war keine glückliche. Die Juden waren so überlegen, und Adlers Benehmen war so herausfordernd, daß es fortwährend zu Skandalen kam, wobei die Polizei einschreiten mußte. Die Zeitungsschreiber nahmen für die Juden Parthei, und diese suchten auch den Civilgouverneur zu bewegen, daß er Adlers Thätigkeit aufheben möchte, doch hörte dieser nicht auf sie. Adler blieb vier Jahre lang in Bauske, und im Laufe dieser Zeit wurden durch seine Wirksamkeit vierzehn Juden getauft, von denen die meisten treue und aufrichtige Christen geworden sind. Manche hatten nach der Taufe schwere Versuchungen zum Rückfall zu bestehen, haben sich aber durch Gottes Gnade wieder zurechtgefunden. Der Anfang war von mancher Schwachheit begleitet, aber er war nicht mißlungen. Man wollte die Sache fortsetzen, aber in richtigerer Weise. Abermals brachten die Mitauer die Sache vor die Synoden. Man beschloß gemeinsam einen tüchtig gebildeten Proselyten anzustellen, der mit theologischer Bildung ausgerüstet, zum Pastor Adjunktus ordinirt sein sollte und im Auftrag der Synode die geistliche Pflege und, so

weit es nöthig wäre, auch die leibliche Fürsorge an den Proselyten übernehmen sollte. Ein solcher fand sich in der Person des Pastor Adjunkt Gurland in Kischinew. Er wurde von den vereinigten Synoden angestellt, und unter die Leitung eines Synodalausschusses für Judenmission gestellt. Dieser Ausschuß besteht aus dem Generalsuperintendenten und den Superintendenten der sämmtlichen Synoden. Der Ausschuß versammelt sich halbjährig wenigstens einmal und legt den Synoden Rechenschaft ab. Im Herbste 1870 beschlossen die Synoden die Berufung Gurlands. Gurland bestand mit Recht darauf, daß er dem landeskirchlichen Organismus einverleibt und auch formal als Diener der Kirche angestellt werde. Er wurde zum Stadtvicar von Mitau verordnet, bekam aber den besonderen Auftrag, zunächst alle Pflichten der Kirche gegenüber den Juden besonders in Mitau und dann in weiteren Kreisen zu erfüllen. Gurland wirkt seit vorigem Sommer in diesem Amt mit Segen. Er verbindet jüdisch-nationale und wahrhaft christlich-theologische Bildung in schöner Weise, hat in seinem Auftreten etwas Gewinnendes und giebt sich mit solch treuem Ernst und selbstloser Aufopferung seinem schweren Berufe hin, daß ihm der Segen Gottes nicht fehlen wird.

Sicherlich werden diese Mittheilungen alle unsre Leser interessiren und namentlich wird es lehrreich sein zu sehen, wie hier die Kirche selber der Mission sich angenommen hat und dieselbe, wie es recht und billig ist, als ein Werk der Kirche und im Anschluß an ihre Ordnungen ausübt. Sie werden auch insofern lehrreich sein, als sie die Meinung thatsächlich berichtigen helfen, als sei die Judenmission unlutherisch, denn die Ostseeprovinzen sind durch Bekenntnißtreue und kirchlichen Sinn vor andern ausgezeichnet, endlich werden sie darthun, daß die Judenmission wenigstens auf dem Boden des altgläubigen Judenthums keine vergebliche Arbeit ist.

* * *

Vielleicht darf ich hier auch von einer andern Seite der kirchlichen Thätigkeit reden, die man sonst in's Gebiet der inneren Mission verweist. Es ist die kirchliche Armenpflege oder Diaconie der Stadt Mitau. Die Statuten sagen in § 1: „Die evangelisch lutherischen Prediger der Stadt Mitau haben, um den großen geistlichen und leiblichen Nothständen in dieser Stadt entgegenzutreten und ihrer eigenen Amtspflicht nachzukommen, ihre Gemeinden zu gemeinsamer kirchlicher Armenpflege (Diaconie) aufgefordert, welche durch diejenigen ihrer Gemeindeglieder ausgeübt werden soll, die sich zu solchem Liebeswerk christlicher Barmherzigkeit und Nächstenliebe bereit erklären und die im Worte Gottes darüber enthaltenen Grundsätze für sich als bindend und maaßgebend betrachten". Zweck dieser Diaconie ist nach § 2 „die Fürsorge für Nothleidende und Hilfsbedürftige und die Förderung christlicher Bildung und Gesittung." Es sind im Ganzen 27 Armenpfleger, die gemeinsam mit den Pastoren sich einen Ausschuß gewählt, der die Geschäfte führt. Allmonatlich aber beruft der Ausschuß eine Versammlung, in der sämmtliche Armenpfleger und Pastoren zusammentreten. Diese Versammlungen werden von der Kanzel angezeigt, öffentlich gehalten und mit Gebet eröffnet und geschlossen.

Es geht eben durch alle diese Bestrebungen auf dem Gebiet der äußern und innern Mission in den Ostseeprovinzen ein gesunder kirchlicher Zug, der unsre vollste Sympathie hat, und von dem wir wünschen, daß er in Deutschland mehr Beherzigung und Nachfolge fände, als es leider der Fall ist. Es fehlt ja auch in den kirchlichen Kreisen der Ostseeprovinzen wahrlich nicht an Differenzen, und das individuelle Leben macht sich auch hier genugsam geltend, aber der Zug zu kirchlichem Zusammenschluß, der jedenfalls nicht außer Zusammenhang mit dem durch den Druck gesteigerten Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit steht, wiegt vor, und wir können nur dringendst wünschen, daß er immer durchgreifender wirke. Ein gesundes in sich geschlossenes kirchliches Leben bietet unsern deutschen

Landsleuten dort auch die einzige Garantie, daß sie deutsches Wesen in der Fremde zu bewahren vermögen.

* * *

Es sind die letzteren bedeutsamen Eindrücke, die ich hier auf russischem Boden empfangen, alle Gedanken richten sich hier zur Heimreise. Nur auf einen Tag besuchen wir Riga, um hier das Schiff zu besteigen, das uns an die deutschen Gestade zurückbringen wird.

Riga ist der administrative Mittelpunkt der Ostseeprovinzen. Hier residirt der Generalgouverneur, der über Esthland, Livland und Kurland gesetzt ist, von hier aus überwacht er die Provinzen. Gleichwohl ist das Deutschthum der Ostseeprovinzen nirgends bewußter als hier. Die Stadt trägt auch einen eminent deutschen Charakter. An der Düna hingebaut erinnert sie an Bremen und Hamburg. Die Bauart ist ganz die einer alten Hansastadt. Diese Stadt repräsentirt das Deutschthum der Ostseeprovinzen materiell, wie Dorpat geistig. Als Handelsplatz reiht sich Riga unmittelbar an Petersburg. Man muß einen Gang machen vor die Stadt und die Speicher der Kaufleute sehen, die hier die Produkte der Ostseeprovinzen auf Lager bringen, um sich einen Begriff zu machen, von welchem Umfang der Handel Rigas ist. Uebrigens führt auch die Düna sehr beträchtliche Waarenladungen aus dem Innern Rußlands herbei, wie denn Riga auch einen russischen Stadttheil und viele russische Kaufleute hat. Herrschend aber sind die Deutschen. —

Die reiche Kaufmannschaft, der Adel und die Bürger setzen ihren Stolz darein, den deutschen Namen nobel zu repräsentiren. Schulen, Kirchen und öffentliche Gebäude zeigen sich in einem gewissen Glanze. Die nationale Stimmung prägt sich hier besonders stark aus und hat jedenfalls seit 1870 sich noch bedeutend verstärkt. Man ist gegen russisches Wesen exclusiv und fühlt sich hier mehr als irgendwo in seinem guten Rechte gegenüber den russischen Bestrebungen. Aber

es fehlt freilich auch die Kehrseite nicht. Die reiche Handelsstadt leidet an all den Gebrechen, die sich sonst in solchen Städten finden, und die Kirche hat hier jedenfalls mehr als sonst in den deutschen Colonien der Ostseeprovinzen und in Rußland in Concurrenz mit humanistischen Tendenzen zu treten, und an Gegensätzen gegen die kirchlichen Bestrebungen fehlt es auch nicht. Gleichwohl finden wir auch hier Anstalten für weibliche Diaconie und innere Mission und in vielfachem Verkehr mit dem nachbarlichen Mitau wirkt auch hier ein schöner christlicher Kreis für die Zwecke des Reiches Gottes.

Sonnabend den 4. Mai, Vormittag 10 Uhr, verließ ich mit dem Schiffe Riga=Lübeck die Stadt. Die Stadt bleibt lange in Sicht mit ihren hochragenden Thürmen, am Ufer der Düna sind noch einige schöne Punkte, an der Mündung des Stroms passiren wir Dünamünde und laufen dann in den Riga'schen Meerbusen aus. Die See ist ruhig, der Ausblick schön. Es ist vergnüglich auf ruhiger See der Heimath zuzudampfen. Aber trau, schau, wem? In der Nacht wirds unruhig auf der See und der Morgen findet mich im Angstschweiß gebadet und von jenen Würgbewegungen ergriffen, die schließlich so ermatten und deprimiren, daß man wünscht, auf des Meeres Grund gebettet zu sein. Wir bezahlen dem Meere seinen Tribut. Auch auf der Fahrt von Riga bis Lübeck, die doch nur 72 Stunden währt, ist die Seekrankheit nicht zu vermeiden.

Aber sei es. Es geht der Heimath zu. Die liebe Heimath, sie liegt vor mir. Im halben Winter bin ich weggegangen. In Riga hatte ich das erste Grün gesehen, in Lübeck finde ich Alles in schönster Blüthe, die Heimath im Frühlingsschmuck, während Rußland sich noch den Winterschlaf aus den Augen reibt.

Sie ist so schön die Heimath, ich weiß es und fühle es besser als wenige Monde zuvor. Aber viele Fäden dankbarer Liebe und treuen Andenkens webt die Erinnerung an die durch den Einen Glauben verbundenen Brüder und Freunde im weiten russischen Reich vom schwarzen Meer bis zum Strande der Ostsee. Treffen Einen von

ihnen diese Blätter, so sei er gegrüßt. Vom schwarzen Meere bis zum Ostseestrand seid mir Alle noch einmal gegrüßt. Gott mit uns im West und Ost! Sein Kreuz unser Panier, seine Zukunft unser Trost, sein Reich unsere Hoffnung, die Arbeit für sein Reich das dauernde Band der Gemeinschaft.

Beilage.

Aus dem „polnischen Jüngel“.

S. 10—27.

„Do will ich beschreiben dem Szeder[1]) vin mein gehen in dardki-cheder[2])“.

Mele[3]) woss mit mir hot sich passirt bis ich bin alt geworen vier johr, is a ssach[4]) zu derzaelen. al ken[5]) well ich euch beschreiben vin mein dardki-cheder. — o! ich hob gor vergessen, noch mit a johr zurück vor dem cheder hot mich schon der tate[6]) ongehoben mechanech sein[7]) mit mizwes[8]). — ephscher[9]) ssche[10]) meint ihr mit asoine pusste[11]) mizwes wie die deutschen juden seinen mechanech die kleine kinder, a steiger[12]) — oisslernen dem possuk:[13]) „torah zivvah“, dem taten mit der mamen kischen in die hend vor dem schloff, danken Gott un die Eltern var itlichen essen un trinken, ukedomeh[14]) asoine mizwes meint ihr, hot mich der tate ge-

---

[1]) Abschnitt, hebr. [2]) chald. Kleinkinderschule. [3]) Jargon. Dem lat. quidem zu vergleichen. [4]) a sach = viel. [5]) hebr. deßhalb. [6]) Vater. Jarg. [7]) zu gewöhnen, hebr. [8]) Gebote, hebr. [9]) vielleicht, chald. [10]) denn, russisch. [11]) leer, russisch. [12]) zum Beispiel, Jargon. [13]. Vers, hebr. [14]) und dergleichen, hebr.

lernt? — aber gar lo![15]) — adrabe,[16]) grod verkehrt. der tate flegt mich tomid[17]) lernen [17 b]) ich soll der mamen stellen a feig,[18]) un die mame flegt mir weisen, ich soll dem taten reissen bei der bord, un as emizer[19] is areingekummen in stib[20]) arein, flegen sie mich schon beide mitschen:[21]) anu[22]) ephrimil sog ihm! . . . . weisst ihr ssche wos men hot vin mir gewollt ich soll sogen? — „scholem aleichem a guter jud, jenem chelik obgebrüht.[23])“

No mele vin asoine mizwes schmiest men nit. mich hot der tate mechanech gewesen mit aso mizweh wos a jud vin 50 johren is dos sich nit mechujew[24]) zu thun! weisst ihr ssche woss? — alle freitog flegt er mich nemen mit sich in merchez[25]) arain un flegt mich mitschen dort auf der öbersten bank mit dem besimel[26]) gor chuz lederech hatewe.[27]) nor doss is noch alz a kleinigkeit. ot as er is mit mir arobgegangen auf zebrochene schmale nasse trepp, in a kalten finstern tiefen grib:[28]) ado[29]) flegt mir taki[30]) poschut[31]) mein chajes[32]) oisgehen! mohlt eich für a kind vin 3 johr, was weisst mehr nit nor arimloifen borwis oifm schenem lechtigen[33]) droissen, as men führt ihm gor arein in a grib, wos men seht nit de lechtige welt, nor eins dos andere stipt[34]) sich un alle mol hert man epis a plissk[35]) im wasser un a

---

[15]) mit nichten, hebr. [16]) vielmehr, chald. [17]) beständig, hebr. [17 b]) = lehren. [18]) Figur, Faust, Jarg. [19]) Jemand, Jarg. [20]) Stube, Haus, Jarg. [21]) quälen, polnisch. [22]) wohlan, Jargon. [23]) Friede euch, ihr guter Jud, der jenen Chelik (hier Schamtheil) sich abgebrüht (durch Unzucht inficirt worden ist). [24]) verpflichtet, chald. [25]) Bad, hebr. [26]) Schweißbesen, Jarg. [27]) über das Maaß der Natur hinaus, hebr. [28]) Grube, Jarg. [29]) als da, Jarg. [30]) in der That, russisch. [31]) Verstärkung zu taki = ganz und gar, chald. [32]) Lebensodem, hebr. [33]) licht, Jorg. [34]) sich vorwärts drängen, Jarg. vielleicht vom russischen stupaj. [35]) Plätschern, Jarg.

wider-kol[36]) vin a menschen, wos[37]) es weist sich ois, as men redt ephscher vor a meil in a finsterer midbar,[38]) wos men kenn kein mohl nit arois vin ihr! — Mele kennt ihr schon verstehen, in wos vor a min[39]) schrek ich bin demolt gewesen. — heint as er hot mich gor plizim[40] a chapp gethon[41]) bei die hend un hot mich gethon a putz[42]) in mikweh arain, awaddai[43]) bin ich arois ohn a neschomeh.[44]) nor der tate hot sich noch dermit nit gekühlt[45]) un hot mich aso dreimahl kesseder[46]) untergetikt. ich meg eich schweren, as die alle scenes, wos der schewet mussar[47]) stellt vor in Gennem[48]) mit die schleng un mit die ekdeschin[49]) seinen noch nit a toisent-chelek[50]) vin die schrek, wos ich hob demolt gehat. nor wos hob ich nebech[51]) demolt gekonnt machen? — awaddai, itzt dank ich ihm dervor? worin,[51b] vin die mikwes bin ich aso rein geworen, aso zechtig,[52]) as ich kann mich noch ad hajom[53]) nit arimwassen[54]) mit die beste rissewer seeifen! . . . Noch asoine mine mizwes flegt er mich lernen; nor wos nitzt es mir zu schreiben? as ich weiss, ihr wet[55]) gor lachen derfin, un beim taten is dos gewesen der erster chijuw[56]) in der welt. dariber is gleicher,[57]) ich soll[58]) eich onheben derzaehlen vin'm dardki-cheder.

As ich bin alt geworen 4 johr, zu masel oder zu schlimmmasel,[59]) hob ich derhört, as men schmiest[60] schon vin meinet-

---

[36]) Echo, kol = Stimme, hebr. [37]) wos steht fürs Relativ aller Casus und aller Geschlechter. [38]) Wüste hebr. [39]) Art, hebr. [40]) plötzlich, Jarg. [41]) chapp (russ.) gethon = ergriffen. [42]) schmeißen, Jarg. [43]) gewiß, hebr. [44]) Seele, hebr. [45]) begnügt, Jarg. [46]) der (chasidischen) Ordnung gemäß, hebr. [47]) S. die Anmerkung S. 54. [48]) Hölle, hebr. [49]) Eidechsen, Jarg. [50]) 1000ste Theil, hebr. [51]) ich Armer, Jarg. [51b]) warum? Jarg. [52]) züchtig, Jarg. [53]) bis heute hebr. [54]) sich rein waschen, Jarg. [55]) wet = werdet. [56]) Pflicht, chald. [57]) billiger, besser, Jarg. [58]) ich soll = daß ich, Jarg. [59]) masel = Schicksal (Planet) hebr., masel = Glück, schlimmmasel = Unglück. [60]) spricht, Jarg.

wegen mekoach[61] a cheder! ich bin afillu[62]) sehr zufrieden gewesen darfin; chlebin[63]) mir is schon allein nimmess geworen[64]) die heim, as ich bin gewesen hefker[65]) wie a hund, keiner hot sich auf mir umgekukt. der tate hot mich in sinnen gehat, wie dem varjohrigen schnee, as er hot gor tog un nacht bedarft umgehen noch maamodes-geld[66]) vin'm Rebben's wegen, die mame is nebech gewesen derschlogen[67]) vin die kleine kinder, eins hot sich ihr nochgeschleppt beim vartuch (Schürze), dos andere bei der brust, un mit'n dritten oif der zeit;[68]) na, awaddai hob ich sich mechajeh gewesen,[69]) as ich hob derhert,[70]) in cheder arein![71]) ich hob gemeint, in cheder wet men oif mir haschgoche[72]) geben un ich well werin gor a fein jüngel, — nor as ich hob gor plizim derhert a schmies,[73]) wie der tate sogt zu der mame: „wie meinst du Leatsche,[74]) zu wemin soll ich ihm awekgeben, zu Nachman Trosk, oder zu Nechemijah Sturmack?“ „du darfst noch fregen“ — entwert die mame, „min hasstam[75]) zu N. Sturmack! mir hot heint Chaietsche die sogerin[76]) derzaehlt, as Nechemijah kenn a ssach besser lernen vin[77]) Nachmenin“. — „Nechemijah fohrt sich[78]) ober nit zu unser Rebben!“ — hot der tate a freg gethun. „no wos ssche[79]) is“, sogt die mame — „fohrt er doch kein[80]) Sadkiwetzsch. wos is der chillik,[81]) abi[82]) a

---

[61]) im Betreff, hebr. [62]) sogar, neuhebr. [63]) Schwur, so wahr ich lebe! Jarg. [64]) verleitet, (nimmas Nifal von maas = zum Abscheu gemacht worden.) [65]) preißgegeben, chald. [66]) Siehe d. Anm. S. 55. [67]) gepeinigt, Jarg. [68]) war sie schwanger, Jarg. [69]) ich habe mich erquickt, (sich = mich), Jarg. [70]) vernommen, Jarg. [71]) ich soll in die Schule herein, Jarg. [72]) Obacht, Rücksicht, neuhebr. [73]) Gespräch, Jarg. [74]) Leachen, s. die Anm. S. 56. [75]) versteht sich von selbst, chald. [76]) Vorleserin in der Weiberschule, welche nöthig ist, weil viele jüd. Frauen nicht lesen können. [77]) für das hebräische מן = als; Jarg. [78]) fohrt sich = er fährt; sich ist Dat. commodi. [79]) ssche = denn, russ. [80]) = gein, gen, nach, zu, Jarg. [81]) Unterschied, hebr. [82]) da er doch auch, Jarg.

zaddik[83])“. — „I schoteh!“[83 b]) ruft sich on der tate mit a beiser[84]) — „du weisst gor nit, ma dekaamre[85]) rabzin[86]). wie heisst? a ponim,[87]) der sadkewitzer is denn epis a „güter jüd?[88]) ich hob vin’m Rebbens maul allein gehert, as der sadkewitzer is a pschuter[89]) plaudersack, un sein neschomeh hot gor der alter[90]) genommen vin’m olem halozoh,[91]) a ssimen[92]) as der siwwug[93]) is gewesen die blinde nacht[94]) . . . . nischmer[95]) wos hob ich mit dir zu reden, as du bist gor a proste bhemeh?“[96]) — „Ich weiss!“ sogt die mame, „ich seh a welt[97]) fohrt zu ihm, is bei mir sehr recht“. — „a kaschje,[98]) wos[99]) men fohrt,“ sogt der tate mit a gelechter; „men fohrt in der Litte[100]) in die jechiwes arein auch, no hot es denn epis a mammesch?[101]) es is nor a verführte ssach![102]) karg[103]) hot der Rebbi gekrechzt heintigen schabbes beim kigel[104]) auf die jechiwes? er hot beferusch[104 b]) gesogt, as die jeschiwes mit die rabbinerscholen[105]) seinen gor auf a madregah,[106]) vin dort waxen Apikorssim[107]) und vin die (von diesen wieder

---

[83]) Zaddik ist der durch Gesetzes-Erfüllung Gerechte; diesen Ausdruck gebrauchen die Mißnagdim, während die Chasidim ihre Heiligen „gute Juden“ nennen. [83 b]) Thor, hebr. [84]) Aerger, Jarg. [85]) was spricht, chald. [86]) die Frau des Rabbiners, Jarg. [87]) ein Gesicht, ein Anschein = es scheint wohl. [88]) Er ist doch kein „guter Jud“, kein chasidischer Heiliger, s. die Anm. No. 80. [89]) bloßer, chald. [90]) der Rabbi. [91]) Reich der Witzbolde, hebr. [92]) ein Zeichen, chald. [93]) Begattung, hebr. [94]) der Carneval; [95]) aber, genug, Jarg. [96]) dummes Vieh, hebr. [97]) alle Welt, Jarg. [98]) Jst das Einwand? talm. [99]) hier = der Umstand, daß, Jarg. [100]) Litthauen. [101]) Zweck, chald. [102]) eine an sich böse Sache, die sich aber vererbt hat und so jetzt für gut gehalten wird, Jarg. [103]) Fragewort — nicht etwa? Jarg. [104]) Pudding, bei der Sabbathmahlzeit eine Hauptspeise. [104 b]) ausdrücklich, Talm. [105]) Regierungsschulen; während die Jeschiwoth orthodoxe Talmudschulen sind, so pflegen diese s. g. Rabbinerschulen oder Regierungsschulen mehr civilisatorische und russificatorische Tendenzen. [106]) Stufe, chald. [107]) Epikuräer.

Mithnagdim!" — „No," sogt die mame mit a rachmones ponim,[108]) „min hasstam verstehst du dich mehr vin mir, no so thue, wie du verstehst". —

Vin aso a schmies hob ich sich schon gestossen,[109]) as in cheder is nit besser wie in der heim! kach haweh![110] — as die mame hot mich das erste mol areingefürt zu N. Trosk in cheder arein, is mir as finster geworen in meine augen: in stib is gewesen a blotte[111]) über'n gartel,[112]) a verschimmelte pominitze[113]) is gestanen bei der thür voll mit a werch,[114]) un vin oben is geschwommen arum dos, wos Homen is gefallen in kopf arein[115]) . . . . vin der haribe[116]) hot gesetzt a rauch, wie freitog in bod; der Rebbe is gesessen obenan mit mit a zerspoltene verschmolzewitte[117]) jarmilke[118]) un mit a gellen[119]) berschitter tallis-koton[120]) verworfen über die pläizes[120 b]) un hot sich gestechewet[121]) bei der haribe; in ein hand hot er gehalten a kantschik mit 5 rimendlich, mit der anderer hot er sich gekratzt in bisem (Busen) durch a grosser pasoche,[121 b]) wos var a werst wolt men auch gekent araussehen vin dem knop[122]) bis in pupik[122 b]) gor ohn telles kop; die rebezin is gelegen krank auf'm todten bett, 2 kleine kinderlech seinen arimgekrochen auf der erd mit die hemdlich verspillet;[123]) auf'm tisch is gestanen a ganz grosser koschik[124]) mit teplich,[125]) un a rabe[126]) kater mit 2 graue augen wie

---

[108]) weinerliche Stimme, Nachgiebigkeit, hebr. [109]) schlimme Vermuthungen hegen, Jarg. [110]) So war es, chald. [111]) Koth, russisch. [112]) bis über den Gürtel herauf, Jarg. [113]) Eimer, poln. [114]) Uebermaaß, russ. [115]) S. die Anm. S. 57. [116]) Ofenöffnung, russ. [117]) verschmelzte, verschwitzte, Jarg. [118]) Mütze, poln. [119]) gelb, Jarg. [120]) kleines Tallis, hebr. [120 b]) Schulter, poln. [121]) hin- und hergewiegt, poln. [121]) Oeffnung, russ. [122]) Scham, Jarg. [122 b]) Nabel, Jarg. [123]) mit Stecknadeln aufgeheftet, Jarg. [124]) Korb, poln. [125]) Töpfchen, Jarg. [126]) schwarz, Jarg.

der malach domeh,[127]) steht un leckt! 10 verschmorkete[128]) jünglech kuken in ein szidur[129]) arein, un dos eine sziderl is schon auch dreimohl aso grob wie es is gewesen vin der druck. der rebbe, die belfers kloppen mit die kantschikes, die jünglech schreien nagewalt,[130]) die 2 kleine kinderlich werin okerst[131]) nit zerrissen vor gewein — mein mame is awekgegangen un ich bin do allein geblieben in der neier gostinize[132]) . . . . . die mame is nor wos[133]) araus gegangen, so is der Rebbe afürgegangen vin unterm tisch un hot mir recommandirt sein kantschik mit die wörter: „sehst du dem kantschik, ot[134]) mit dem schmeist men aso jüngele, was will nit lernen". un aso wie er hot dos ausgeredt, so hot er derweil derlangt epis mit dem kantschik a jüngel übern kop, kede[135]) er soll mir weisen wos der kantschik bedeit. mit die red hat er mich zugefürt zu dem tisch un hot aufgeöffnet dos gewisse sziderl un hot mich a freg gethun: „kenst du epis lernen?" — Nnnein!" hob ich guntwert mit a gros platernis[136]) un hob sich zerweint. — „Scha, scha! wein nit mein kind," hot er mir gesogt un hot mir gethon a knipp in bekel. a do hob ich sich noch erger zerweint, denn er hot mir schir a stick fleisch ausgerissen vor libschaft, er hot mich anidergesetzt auf der knie un hot mir ongehoben zu weisen ein Aleph ein Beth. beschaas[137]) er hot mir gewisen die beth, hob ich vergessen die aleph, un as er hot sich umgekehrt zu der aleph, hob ich vergessen die beth; haklall,[138]) er hot a

---

[127]) ein finsterer Geist, dessen Anblick den Kranken zum Schweigen, zum Erstarren bringt, der Todesengel, hebr. [128]) rotzig, russ. [129]) Gebetbuch, Sziderl, Gebetbüchlein. [130]) O weh, uns geschieht Gewalt! Jarg. [131]) beinahe, Jarg. [132]) neue Herberge, russ. [133]) ein wenig, kaum, Jarg. [134]) ot = mit diesem da! russ. [135]) chald. = damit. [136]) Stottern, poln. [137]) während, in dem Moment, hebr. [138]) schließlich, ein talm. Ausdr.

kuk geton,[139]) es is schlecht, da hot er mir ongehoben einreden, as ich well begehren zu lernen, wet mir der malach werfen a groschen durch die stellie;[140]) ich hob dos nor derhört, so is mir gut in kop arein, un wie viel er hot mir schon geteidt mit'm teitel[141]) in siddur arein, hob ich alz verrissen den kop auf das stellie, ich soll[142]) sehen dem malach mit'm groschen. a kizzur,[143]) er hot gesehen, es is noch erger, hot er mich ongehöben strassen:[144]) as ich well nit lernen, wett men mich schmeissen mit eiserne kukurises[145]) un die malache-chabbalah[146]) wellin[147]) mich awektasken[148]) untern oron choschech (harē choschech).[149]) seht ihr, ot a dos[150]) as ich hob derhört, is mir schon verkühlt geworen afillu[151]) der mames milch! ich hob schon nebech gewollt areinkuken im siddur, nor die Schedim[152]) mit die kukurises hoben mich aso geschroken, as ich hob gemeint, die aleph is a Sched, die beth a kukerose, bis ich hob mit einmol heraus geplatzt mit a gewein un men hot mich gemust obführen aheim. Bei nacht in schlof hot sich mir als noch ausgewiesen, as schedim mit feierdige kukurises glotzen auf mir die augen un schreien; sog aleph, sog beth! . . .

Ich weis afillu, as[153]) a polisch jüdel oder a jüdene wet dos lernen,[154]) so wellin sie sich gor auslachen auf asoine nareskeit, un wellin meinen as ich derzähl sie nor a maäseh, gleich wie ich mein gor nit sie . . . nor zum emes[155]) weiss ich, as aso wie ich demolt geschroken für die malache-chaba-

---

[139]) er hat eingesehen, Jarg. [140]) Stubendecke, russ. [141]) Zeiger, Jarg. [142]) ich soll = damit ich, Jarg. [143]) kurz, neuhebr. [144]) drohen, russ. [145]) Ruthen, russ. [146]) Engel des Verderbens, hebr. [147]) werden, Jarg. [148]) wegtragen, russ. [149]) finstere Berge, hebr. S. Anm. S. 59. [150]) ot a dos = gerade dieß, as = sobald. [151]) sogar, selbst, talm. [152]) Dämonen, hebr. [153]) sobald als, Jarg. [154]) lesen, Jarg. [155]) in der That, hebr.

lah mit die kukuruses, aso hoben noch heint alle polische jüden more vor schedim mit ruchoth,[156]) wie vor'n tod, un sie bedenken sich gor nit, as dos hoben sie nor bijerusche[157]) vinem dardeki-cheder, un hoben kein rachmones[158]) nit auf seere kleine kinder, men soll (so dass) sie epis auf ein besseren ofan[159]) erziehen, sie sollen schon versporen[160]) verbrengen seier (ihr) leben in pachad un in more.[161]) nor ich bett eich, wie aso sollen sie auf die kinder rachmones hoben, as sie glauben allein[162]) dran, wie einem Rebben? karg mach't sich[163]) in Polen maasses mit a letz[164]) in kehler? karg thut sich dort mit die messim in die schül? karg lauft men zu die güte jüden vin die kleine stedtlich mit a dibbuk?[165]) un taki darüber beworinen[166]) sie sich noch, wenn die kinder werin geboren, mit der terpke nehmen[167]) unter die schir hamaalessen mit schemes bei die kammern un bei die kehlers, kdei der Aschmedai[168]) mit sein chewreh Schedim[169]) sollen kein schlitte[170]) hoben zum häus; un wos[171]) mehr sie bewornen sich, mehr hoben sie more. as nit a mol verimmern[172]) sie sich allein dos leben, un verschelten[173]) sich johr un tog, wo sie seinen geboren geworen auf aso mitschenine:[174]) sie wollten sich gern allein einreden, as es is nit do kein schedim auf der welt: pritje[175]) führen sie die

---

[156]) Geister, hebr. [157]) durch Erbe, hebr. [158]) Erbarmen, hebr. [159]) Art, hebr. [160]) die Mühe sparen, Jarg. [161]) in Angst und Zittern, hebr. [162]) sie selbst, Jarg. [163]) ereignet sich, Jarg., ebenso wie „thut sich". [164]) Witzbold, hebr. Auch so viel als neckischer Dämon. [165]) wörtlich = Anhaftung, d. i. der Zustand, da man behaftet ist mit einer bösen Krankheit, z. B. Epilepsie, die die Juden immer auf Dämonen zurückführen. [166]) sie verwahren sich, Jarg. [167]) S. die Anm. S. 60. [168]) ein Oberster der bösen Geister, chald. [169]) Geisterlegion, hebr. [170]) Gewalt, hebr. [171]) wos — mehr = je mehr — desto, Jarg. [172]) verkümmern, Jarg. [173]) verwünschen, Jarg. [174]) Unglücksfälle, russ. [175]) dennoch, Jarg. Vielleicht aus dem Rumänischen.

kinder oif dem eigenen derech,[176]) wie ihre narrische tates hoben sie geführt; un zum emes, wos lässt sich aus?[177]) — as es is taki fort[178]) a verführte ssach; men hot noch kein mol nit verbiten[179]) a kimpet kind auf a sched; men hot noch kein mol nit gesehen a letz in a kehler; men hot noch kein mol nit gehert messim sollen dawnen[180]) in schül. — in as (= wenn) kwores jüd[182]) ganvet[183]) die tachrichim[184]) vin die messim, nemt er denn mit a schir-hamaales in keschine?[185]) — seht ihr, dos jo![186]) a mesuse mus men hoben in die stib, vor a secher,[187]) as mir hoben ein Gott, wos hot uns arausgezogen vin Mizrajim un er helft uns aus in alle zores, un chuz ihm darf men vor keinem kein more nit hoben, worin, as is poschut nit dovor wemen! . . . sogt mir, wos tut dem rebbes gabbai,[188]) as er vernarrt wemen ich weiss[189]) bei nacht in beth-hakawod[190]) arein? — dort is doch awaddai nit do, nit kein mesuse, nit kein schir-hamaales,[191]) nit kein schmireh?[192]) wos thut taki der Rebbe allein,[193]) as men rüft ihm zum sprawnik[194]) oder zum stanowhoi?[195]) dort is sich auch nit do kein mesuse, no hot er denn more für a sched? — mir dacht,[196]) as dort hot er gor more var epes anderes! . . .

Nischmer wos hat men zu reden? karg bicher schreiben wegen polische jüdenes fanatismes? karg schreien die jüdische zeitungen wegen ihre narrische einbildungen? — prit-

---

[176]) Weg, hebr. [177]) wird daraus? Jarg. [178]) taki fort = jedenfalls, Jarg. [179]) umgewechselt, Jarg. mit der Präpos. auf = statt. [180]) beten, Jarg. [182]) Todtengräber, Jarg. [183]) stehlen, hebr. [184]) Todtenkleider, hebr. [185]) Tasche, poln. [186]) das ja! — allerdings, Jarg. [187]) zum Gedächtniß, hebr. [188]) Rendant, Secretär, neuhebr. [189]) wemen ich weiss = irgend Jemand, Jarg. [190]) Abtritt, talm. [191]) S. Anm. zur Uebers. [192]) Amulet, hebr. [193]) für seine eigene Person, Jarg. [194]) Amtmann, russ. [195]) Polizeimeister, russ. [196]) däucht, Jarg.

je[197]) as dos polische jüdel leent dos, meint er, as men derzählt ihm a maasse un er lacht sich aus derfon, un berechnet sich gor nit beschaas maasse (im Augenblick) as die alle narreskeiten liegen noch mehr in ihm, wie men schreibt, un as es kommt epis zu red, sogt er noch allein: „is sich take[198]) das bichel gerecht, wos schreibt dos un dos; is sich take der „kol mewascher“[198 b]) gerecht, wos er schreibt aso un aso!“ ober er allein bei sich fallt taki gor nit arob afillu auf ein hoor . . . ich weiss aso sicher, wie ich leb, as er wet die dosige beschreibung obleenen, wet er auch nit ein mol sogen: „is doch taki das polische jüngel sehr gerecht arim un arim, gleich wie ihm meint men gor nit“ . . . un ich sog eich, as die beschreibung mach ich nit vin a maasse wegen. ich mein taki poschut, tomer well ich chotsch[199]) kennen damit ob ratwen[200]) ein polisch jüdel, er soll awekwerfen seine stussim,[201]) un soll werin a mensch, wos a mensch heisst. in dem einen polischen jüngel mein ich wer es fühlt sich . . . un ob die tates seinen schon verfallen, losen sie chotsch ihre kinder nit verwisten die welt . . .

Nischmer wos soll ich do maarich bidrusch[202]) sein? — ich bin schon zu weit gegangen, lom[203]) ich sich besser umkehren zurück zu mein dardeki-melammed.

Ich bin in a kurzer Zeit mit dem cheder gewohnt geworen. die schedim, chotsch ich hob sie noch nit gesehen, pritje hob ich schon für sie nit aso more gehat, worin[204]) ich hob sich schon von die jünglich ohngehört a ssach maasses vin schedim un malochim (Engeln). der hot derzählt,

---

[197]) dennoch, s. o. [198]) es ist in der That, Jarg. [198 b]) S. Anm. S. 61. [199]) tomer chotsch = verstärktes vielleicht, hebr. und poln. Composit. [200]) erretten, poln. [201]) Thorheiten, hebr. [201 b]) weitläufig, hebr. [202]) in der Auseinandersetzung, hebr. [203]) abbrev. aus „laß mich“, Jarg. [204]) warum, weil, Jarg.

as sein tate hot gechapt[205]) a schrettle in keller un hot ihm abgerissen dos kappeluschel;[206]) so hot dos ihm gebracht ephscher tausent ün tausent un zehn un zwanzig kerblich;[207]) der hot gor derzählt, as sein tate geht alle nacht aufm himmel arauf un lernt tore mit die malochim; der sogt: sein babe (Grossmutter) is gegangen obrichten chzoss[208]) in weiberschen schilchen, do hot sie gesehen durch die Grates[209]) steckt a todte hand mit a schwarz licht; un noch mehr asoine maasses mit liedlich: abinu melech, Zigele migele, berile, eigene dibeigene; pi, pi, pi feigele, berile, berile, berile kom sich loisen! — haklall, es is gor nischt kosche[210]) gewesen in cheder. — nor der belfer, ot er is mir dergangen ein eck, von ihm hob ich nit gehat kein chaje schaa;[211]) beim lernen hoter mich geharget, geschlogen; ich bin vor ihm gesessen dos hemdel verscharzt,[212]) er soll pizken,[213]) wenn er will; — dem warimes (das Warme) hot er aufgenast bei mir; hob ich ausgesagt der mamen, sohoter mich gememist,[214]) hob ich nit ausgesogt, hob ich nit gehat, was zu essen. — Von Demolt on hob ich auf mir genommen, as wos ich well sehen von ihm, soll ich keinem nit aussogen, un ajo[215]) well euch taki nit aussogen, as er hot sich amol unterhalten mit'm melamed's medel in Kammer . . . worin es is nit mein esseck,[216]) abi[217]) er tschepet[218]) mich nit! . . . hot Ihr must wissen, as mit mein belfer

[205]) gepackt, Jarg. [206]) ein hoher Hut, poln. [207]) = 1 Rubel, Jarg. [208]) Gebet verrichten um Mitternacht, hebr. Ein Gebet, um Wiederherstellung des Tempels, das von frommen Frauen jede Nacht um 12 Uhr, ausgenommen den Sabbat, von der ganzen Gemeinde aber am Gedächtnißtag der Zerstörung Jerusalems gebetet wird. [209]) eiserne Gitter, durch welche die Weibersynagoge von der der Männer getrennt ist, poln. [210]) hart, hebr. [211]) Stunde Ruhe, vergnügte Stunde, hebr. [212]) hinaufgeschürzt, Jarg. [213]) pritschen, Jarg. [214]) todtgeschlagen, hebr. [215]) siehst du wohl, Jarg. [216]) Beruf, chald. [217]) wenn nur, Jarg. [218]) rührt mich nicht an, poln.

men gor nit gekennt, aus fuhren, worin er is mit gross tekifes[219]) a belfer geworen, as er is noch alt gewesen a johr 12 hot er gehat a misschar[220]) — hargenen[221]) fliegen un verkäufen die Ribakes[221]) auf'm funt var a laibel brod; in a Zeit arim hat er bekomen a stelle in bod, hitten dos anthin,[222]) klingen in bod arein. Derweil is er sich geworen a mechuten[223]) mit der pompe wate[224]) bederin, und sie hat ihm bekannt gemacht mit die tikernes[225]) un schammestes[226]) von die weibersche schilchlich; die schammestes hoben ihm a bissel ausgeschwetschet, er hot schon gewust a ssach sachen in stodt: wenn rebbe Chajim Jekeles macht a lekich[227]) un branfin (Branntwein), wenn der dajen[228]) wet die mikwe[229]) kaschern;[230]) welche haal-boste[231]) in stodt is a nascherin un noch asone podobne[232]) sachen. derzu hot er sich ausgelernt etliche loschenkodesch werter:[233]) er hat schon gekennt sogen: a por tfilim;[234]) oine soine raw (statt baawonothenu harabbim), scheleg wekitor (statt scheker wekasab) oker weschoresch sein (statt choker wedoresch sein) milach haolim (statt melech haolam); da is er schon gor geworen a stadt-meschores:[235]) Zu die kapores[236]) flegt er nachtrogen dem schochet den lamtern[237]), nor die torbe[238]) minz[239]) hot men ihm noch nit getraut: eref schwues[240]) flegt er trogen schawwer[241]) im schül; wie[242]) a

---

[219]) Gewalt, hebr. [220]) Geschäft, Handel, neuhebr. [221]) tödten. [221 b]) Fischer, russ. [222]) Anzüge, Kleider, Jarg. [223]) intim, bekannt, hebr. [224]) vornehm, Jarg. [225]) die die Frauen untertauchen beim Reinigungsbade, Jarg. [226]) Schuldienerinnen, Jarg. [227]) Honigkuchen, Jarg. [228]) Richter, hebr. [229]) das Reinigungsbad, hebr. [230]) für gesetzmäßig, d. i. 40 Saah haltend, erklären. [231]) Hausfrau, Jarg. [232]) ähnliche, russ. [233]) Worte der heiligen Sprache, hebr. [234]) Betriemen. [235]) Stadtdiener, hebr. [236]) die Hühner, die zum Versöhnungstag geschlachtet werden, hebr. [237]) Laterne, Jarg. [238]) Säckel, poln. [239]) Säckel mit Münzen, Geldbeutel, Jarg. [240]) am Vorabend des Pfingsten (Fest der Gesetzgebung), hebr. [241]) grüne Zweige, Jarg. [242]) wo es nur immer gab, Jarg.

schlechte bschure,[243]) hot men mit ihm geschikt modia[244]) sein. Zu a bar minan[245]) flegt er trogen den Maabar jabbok.[246]) Derweil wie men hot in stüb gejamert un geklogt, hot er gekennt epis obtrogen a leffel, a fendil, a stoessel ukedomeh:[247]) wos er hot gewusst, bei welcher baal-boste fehlt die sach, er soll sie ihr verkaufen, un waiter[248]) hot er sich gor a sach versport arimtrogen darmit; worin in stadt is gewesen a gabbeite, wos sie is gewesen a Kochleffel[246]) zwischen alle weiber; in schül arein flegt sie gehen mit'n gröbsten Korban minchaszidur,[247]) un oft flegt man ihr bringen-refues[248]) fin'm ganeden;[249]) ot[250]) zu ihr flegt er bringen die alle sachen un sie hot dos aufgechapt wie ein ewen tow;[251]) kein sach gelt hot sie nit gekost, worin mein belfer hot sehr lieb gehot eingemachtes; bei ihr is auch gewesen a sach alle minim[252]) eingemachtes, wo sie flegt onkloben[253]) bei die weiber in hekdesch[254]) arein. no, no, dermit is sie ihm obgekommen. oft flegt sie auf ihm sogen a gut wort: „taki a grober bruder, nor chlebin, a Koschre bhemah."[255] — aso lang, aso breit, bis sie hot ihm areingedreht far a belfer zu Nachman Trosk, un alle weiber hoben gemust nochsogen amen! . . .

Ich hob sich jokusch[256]) mit dem Alef Beth obgemitscht akegen a halb johr, un hob schon, wie sogter, nit gekent, worin ihr must wissen, as mein Rebbe hot beim taten kein schar limud[257]) nit genommen, worin, wie viel der tate hot

---

[243]) Botschaft, hebr. [244]) Bote, hebr. [245]) ein von uns Geschiedener, Todter, chald. [246]) S. die Anm. S. 63. [247]) u. dergl., chald. [248]) übrigens, Jarg. [246]) Klatscherin, Jarg. [247]) S. Uebers. S. 64. [248]) Arzeneien. [249]) Paradies. Sie gibt sich den Anschein, als hätten ihr die Engel Arzeneien vom Paradies gebracht. [250]) ot zu ihr = zu der da, Jarg. [251]) Edelstein, hebr. [253]) zusammenbetteln, Jarg. [254]) Spital der Armen, hebr. [255]) S. die Uebers. S. 64. [256]) schon, Jarg. [257]) Lehrgeld, hebr.

ihm zugesogt, hot er es ihm abgerechnet auf maamodes geld fin'm Rebbes wegen. — Nischmer wos hot mein Rebbe bedarft s'char limmud geld? — in (uin) a trink branfin is er kein mol nit schsedne[258]) gewesen in Kleisel;[259]) ihr weist sich, as aso wie a schneiderischer Zech (Zunfttag der Schneider) geht sich nit aus ein tog ohn mispotim,[260]) aso geht sich nit aus a chsides Kleisel (chasid. Versammlung) a tog ohn tikken,[261]) un wos is do der chiddusch?[262]) ich bet eich, as alle tog is do ein anderer jom tow:[263]) heint hot die M... wer rebbzin gehot a jüngel, morgen is der Rebbe geworen maggid über branizkes slissel;[264]) plizim ot hot men ihm, dem Rebben gor genommen in turme arein, mus men doch nemen a kapele[265]) branfen, men soll cholileh[266]) nit areinfallen in mochin dekatnes[267]) arein; ot hot men ihm arausgelost, kommt sich[268]) doch awaddai a trink bronfin; ot[269]) is Jossele dem Rebbes a chossen geworen; ot hot der Rebbe mewattel[270]) gewesen die Schule in S.... re; heint johrzeiten is sich gor do in Kleisel ohn oin eck,[271]) worin a sach kranke, wos wollten noch ephscher gekennt leben, nor as sie höben sich on foren mit'm rebben, da hoben sie bald die refue ... Der rebbe is do gor mit schuldig, nor as men brengt ihm das Quittel[272]) fin'm choleh, thut thut er a Krechz, a glotz mit den Augen un a knetsch[273]) mit'm stern; dermit is er schon joze kol hadees[274]) mimonephschach:[275]) — wet der choleh leben, hot sich ihm

---

[258]) verlegen, poln. [259]) Synagoge, Jarg., eigentlich Klause. Sonst auch Schül. [260]) Händel, hebr. [261]) Gelage, hebr. [262]) Besonders, hebr. [263]) Feiertag, hebr. [264]) S. Uebersetzg. [265]) Bischen, Jarg. [266]) fern sei es, hebr. [267]) Melancholie, Ausdr. aus dem Sohar. [268]) ziemt sich, Jarg. [269]) gerade jetzt! Jarg. [270]) S. Uebers. S. 65. [271]) S. Uebers. S. 65. [272]) Zettel, Jarg. [273]) Falte, Runzel, Jarg. [274]) befreit für alle Fälle, talm. [275]) von irgend etwas in deiner Sache = wie immer, talm.

der rebbe ausgerissen fin'm malach hammawees [276]), hent mit'm Krechz; elle tomer[277]) wet er sterben, is doch a terez[278]) der glotz mit'n Kneitsch, wie einer redt: er hot noch früher gewust, un hot sich nebech gekneitst! — nor derweil as der scheliach[279]) fin'm quittel kommt zum choleh,[280]) un derzählt ihm, as der rebbe hot a Knetsch gethon mit'm stern, fällt er nebech arob bei sich, un var dem einzigen pachad[281]) werd er noch erger krank un macht a starb.[282]) — no wie aso es is schon dort, derweil hot mein melammed a trink bronfin! . . . Ein onbeissen hot er auch gekriegen alle zeit, worin wie macht sich nit in a stedtil alle tog epis ein ander kermischel: heint is ain orim-mahlzeit[283]) bei reb Jakob Dowid Mirkis, morgen a seude[284]) auf mekabblim[285]) bei R. Schimeon Stiskewitzer un mein rebbe hot sich gerechnet i[286]) var a orem mann, i[286]) var a klausner in stedtil; un as es hot sich affillu gemacht a tog ohn a kirmeschil, so is dagegen auf dem ort gewesen andere verdiensten, a steiger, thillim sogen vor a reichen choleh — unwie bald er is gewesen vin die thillim soger, hot er doch schon min hastam vor der mitteh[287]) auch genommen a gleichen chelik . . . . chuz dem, hot er noch gehat tausender parnosses:[288])Nissen [289]) flegt er arim trogen sextlich[290]) mazzah schmurah[291]) zu die baale battim: Elul flegt er leenen die mazzewes[292]) auf'm heiligen Ort; Succes zeit iser arim gegangen mit'm Esreg in die heiser; vor hoschana rabbah is er gewesen der hortowne szocher vin werbine zweiglich auf

---

[276]) Todesengel, hebr. [277]) aber vielleicht, talm. [278]) die Antwort, Entschuldigung, talm. [279]) Bote, hebr. [280]) Kranke, hebr. [281]) Schrecken, hebr. [282]) macht ein Sterben = er stirbt, Jarg. [283]) Armenmahlzeit, Jarg. [284]) Mahlzeit, hebr. [285]) auf = für verschämte Bettler, hebr. [286]) i — i = bald — bald, russ. [287]) Sarg, talm. [288]) Nahrungszweige, hebr. [289]) Ostern, hebr. [290]) kleine Stückchen (Sechstel), Jarg. [291]) vorjährige. [292]) Denkmäler, Grabinschriften, hebr.

hoschanes;[293]) kisslew flegt er mit'n belfer machen schutfes in die drehdlich;[294]) heint hot er a bissel zu geschadchent,[295]) a bissel zu geknellt[296]) un a bissel taki ausgeschabret[297]) mischnajes un kaddisch sogen das ganze johr var asolche wos hoben nit übergelost kein sohn; un noch allemin flegt er noch machen tabake bigneweh[298]) un flegt sie zertheilen in kleisel a kopike piskele,[299]) un wie bald er hot derhert, der Rewisor kommt, flegt er die tabake geben die kinder zu behalten in der heim. — no aart [300]) ihm schon, wos sein weib un kinder pechnin[301]) vor hungere — einmal, dos iss schon a alte maasse, as a chossid hert[302] weib un kinder wie vorjährigen schnee, un zweitens hot mein rebbe glat[303]) feind gehat die rebezin, worin er is geworen a melammed über a maasse.

Mein rebbe is gewesen a belfer a Zeit mit johren; gerüfen hot men ihm nor Nachman allein. bei sein melammed is gewesen a derwachsen medel vin a johr 16—17, nor mies[304]) is sie gewesen gott soll mich nit stroffen für die red, a more.[305]) der belfer is ober nit gewesen ein grosser mefunneg,[306]) do hot er sich bekennt[307]) mit der Schiphre; eingeredet hot er ihr aso: ihr sitzt sich in schechenus[308]) mit'm dajen. auf dem dajen redet men sich bloss;[308 b]) as der tate wet gewahr werin, sollst du sogen, as es is fin'm dajen un der dajen is sich heint ein alman,[309]) so wet er musen chosene hoben[310]) mit

---

[293]) S. Uebers. S. 66. [294]) S. Uebers. S. 67. [295]) kuppeln, talm. [296]) den Lehrer spielen, Jarg. [297]) auskundschaften, poln. [298]) im Geheimen, hebr. [299]) eine Büchse für eine Kopeke, Jarg. [300]) kümmert ihn? [301]) schmachten, poln. [302]) darauf hören, achten, Jarg. [303]) besonders, Jarg. [304]) häßlich, hebr. [305]) zum Fürchten, hebr. [306]) wählerisch, hebr. [307]) sich vergangen, Jarg. [308]) Nachbarschaft, hebr. [308 b]) ohnedem = spricht man von ihm schlecht, Jarg. [309]) Wittwer, hebr. [310]) Hochzeit machen, hebr.

dir. jakosch der melammed is gewahr geworen von der süssen bschure, do hot sie min hastam gesogt, wie der belfer hot ihr geheissen. — do is der melammed areingegangen besod[310 b] zum dajan un hot ihm ongehöben sehr zu siddeln.[311] Der dajan nebech weisst do nit von epes zu sogen, hot er bald a chapp gethon dem melammed: her nor aus[312] Scholem! ich schwer dir bei mein bord un pëes, as ich bin rein derfin! nor wos denn? dir is sich nebech schlecht, ich sog dir, as ich hob sié nit ain mal gesehen reden mit'n belfer. Lochen[313] is mein Ezah,[314] eider[315] du sollst machen leitisch gelächter, sollst i dir, i mir verschmiren dos ponim, un dein tochter wet sich sei wie es sei heissen a mufkeres, so folg denn mir un schik besser stillerheid a schadchen (kuppler) zum belfer, er soll nehmen dein medel, so west du potur[316] weren leitische nachred, un er wet müsen dein eidem sein; nor tekeph[317] nach der chassene well ich sich schon staren,[318] as er soll sie getten.[319]

Der melammed hot ihm gefolgt, un hot jakosch dem belfer für ein eidem genommen; der melammed is aber bald auf dem gestorben, un Nachman is auf sein Ort melammed geworen. nor wos denn? dos stedtil hot sich fort gemimelt[320] auf dem neien melammed, da hot er sich gor von alle sachen mejaschew[321] gewesen un is geworen a chossid. dos is doch die erste sguleh[322] mechapper[323] zu sein auf kol aweres schebaolam[324] un men heist noch ein ehrlicher jud! . . . nor der

---

[310 b] im Stillen, hebr. [311] zanken, poln., eigentlich Jemanden verteufeln. [312] höre nur zu Salomo! Jarg. [313] deßhālb, Jarg. [314] Rath, hebr. [315] eher, Jarg. [316] los, hebr. [317] sofort, chald. [318] bemühen, russ. [319] get, Scheidbrief geben, talm. [320] gemurrt, Jarg. [321] er hat sich umgewendet, hebr. [322] Mittel, hebr. [323] zu versöhnen, hebr. [324] alle möglichen Uebertretungen, hebr.

namen Trosk is ihm geblieben un er hot noch ad hajom feind die rebbezin. . . .

Kurz geredt auf'm andern sman[325]) hobich ongehoben lernen tropp.[326]) Ado sollt ihr sehen, wie ich hob es getroffen! aso wie der güter jüd hot getroffen, as ich bin a medel! ein schwo form wort hab ich beschum ofan nit[327]) gekennt treffen, kaum mit zores aş ich hob getroffen: pathach kuf? — Kuf. a kizur, ich hob schon abgerückt noch a sman, un hob schon jakosch kein tropp auch nit gekennt! — Ado hob ich es auf'm dritten sman ongehoben chumesch zu masel! — wos soll ich euch sogen, mein lieber freind, wos fur a zores ich hob übergetrogen, — eider ich hob gor ongekukt dem chumesch, men hot mich gor ongehöben mitschen mit a droscheh;[328]) ein jüngel is gewesen a freger, der anderer a bentscher.[329]) alle tog hot men mich anider gestellt auf'm tisch aso wie chosek in ganeden,[330]) un die zwei jünglich neben mir; der freger hot mich alz gekwetscht bei der bord un der bentscher hot mir geheissen onlegen mit'n kop; der hot mir aso lang verrissen die morde[331]) bis ich hob bekommen ad hajom (bis heute) a gorgel mit a knop, un der andere hot mir aso lange gebogen den hals un nacken, bis ich hob bekommen a kalechdiken ruken[332]) un wos er hot mich gefregt, weiss ich akurat wie ihr; epis hot er mich gefregt: a sedre gehet?[333]) a sedre fohrt?[334]) was heist korbones?[335]) heint a niggun[336]) hot er

---

[325]) Semester, hebr. [326]) Vocale und Accente. [327]) auf keine Weise, talm. [328]) Vortrag. Sobald polnische Jüngel ein wenig gelernt haben, müssen sie vor einem kleinen Kreis einen Vortrag halten. [329]) von benedeien, segnen, Jarg. [330]) Narr im Paradies, hebr. [331]) das untere Kinn, poln. [332]) kugelrunden Buckel, Jarg. [333]) Welcher Bibelabschnitt (sidra, chald.) ist jetzt im Gange, Jarg. [334]) welche Sidra fährt = kommt an, Jarg. [335]) Opfer, hebr. [336]) Gesang, hebr.

obgkliben[337]) derzu, as ich hob ausgezogen[338]) die drei werter: „ki lekach nozarta“ — wie dos jüdische golus.[339]) Piskes[340]) hob ich demolt gemacht aso wie die pestscherer gabeite bei kneitlich[341]) legen . . . a zing hob ich araustelepet,[342]) wie der Tiweriwer Schochet, as er prift den chaleph,[343]) a por augen hob ich araus gestortschet,[344]) wie a polischer mekler, beschaas er setzt sich zu zehlen geld; a Zure[345]) hob ich bekommen, wie a litwischer jeschiwebocher,[346]) as er dersehet[347]) ein Arele;[348]) ot auf asone smachotes[349]) hot men mich obgemitscht a chodesch[350]) durcheinander, ich hob kein chajeh schaah nit gehat, un erst zum sof,[351]) as es is schon gekommen der schabbes vin der drosche, hot mir die mame noch freitag ongethon a jarmilke[352]) mit spanje,[353]) wos sie hot mir übergeneht vin a tschipikel,[354]) machmes[355]) as der rebbe hot ihr gesagt, as sie wet hoben a medel, hot sie shon bezeitens ongegreit[356]) a tschipikel fin's medele wegen; as ich bin ober gor a jüngel, no wos denn soll sie thun dermit? eider arauswerfen gleicher[357]) a jarmilke zu der drosche! — aso hot sie mir die jarmilke ongethun un hot mich awekgeführt zum güten jüden, er soll mich benschen. — Ihr megt es ausheren, wos für a psak[358]) ich hob demolt gehat, umsist un um nist! — as die mame hot mir areingefurt zum rebben, is gevesen sehr eng in sein stibel, man hot mich sehr zugekwetscht, as der bauch hot mir ongehöben weh zu tun, die mame hot mich ober

---

[337]) ausgewählt, Jarg. [338]) im Singen die Töne lang gezogen, gedehnt, Jarg. [339]) Exil, hebr. [340]) Lippen, Mund, poln. [341]) Dochte, Jarg. [342]) herausgestreckt, Jarg. [343]) Schlachtmesser, neuhebr. [344]) herausgedreht, Jarg. [345]) Physiognomie, hebr. [346]) litthauischer Talmudstudent. [347]) erblicken, Jarg. [348]) Nicht-Jüdin, hebr. [349]) unnütze Sachen, Jarg. [350]) einen Monat. [351]) Ende, hebr. [352]) Mützchen, poln. [353]) Name eines Stoffes. [354]) Frauenhäubchen, poln. [355]) weil, chald. [356]) vorbereitet, Jarg. [357]) lieber. [358]) Strafe, chald.

schon gefürt zu ihm. no hob ich sich schon gemust einhalten, nor as der rebbe hot mich ongenommen beim bekle un hot mich a freg gethun: „wos willst du mein kind“? da hob ich ihm prost[359]) geantwort: Rebbe, ich will araus, (um ein Bedürfniss zu verrichten!) — Ich weiss epes chochmes? [Er fügt diess zur Entschuldigung bei], ich bin aso gewohnt geworen noch in cheder. no, no, sollt ihr gewesen sehen, wie viel klepp ich hob gelöst bekommen vin der mame! un vin demolt on hob ich more gehat zu sogen, tomer wet mich die mame schlogen, kent ihr sich meschaër[360]) sein, wos für umglücken mir flegen sich treffen umschildigerweis...! — bekizur, ich bin sich darauf nit aussen, dem schabbes hob ich kaum mit die zehn derschlept, mir hoben nor obgegessen, is bald gekommen der rebbe mit die jünglich. heint seinen sich zunaufgekommen baale battim (Bürger), gute freund, chuz chewreh pliaskes.[361]) in dem is men sich awaddai nit sch'sedne? sie komen sich gor umgebeten, wachsen aus gor ohn regen. alle hoben sich arum gesetzt arim tisch, die mame mit ihre weiber in mitten stib, o do hob ich es ongehöben, araufkriechen auf'm tisch, un bin taki in ein wegs arobgefallen, as ich hob schier die zehn gekliben. ich gedenk afillu dem drasch, wos der güter jüd hot demolt gesogt auf mein fall: „nofalti bejodi lo uchal kum“. „kum“ meint men die torah, aso wie der possik (Vers) sogt: „masch kime kum“, sie fliehen zu der torah, un darüber bin ich gefallen, un in mir is mekujem (erfüllt) geworen der possik: „beschochbecho ubekumecho“ — dos heist: beschochbecho, as du bist schon gut gefallen, un du liegst schon gor, — ubekumecho: west du soche sein lernen torah wos sie heist: kum![362])....

---

[359]) einfach, russ. [360]) abschätzen, hebr. [361]) außer einer Schaar Müssiggänger, hebr. u. Jarg. [362]) S. zum Ganzen die Uebersetzung.

No ephscher a schlechter drasch? er is sich mechajeh nephosches![363]) — nor pritje, nechei[364]) wollt er besser gewesen gefallen, da wollt ich ihm derwisen as: „nofalti bejodi lo uchal kum“ — is teitsch poschut: ich bin gefallen, weil ich kenn nit die torah“ oder ich bin arein gefallen zu aso melammed in die hend arein wos stipt mich ahin wie er ken nist,[365]) aso wie in possuk steht: „dochoh dechithani linpol“,[366]) du host mich gestipt zu der toreh, aso wie die gemore sogt, „kophah alehem har kegigith.“[367]) — un in ihm is mekujem[368]) geworen der possik: „lomoh nophlu ponecho“?[369]) — var wos hot dein toreh sogen aso schlecht ponim nischmerbe? — — — — gefallen bin ich sich, ober nit er. Verfallen! — Mein freger mitem benscher seinen noch mir arauf. Der hot mich gerissen, der andere gebogen, der eine gefregt, der andere gebenscht; ich bin gestanen un hob es ongekukt, nor die mame mit die weiber hoben sich für freid aso zerjomert, gleich wie ich wollt epes gedarschet[370]) in alle schilen. no, min hastam hot sie ongequellt[371]) vin die gross chochmes, wos ich hob gesogt bei der drosche, der schabbes is jakosch awek wie a chmare;[372]) ich hob sich schon gor in cheder ausgelernt neies vin meine neie chumesch-chawerim;[373]) a steiger: schelten in tatenstaten, in mames mamen arein,[374]) un wer es hot gesogt mehr mit a mohl tatens, tatens, tatens, der is gewesen a wohler jung; ein

---

363) die Seelen erquickend, hebr. 364) es wäre mir lieber, poln. 365) er drängt mich dahin, wohin er selbst nicht kann, Jarg. 366) du hast mich gestoßen, um zu fallen, Ps. 116. 367) er hat den Berg Sinai über sie wie eine Kuppel gewölbt, um sie zu verderben, wenn sie die Thora nicht annehmen wollen, talm. Legende. 368) erfüllt, hebr. 369) warum ist dein Angesicht eingefallen, Gen. 4, 6. 370) als hätte ich etwas vorgetragen 2c. 371) Thränen sammelten sich in ihren Augen, Jarg. 372) dunkle Wolke, poln. 373) Studien-Genossen, hebr. 374) S. Uebers. 71.

alter bettler soll man nachwerfen steiner, chapen[375]) a meisel un smalen[376]) beim licht, machen vin lialkes[377]) chossen un kalle, chapen Möscherabönes ferdlech;[378]) heint bin ich gor gewahr geworen vin kischuf-machers,[379]) vin a letz, vin'm malach hammowes augen, vin der kotschelke,[380]) wos der malach domeh stipt arein dem mess[381]) in die achurajim[382]) arein, as sie is halb vin feier un halb vin eis; vin'm kol, wos der mess schreit von dem stroh beim abheben, as es geht von ein eck welt bis zum andern, nor hören hört a schwarzer kapphon un a meschugen kelb'l; vin der papirener brik,[383]) vin schrettlich in a keller.[383 b]) Derweil hob ich sich ausgelernt theiere segules (Mittel). men soll nit more heben vor schedim mit kischuf-machers; die erste segule is: men soll tomid halten zunofgelegt[384]) dem groben finger mit dem mindesten, un as men derseht ain alten goj oder goje, soll men bald sogen: „orine, borine, dembine korine, weizene kleien, gleich auf'm bess-hachajim"![385]) — un as men seht cholileh, es helft nit, soll men bald a geschrei thun: „schma Isroel!" — un men soll dreimal auswischen dos rechte auge un mit der linker pëah, un bei itlichen wisch soll men ausspeien un men soll sogen: tfu! fritsch mir! — ich sog sich dem emes, die segules hoben mich taki beim leben derhalten; wer weist zu wos der kischuf-macher schon lange vin mir nit gemacht a schwarze worone[386]) oder a lokschen top![387])....—

---

[375]) ergreifen, Jarg. [376]) braten, Jarg. [377]) Puppen, poln. [378]) ergreifen Mose's unseres Meisters kleine Pferde, auf denen Mose bei der Flucht aus Egypten in einen Schmetterling verwandelt entfloh. (Poln. Sage). Oder auch: Auf Stöcken reiten, weil Mose s. größten Wunder mittelst eines Stabes gethan. [379]) Zauberer, hebr. [380]) Ofengabel, poln. [381]) dem Todten, hebr. [382]) das Hintertheil, hebr. [383]) eine zauberhafte Brücke, wie die kindliche Phantasie sie malt. [383 b]) S. S. 72. [384]) zusammenlegt, Jarg. [385]) Todtenacker, hebr. [386]) Rabe, russ. [387]) Nudeltopf, Jarg.

Ein mol gedenk ich, hoben mir die jünglich gesogt, as ich well sie schenken die zinnerne kneplich vin die plidern[388]) welin sie mir weisen a schrettle;[388 b]) ich hob bald mit die zehn obgerissen alle kneplich un hob sie gegeben, plizim hob ich dersehen epes wie a rabe katz mit a jarmilke auf'm kop, un alle jünglech hoben sich zeschrigen: „schrettle, schrettle!" ich kenn eich sogen, ich hob sich taki poschut mechajeh gewesen; epis a stik gesund is mir zugekommen; nor dernoch, as ich bin gewahr geworen, as sie hoben mir gor obgenarrt mit a proster katz, hot mich epes aso verdrossen, wie sakones.[389]) — nischmer wos hot mich zu verdrissen? a kunz[390]) a klein jüngel ob zunarren? man narrt heint ob a sach eltere menschen! — vor a kerbel redet man sie ein, as Abraham, Isaak und Jacob tanzen mit'm rebben zu der melaweh malkah,[391]) un Sara, Rifke, Rahel un Lea plisken in die jomperkes[392])... chotsch der chossid kukt sich arüm auf alle seiten un seht nit keinem; wos helfet es ober, der rebbe schreit fort: baruch habba[393]) R. Abraham, sitzt anider! iskozil[394]) kummt Soreh, wos macht ihr gutsch R. Izchak? wos steht ihr Leah? — No mus sich der chossid nochstippen[395]) der karrete.[396]) Sogt, is er denn nit narrischer vin mir? — Ich hob chotsch gesehen a katsch mit a jarmelke un er seht sich gor a feig[397])!... — Nischmer, wos soll ich reden? ich weiss, es wet punkt aso helfen, wie ein arbis (Erbse) an der wand; ot lauft sich aus tainen[398]) mit 689,000 polische gabeites un mit 18 schock drifkes,[399]) wos sie allein thun alles bös, un seinen allein, wos

---

[388]) Hosen, poln. [388 b]) S. die Anm. S. 73. [389]) fast gefährlich, hebr. [390]) Ist es eine Kunst? Jarg. [391]) Sabbathschlußmahlzeit, wörtlich: die der Königin (dem Sabbath) das Geleite gibt. [392]) spielen mit Würfeln, Jarg. [393]) Gebenedeit sei, der da kommt! [394]) Willkommen, Jarg. [395]) nachschieben. [396]) Chaise, Jarg. [397]) leere Faust, Jarg. [398]) unterhandeln. [399]) Kupplerin, russ.

in der Kart steht,[400]) un as es kummt zu epes, laufen sie zu die güte jüden un reissen kworim auf seier bös wunder.

Mir dacht, die güte jüden allein sollen sich berechnen mit wemen sie handeln, mit wemen sie verbringen die welt: mit kreintsche, die gabeite, mit Feigele, die vorsogoren in die schül, die Süssel, die gotteche, mit Breindel, die sprecherin, mit Wittje, die Kurlapnize,[401]) mit tausender schlepetsches,[402]) wos men ken sie einreden auf'n himmel sei a jerid[403]) un sie sollen meinen, es is toroth lokschen;[404]) awaddai, sie sollen dos alles wollen berechnen, wollten sie awekgeworfen die wüste parnosse[405])! — nor ich mein, as sie allein essen sich auch aus die gall! — es is ober verfallen! itlicher güter jüd is nebech verkauft bei dem gabbai; wos weisst alle ssödes[406]) un halt ihm auf der arende;[407]) un mehr noch bei sein rebbzin, un wie bald sie chapt ihm in die lapkes[407 b]) arein, a do is er schon verfallen: du mann, sogt sie, horewe,[408]) werd zerschwarzt, narre die welt, handel mit die trebe-trossnikis;[409]) werd müde redendig mit tausend drifkes a tog, abi ich soll hoben a sach Zierung, a sach kleider, a sach diensten, a sach pokojes![410]) — un zum emes, is sie denn nit gerecht? — wos für a jüdene wollt es besser gewesen, as men nemmt a verdrippet[411]) medel R. Schimzes a leiblich geschwisterkind, wos bei dem vetter R. Schimtze hot sie geschnitten lemischke[412]) vor fleisch, un fin

---

[400]) sprüchwörtl. jüd. Redensart für einen verkommenen Menschen, = alles, wornach man in den Karten sucht, wenn man durch Kartenlegen den Uebelthäter zu errathen sucht. [401]) Eine Frau, die sich vom Diebstahl mit Hühnern ernährt, aus dem Polnischen. [402]) Herumstreicher, Jarg. [403]) Messe, Jarg. [404]) eine Nudellehre = als wäre es etwas, das zum Leben nöthig ist, Jarg. [405]) Erwerbsart, hebr. [406]) Geheimnisse, hebr. [407]) hält ihn wie einen Pächter. [407 b]) Hände, poln. [408]) arbeite, poln. [409]) Leute, die mit unerlaubten (trebe) Gegenständen handeln, Jarg. [410]) Zimmer, poln. [411]) schmierig, verächtlich, poln. [412]) Name einer Mehlspeise, Jarg.

karsches[413]) hot sie gemacht golubtschikes, nor vor ihr jiches[414]) hot man sie genommen! chlebin fort, R. Schimtsches geschwisterkind...! — nehmt asons un men thut es on mit brillantene sokenbendlich, mit schichlich, gestikt mit perl, mit a mantel vin kotschkene keplech,[415]) un noch asoine tausenderlei ausbrengerei; a steiger, wie die M..... wer rebbezin führt aus: bodai[416]) 15 tausend kerblich soll kosten die welt, abi Aron Puk soll sitzen in turme. dervorweil er hot ihr gesogt in a wertel, as sie wollt auch gekennt prawen[417]) a tisch mit junge leit...! aso brengt man nebech aus die welt; junge leitlich machen a täl[418]) vin seer bissel nadan,[419]) dos eidemil[420]) ganvet araus bei die weib die perl un entlaufen zum Rebben; der leiht geld bei almones un jesomim[421]) un schikt aso lang dem Rebben pidjones, bis er setzt on;[422]) do liegt beim schuster krank a weib, nehmt er dos letzte kerbel, wos er wollt sie nebech gekent rattewen[423]) dermit, un schikt es awek dem Rebben; der Rebbe krechzt aso lang, bis ihr geht do die koschere neschome aus! — A klall, men thut alle passlones,[424]) abi men trogt dem Rebben geld un weiter geld!...

Ich schwer eich beemunoh sch'li (bei meiner Treue hebr.) (ihr kennt sich mich nit für alügner), as ich hob allein gesehen mit meine augen erscht zurück mit 2—3 johr, is der Tsch....r Rebbe gewesen in unser stedtil. er is dort obgestanen a por schabbosim (Wochen) un hot genommen von tod un lebendig; nor wie viel er hot gemacht, hot keiner nit gewust; erst beim arausfahren, as er is schon gestanen vin jener seit greble (Graben, Stadtgrenze) un der narod[425]) is nachge-

---

[413]) Namen von Speisen, poln. [414]) Abstammung, neuhebr. [415]) Katzenköpfchen, Jarg. [416]) wenn auch, poln. [417]) unterhalten, russ. [418]) ein Haufen, hebr. [419]) Mitgift, Jarg. [420]) Eidam, Jarg. [421]) Wittwen und Waisen, hebr. [422]) bis er Bankerott gemacht hat, Jarg. [423]) retten poln. [424]) unnütze Dinge, talm. [425]) Publikum, russ.

laufen nach der karete, da hot er sich plizim anidergestellt, hot arausgestekt dem kop von der karrete un hot ausgerufen: „wer es wet mir geben 15 rubel, dem sog ich ihm zu: bani, chaji, mesone!“[426]) — derbei is gestanen epis ein orimer kapeluschnik,[427]) is er nit faul gewesen auf der pen un is gich[428]) awekgelaufen zurück in stedtil arein, un hot verkauft seine etliche bjedne[429]) kapeluschen halb umsonst un hot zunaufgeschlogen (gelöst) 15 kerblich, is gekommen verschopet[430]) un trogt dos geld. der olem hot aso mekanne gewesen[431]) dem kapeluschnik! men hot gemeint, wer weiss auf was für a mizweh er der Rebbe nemmt die 15 rubel. — nor as er hot schon gegeben das geld dem rebben in die hend arein, hot er a geschrei gethon: „heint jüden, seint gesünd! ich hob schon a gleichen missper[432]) 3000 kerblich“ un mit die red is er awekgeforen!....

Och! gefällt aach a bissel, wie ich bin verkrochen?[433]) nat[434]) euch gor vin schrettlich auf güte jüden?! — Ich hob dos gor nit gemeint, ich mein sich gor mein chumesch lernen. Ja, no, so hört denn aus! — chumesch hot mein rebbe gelernt, wos men darf gor kein besseres in der welt, epes aso gring, epes aso kerz, wos es is gor mechajeh nephoschess. a steeger, wie er hot mir getoitscht: „Ische, ein ische, ki thitma, as sie wet tome weren, wetakriw, un sie wet mokriw sein, korban, a corban, wehikriw, er soll makriw sein, hakkohen, der kohen, el hamisbeach, zum misbeach, beöhel moëd, in ohel moëd....[434 b]) a mol flegt er mir teitchen dos ohel moëd: dos beteitening!? — abissle schwerlich is mir gewesen die teitsch vin lo jossim

---

[426]) Kinder, Gesundheit, Nahrung, hebr. [427]) Hutmacher, poln. [428]) schnell, Jarg. [429]) geringe, poln. [430]) athemlos, Jarg. [431]) hat beneidet, hebr. [432]) Zahl, hebr. [433]) vom Text abgekommen, Jarg. [434]) sehet, Jarg. [434 b]) S. Uebersetzung S. 76.

alëha schemen,[435]) er soll nit thun, thun, thun areinthun kein bomel (Baumoel). aso is gewesen der chumesch, un der chibbur[436]) is auch nit erger gewesen. a kizur die Zeit steht nit; ich bin schon alt geworen 5—6 johr. ich hob mir schon gefunnen hamzoes[437]) wie aso zu entlaufen vin'm cheder, un wie ahin zu entlaufen. dos beste ort is gewesen in bod. die chassidim flegen mir afillu überschlogen;[438]) worin, bis seger 12[439]) sitzen sie allein in bod un schmissen potschten,[440]) nor dos hot mir gor wenig geart (gekümmert), worin, mein Rebbe is sich auch gesessen bis 12 a seger in bod, da hob ich sich alls versport demolt zu kumen in cheder, un vin nach 12 fleg ich sich schon kennen behalten in bod.

Ein mal, gedenk ich, as ich bin gekomen in bod arein noch 12 hob ich noch getroffen 2 eimgedarrte[441]) chosidemlich seinen gesessen auf der aiberster bank, einer hot gesucht in tallis koten die dritte makke vin mizrajim...[442]) un der andere hot gebrokt a papischel[443]) marchotke titin[444]) zu die nekijes;[445]) ich hob sich bald aruntergechapt unter dem kessel un hob sich zugehört, wos sie reden, wie ich hör, sogt aso einer zum andern: „wedlig[446]) es weist sich, wet sein grosse milchomes.“[447]) — „vin wanen weist du?“ sogt der anderer. „machmes[448]) der Jischmoël will die französisische bath malke[449]) var a weib.“ — „no, un er will sie ihm nit geben“? fregt jener — „I, schoteh! der Ischmoël is sich a melech bekippeh![450]) er mus sie ihm geben“. — „nischmer wos“? fregt jener. —

---

[435]) S. Uebersetzung S. 76. [436]) Commentar, neuhebr. [437]) Erfindungen, neuhebr. [438]) zwar pflegten mich die Chas. zu hindern, Jarg. [439]) 12 Uhr, poln. [440]) Neuigkeiten (Posten), Jarg. [441]) magere, Jarg. [442]) S. Uebers. S. 77. [443]) Papierchen, Jarg. [444]) Wischlappen, Jarg. [445]) Reinigungen, hebr. [446]) so wie es sich zeigt, poln. [447]) Kriege, hebr. [448]) weil, chald. [449]) Prinzessin, hebr. [450]) ein König in der Welt, d h. ein großer König, talm.

„nischmer dos", entwert der erster: „der kireh [451]) ist gewahr geworen vin der maase, so arbeit er gor maasim [452]) dervor". — „min hastam will er sie auch a ponim"! [453]) sogt der anderer. — „hörst du, wer fregt dich? Wos is? A narr is er. min hastam as der Ischmoël is a balem [554]) auf ihr, min hastam is sie a gute jephat toar." [455]) — „no, wos denn is gewesen"? fregt jener. — „es is awaddai schon gut gewesen. der kireh hot gestellt auf der Grenitz 2 gesünde kosaken mit lange wontsches, [456]) un hot sie ongesogt, as wen man wet die bath malke durch führen, sollen sie sie aufchapen. kach haweh! [457]) sie hoben sie geharget, geschlogen, as sie is kaum a lebendige entlofen. verstehst du schon was dervon kann nizmach werin"? [458]) — „wos denn"? fregt der andere — „staits!" [459]) Alle malchusim (Reiche, Herrscher) hoben geschikt stacheten (estafetten), men soll chappen die 2 kosaken. nor seer trefe glück [460]) is, wos sie hoben sich verstellt var gerim, [461]) un hoben sich ausbehalten bei a melammed in a keller, nor leeth ateh [462]) thut sich huschach [463]) zwischen die malchusim"! —

Mir hot die maase sehr getaugt. zu wos darf ich mir behalten in bod, wo hunderter augen sehen mich; bei mein taten is auch gewesen a keller, da hob ich sich mejaschew [464]) gewen un bin arein in keller arein; un as ich hob gehert, dos die mame geht noch a berik, [465]) do hob ich ongehoben warfen mit steiner! — no, no, sollt ihr sehen wos ich hob ongemacht dermit! mein kawone [466]) is gor nit gewesen auf dem, in stedtil

---

[451]) Der österr. Kaiser. [452]) er ergreift Maßregeln, oder: er ist sehr aufgebracht, Jarg. [453]) wie es scheint, hebr. [454]) Lusttragend, gierig, Jarg. [455]) Schönheit, hebr. [456]) Schnurrbärte, poln. [457]) so geschah es, chald. [458]) entstehen, hebr. [459]) was ist denn daran? [460]) ihr unverdientes (eigentlich unreines) Glück, Jarg. [461]) Proselyten, hebr. [462]) gegenwärtig, hebr. [463]) Gährung. [464]) habe ich mich besonnen, Jarg. [465]) rothe Rübe, poln. [466]) Absicht, neuhebr.

is ober bald araus a klang,[467]) as beim taten in keller is do a letz. — die mame hot schon gerufen sprecherines, der tate is awekgelaufen zum Rebben nach schmires — un do is schon take gewesen sof seman[468]) un ich hob gewusst, as ich well schon bei dem melammed nit lernen, do hob ich sich aufgehört zu behalten in keller — un der Rebbe is um sist. un um nischt nissgaddel[469]) geworen, as er hot dem letz araus getrieben. kurz geredt, men hot mich von dem melammed obgenommen, un men hot schon ongehoben zu schmiessen vin a gemore-melammed.[470]) mir hot es afillu nit geschmeckt, nor was kenn men thun? gemore is gemore!....*)

---

467) Geschrei, Jarg. 468) Ende des Semesters, hebr. 469) berühmt, neuhebr. 470) Gemara = Lehrer. Gemara ist die Auslegung und Erörterung zum Text der Mischna, d. i. dem Codex der außerbiblischen jüdischen Gesetzessammlung. Ihr Studium ist das Centrum aller Studien der rechtgläubigen Juden.

*) Schlußbemerkung. Wo in der Uebersetzung und den Erläuterungen S. 53—78 sich Abweichungen von dem Original und den Anmerkungen finden, hat die Berichtigung nach den letzteren zu geschehen.

Berichtigung:

Seite 28, Zeile 6 von unten ist statt „die Mission" „von der Mission" zu lesen.

Druck von E. Pöschel & Co. in Leipzig.

Druck von C. Pöschel & Co. in Leipzig.